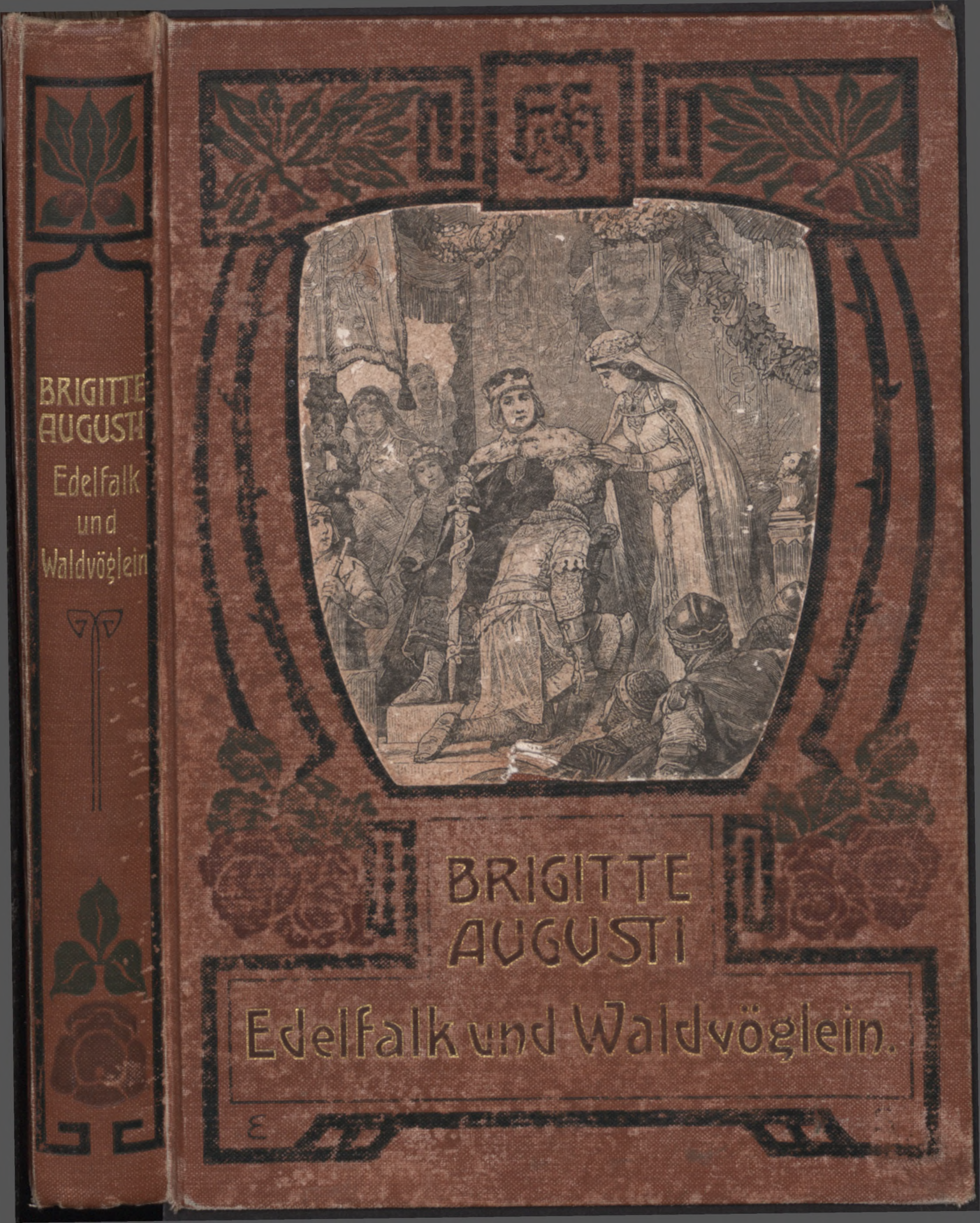
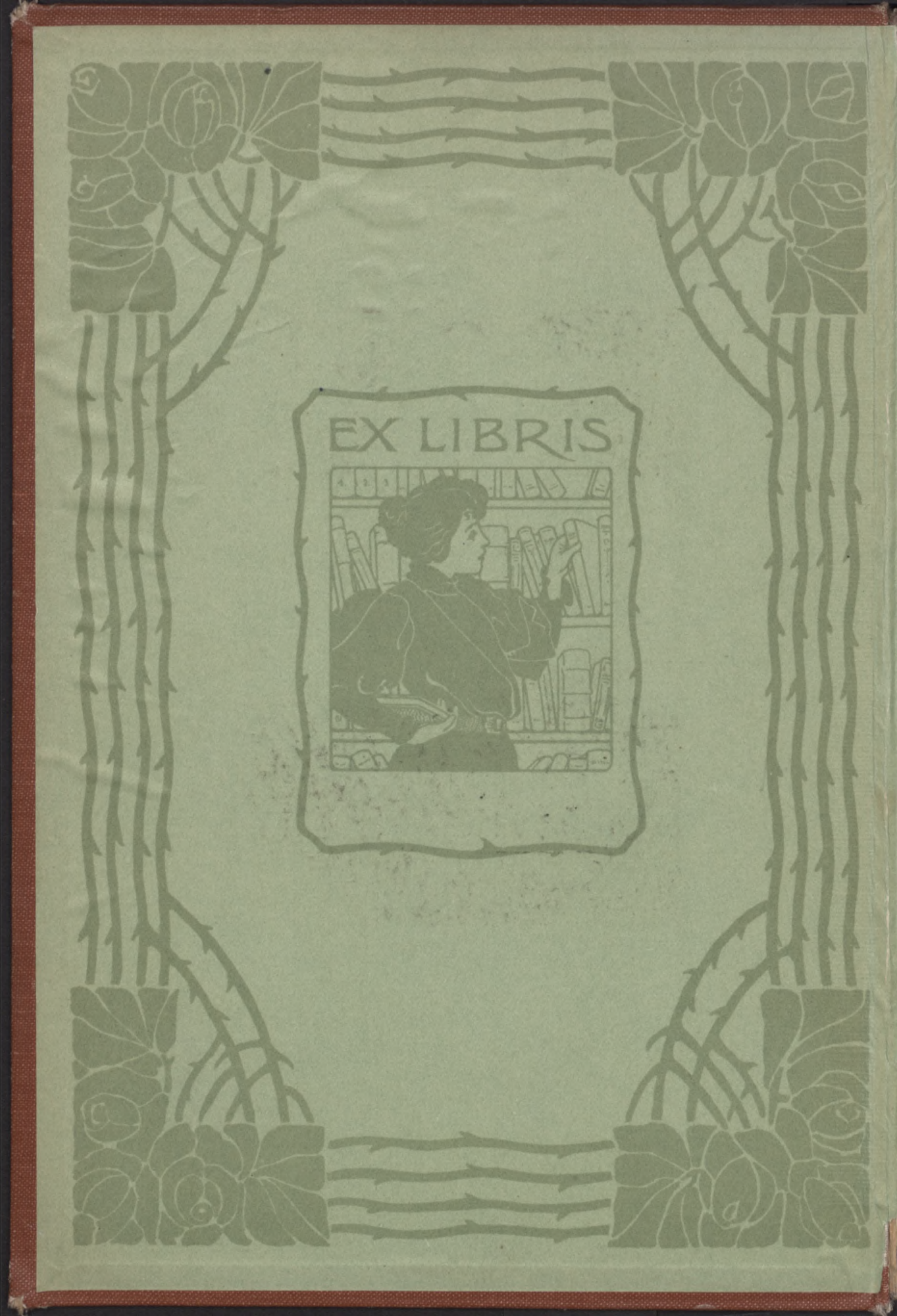
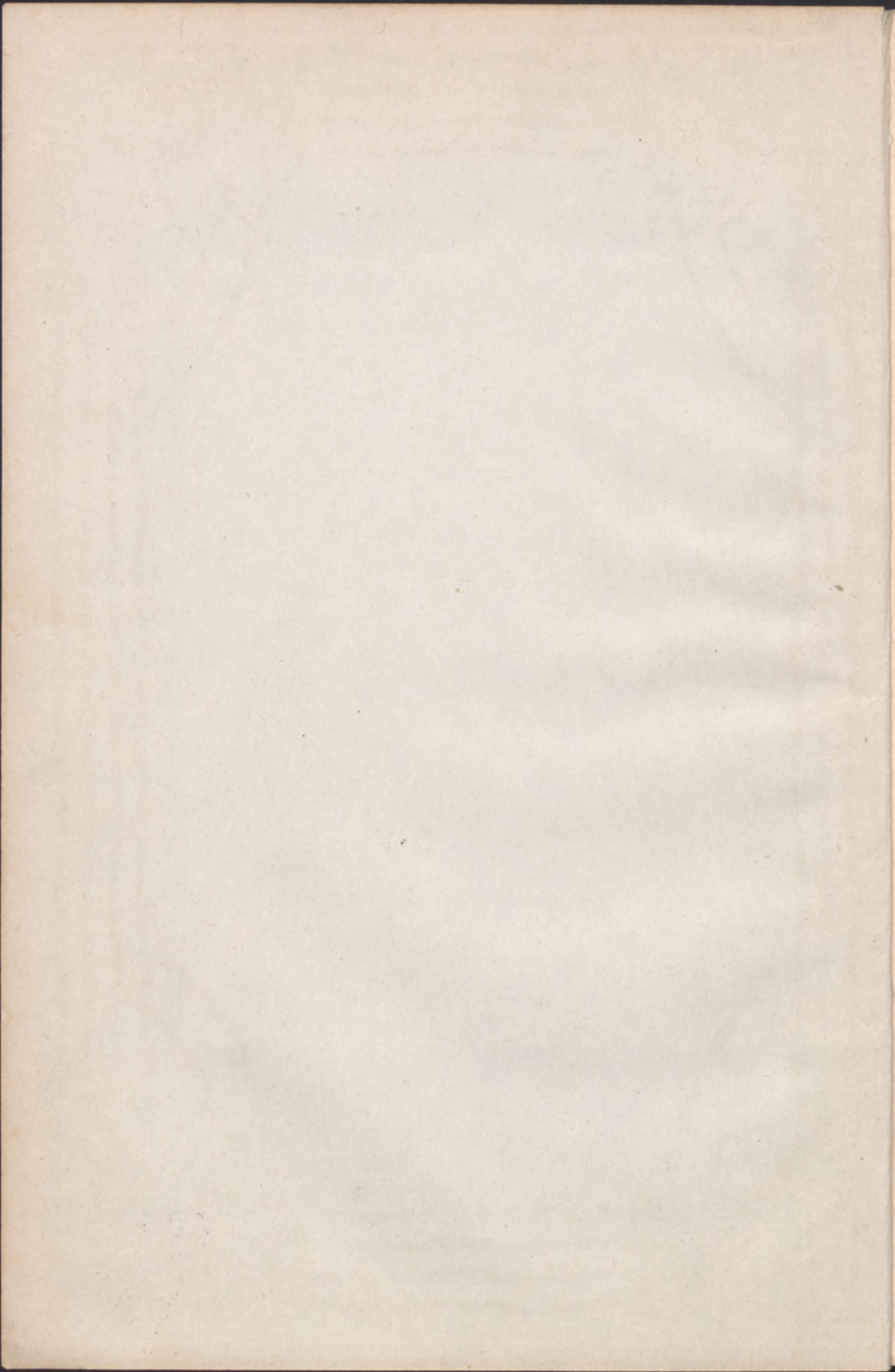

BRIGITTE
AUGUSTI
Edelfalk
und
Waldvöglein
BRIGITTE
AUGUSTI
Edelfalk und Waldvöglein.


EX LIBRIS


Aus der
Bücherei
v. Sydow



Hertha Christoph

An deutschem Herd

Kulturgeschichtliche Erzählungen aus alter und neuer Zeit mit besonderer Berücksichtigung des Lebens der deutschen Frauen

von

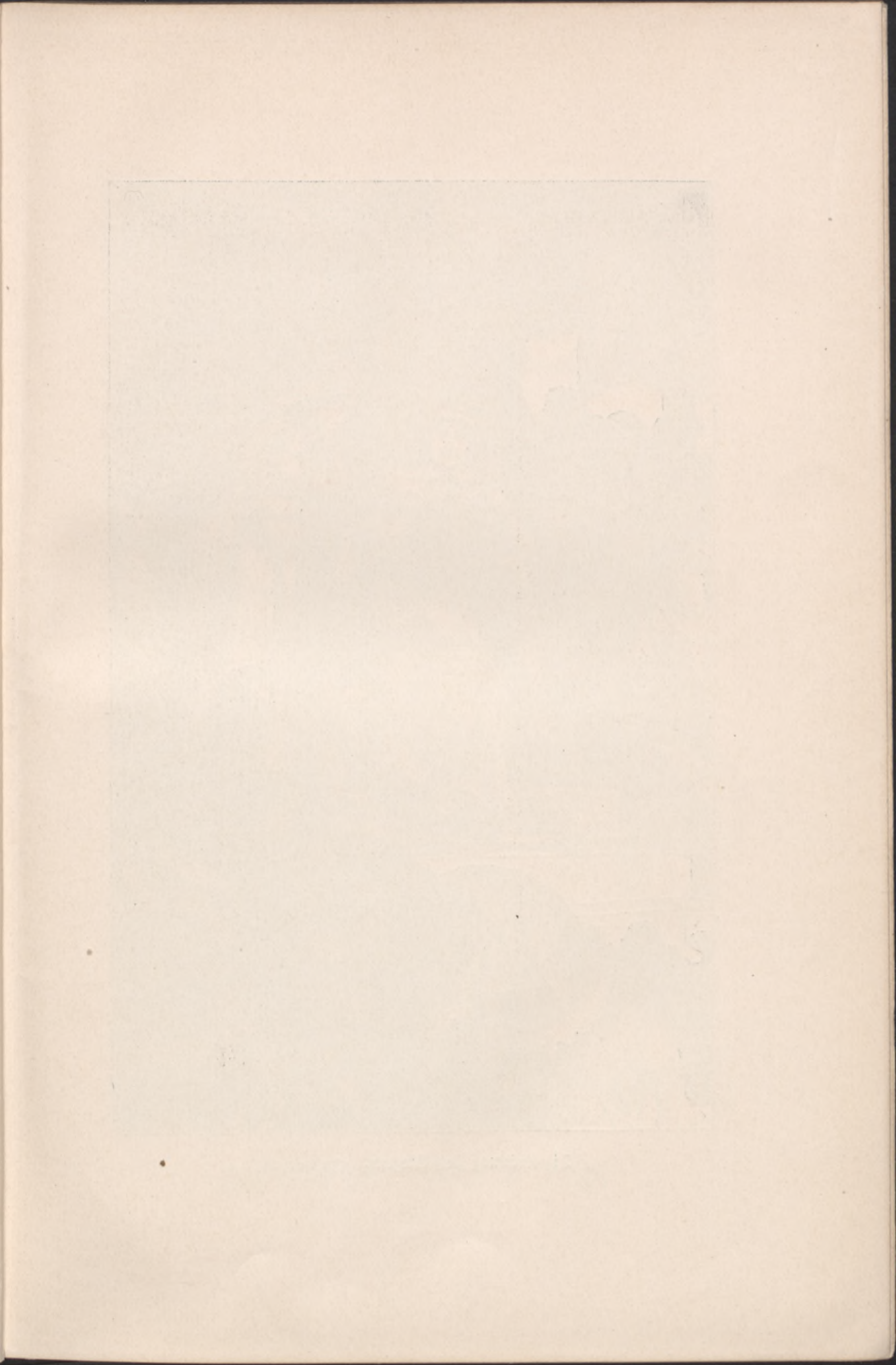
Brigitte Augusti

Erster Band:

Edelfalk und Waldvöglein



Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig
1912





Die Krönung des Siegers. (Zu Seite 86.)

Edelfalk und Waldvöglein

Kulturgeschichtliche Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert

von

Brigitte Augusti

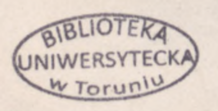
Mit zwölf Bildern nach Zeichnungen von Professor Woldemar Friedrich

Dreizehnte Auflage





Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig
1912



Vorbemerkung der Verlagsbuchhandlung.

Der große Gedanke, der Freytags „Ahnen" zugrunde lag: ferne Zeiten deutscher Vergangenheit lebendig zu machen, trockene Zahlen und tote Namen mit Fleisch und Blut zu bekleiden und der Anschauung späterer Geschlechter menschlich näher zu bringen, die allmähliche Entwicklung des geistigen Lebens, der äußeren Verhältnisse schrittweise zu verfolgen — gab uns die Anregung, ähnliches auf bescheidnerem Gebiet zu versuchen und die Jahrhunderte deutscher Geschichte vom Mittelalter bis zur Neuzeit für Gemüt und Verständnis der Jugend dichterisch zu gestalten. So entstanden unter Zugrundelegung der zuverlässigsten Quellenwerke die fünf Bände „Am deutschen Herd"*), und der Beifall, den sie fanden, bewies, daß wir in Brigitte Augusti die geeignete Persönlichkeit zur Ausführung des Planes gefunden hatten. Ihrer seltenen Hingebung an die übernommene große Aufgabe ist es zu danken gewesen, daß schon nach wenigen Jahren ein Werk vorlag, das bestimmt war, dauernd einen hervorragenden Platz in der Jugendliteratur einzunehmen. —

Wenn wir den vorliegenden ersten Band „Edelfalk und Waldvöglein" wiederum in neuer Auflage hinaussenden, so brauchen wir dem Werke den Weg zu den Herzen unserer Jugend wohl nicht erst zu bahnen; Unzählige haben es bereits gelesen und lieb gewonnen. Schon klopft es bei der zweiten Generation an und hofft bei den Töchtern auf den gleichen freundlichen Empfang, den ihm einst die Mütter bereiteten.

Leipzig. **Ferdinand Hirt & Sohn.**

---

*) I. Band: **Edelfalk und Waldvöglein.** (Erzählung aus dem 13. Jahrhundert.)
II. Band: **Im Banne der freien Reichsstadt.** (Erzählung aus dem 15. Jahrhundert.)
III. Band: **Das Pfarrhaus zu Tannenrode.** (Bilder aus der Zeit des 30jährigen Krieges.)
IV. Band: **Die letzten Maltheims.** (Aus der Zeit Friedrichs des Großen.)
V. Band: **Die Erben von Scharfeneck.** (Aus den Tagen der Königin Luise.)

═ Näheres siehe am Schluß des Buches. ═

Prolog.

Auf geht der Vorhang! und die Bühne zeigt
Euch halb vertraute und halb fremde Bilder:
Aus tiefem Tal bis auf die Höhen steigt
Der Hochwald, dunkler noch als heut' und wilder.
Dort hauset noch mit königlichem Recht
Der Bären und der Wölfe grimm Geschlecht.

Stolz ragt die Burg am steilen Felsenhang,
Und innen blüht ein ritterliches Leben.
Die weite Halle tönt von Becherklang,
Im Waffenspiel sich kühn die Arme heben.
Vom Söller hoch das Edelfräulein winkt,
Indes von unten Lied und Harfe klingt.

In seinem Hof der freie Bauer wohnt,
Ein altes Recht schützt die vererbten Grenzen.
Der Hände Arbeit reich der Acker lohnt,
Froh eilt das junge Volk zu Spiel und Tänzen,
Und alles lauscht, wenn hell die Fiedel klingt,
Ein fahrender Gesell sein Liedchen singt.

Doch mitten in das bunte Leben schallt
Ohn' Unterlaß der Ton der Kirchenglocken,
Die Seelen all, mit liebender Gewalt,
Fest in der Kirche treue Hut zu locken;
Der Fürst, der Bettler beugt vor ihr das Knie,
Denn über alle herrscht als Mutter sie.

So spielt ein Stück sich ab auf heim'schem Grund,
Das vielfach seltsam Euch und fremd erscheinet;
Doch schaut Ihr näher zu, so wird Euch kund,
Daß deutsche Treu' auch hier die Herzen einet.
Dem Dichter seid, den Spielern hold gesinnt!
— Da tönt das Glöckchen — und das Spiel beginnt.



Einleitung.

Wenn wir heutzutage, vom schnellen Dampfroß gezogen, die gesegneten Fluren der sächsischen Lande durcheilen, wenn uns überall blühende Städte und Dörfer begrüßen, rauchende Schornsteine von dem Gewerbefleiß der Bewohner zeugen und das Ab- und Zuströmen der Reisenden auf eine zahlreiche Bevölkerung schließen läßt — oder wenn wir die reizenden Berge und Täler des Thüringer Waldes durchstreifen, überall gebahnte Wege, auf jeder Höhe ein einladendes Gasthaus finden, in welchem den Müden ein Obdach, den Hungrigen Speise und Trank erwartet: dann lassen wir es uns wohl nicht träumen, wie unendlich verschieden der Anblick war, den diese Gegenden vor sechs- oder siebenhundert Jahren unsern Voreltern darboten. Unermeßliche Wälder bedeckten den Boden mit dem Schatten uralter Bäume; in den Waldsümpfen hatten große Herden von Wildschweinen ihr Lager; der braune Bär, der alte König des deutschen Waldes, suchte in hohlen Baumstämmen nach wildem Honig; Rudel von Wölfen hausten im Innern und führten einen beständigen Krieg mit Hirschen, Rehen und dem kleineren Getier. In weiten Zwischenräumen erhoben sich menschliche Wohnungen, die sich zu geschlossenen Dörfern zusammendrängten oder in kleinerer Zahl um ein Kloster scharten, denn die Klöster waren von alter Zeit her die Begründer der Kultur und wo sich der Klang der Glocken und heiligen Gesänge hören ließ, da verstummte bald in der nächsten Umgebung der krächzende Schrei der Raben oder das Geheul der hungrigen Wölfe, um menschlichem Tun und Treiben Platz zu machen.

Rauhe, oft grundlose Wege, die fast nur für Reiter und Fußgänger benutzbar waren, verbanden Dörfer und Städte miteinander, aber auch die letzteren hatten wenig Ähnlichkeit mit denen unsrer Tage. Stammten auch Magdeburg, Erfurt und andere schon aus uralter Zeit und rühmten sich, ihre Gerechtsame von Karl dem Großen erhalten zu haben, wurden sie auch mehr und mehr die Heimstätten zunehmender Gesittung, wachsenden Reichtums, der Kunst und Wissenschaft, so zeigte doch ihr Aussehen nach unsern Begriffen noch wenig von städtischer Ordnung und Sauberkeit; einzelne stattliche Gebäude wechselten mit elenden Lehmhütten und wüsten Plätzen ab, und mitten in der Stadt

dehnten sich zuweilen Wasserlachen aus, auf denen Enten und Gänse schnatternd umherschwammen. Tiefe Gräben und hohe Mauern schlossen die Stadt ein, denn die Bürger mußten stets auf Überfall und Verteidigung gefaßt sein. Noch war Friede und Sicherheit etwas Unbekanntes in deutschen Landen: der hervorstechende Zug des Mittelalters war der Kampf; Kämpfe gab es zwischen Kaiser und Papst, zwischen Lehnsherren und Vasallen, zwischen Rittern und Bürgern, zwischen dem Edelmann und dem Bauer. Selbst die Lust und Erholung nahm die Form des Kampfes an; wenn Ritter und Knappen nicht in Krieg und blutiger Fehde begriffen waren, so suchten sie Turniere und Waffenspiele als liebste Beschäftigung auf, und oft nahmen diese eine so ernste Gestalt an, daß nicht nur schwere Verwundungen, sondern sogar der Tod dem glänzenden Spiele ein Ende machten.

Aber mitten unter den zahllosen Kriegen und Kämpfen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts drängten sich doch unwiderstehlich tausend kräftige Keime des geistigen Lebens ans Licht. Die Kreuzzüge hatten auf alle Schichten des Volkes belebend eingewirkt; auch die Daheimgebliebenen wurden durch die gewaltige Bewegung, die Tausende in die Ferne trieb, wie durch die Berichte der rückkehrenden Pilger und Krieger aus dem bisherigen einförmigen Hinleben aufgerüttelt und fingen an zu begreifen, daß es außerhalb ihrer kleinen, engen Welt noch eine unermeßliche große gäbe, in der eine heißere Sonne und glänzendere Sterne leuchteten, schönere Blumen blühten und reichere Schätze aufgehäuft lagen, deren Wunder sich in der Phantasie der Erzählenden und Hörenden zu immer märchenhafterer Pracht und Herrlichkeit verklärten. So drang der Sinn für Schönheit und Luxus, für Verfeinerung der Sitten und der Lebensweise allmählich auch in Deutschland ein; an den köstlichen Stoffen, dem glänzenden Schmuck Italiens und des Morgenlandes bildete sich die Freude an leuchtenden Farben, an zierlichen Formen aus. Zugleich durchdrang eine unbeschreibliche Freude an Gesang und Dichtung die ganze Nation; an den Höfen sangen Fürsten und Edle zum Klang der Harfe von Rittertugend, von Heldentaten und zarter Minne, fahrendes Volk sang zur Fiedel und Laute in den Burgen, in Städten und Dörfern und ließ auch die Kleinen und Ungebildeten an der allgemeinen Sangesfreude teilnehmen. Das kraftvolle Geschlecht der Hohenstaufen, das ein Jahrhundert lang Deutschland beherrschte, umgab die deutsche Kaiserkrone mit Glanz und Macht und lieferte den Sängern aller Kreise reichen Stoff für Lied und Sang.

So brachte diese Zeit, in der unserem heutigen Gefühl vieles noch unendlich rauh und roh erscheint, eine hohe Blüte über unser deutsches Vaterland, und es dürfte nicht uninteressant sein, zuzusehen, wie sich unter diesen allgemeinen Bedingungen das Leben der einzelnen gestaltete; deshalb bitten wir unsere jungen Leserinnnen, uns getrost zu folgen, wenn wir einen Streifzug in diese fernen Tage unternehmen. Wir versetzen uns in die Zeit, da Friedrich der Zweite, der Enkel des großen Barbarossa, nach Deutschland gezogen war, um dem Welfen Otto von Braunschweig die mühsam erstrittene Kaiserwürde zu entreißen und sich selbst mit der kaiserlichen Krone zu schmücken. Acht Jahre lang blieb er in deutschen Landen, um seine Herrschaft zu befestigen, dann bewog er durch seinen Einfluß die deutschen Fürsten, seinen neunjährigen Sohn Heinrich zum deutschen König zu erwählen und als seinen Stellvertreter anzuerkennen, während er selbst nach seiner eigentlichen Heimat, Italien, zurückkehrte. Unsere Erzählung beginnt etwa im Jahre 1216 und überspringt dann im nächsten Kapitel einen Zeitraum von zehn Jahren.



Erstes Kapitel.

Der Überfall.

Auf der Heerstraße, die von der alten Reichs- und Handelsstadt Nürnberg nordwärts führte, bewegte sich langsam und schwerfällig eine Reihe beladener Wagen dahin. Die kräftigen Pferde hatten Mühe, ihre Last durch die Unebenheiten des Weges fortzuschleppen, der aus der sandigen Ebene allmählich in hügeliges Waldland überging, und die Fuhrknechte mußten mit hü und hott, mit dem fortwährenden Knallen ihrer gewaltigen Peitschen das Ihrige tun, um den Zug im Gange zu erhalten. Ein Häuflein berittener Stadtsoldaten umgab die Wagen, auch der Kaufmann, der nebenher ritt, war gut bewaffnet, denn es war eine unsichere Zeit, und man mußte stets auf feindselige Überfälle gefaßt sein. Im letzten Wagen saß unter einem Schirmdach eine Frau im langen, grauen Reisemantel, der die ganze Gestalt einhüllte; hin und wieder lüftete sie die Kapuze, um in die waldige Gegend hinauszuschauen, die heute unter dem trüben Himmel recht eintönig erschien. Wenn der Wagen gar zu unsanft in ein Loch des Weges fiel, stieß sie einen kleinen Schrei aus und lehnte sich dann ganz ergeben in ihre Ecke zurück.

„Wie geht es Euch, Jungfrau Agnete?“ fragte der Kaufmann, in dem er sein Pferd dicht an den Wagen heranlenkte.

„Nicht zum besten, lieber Herr,“ antwortete ihm eine frische Stimme, „meine Glieder müssen schon grün und gelb sein von all den Püffen und Stößen, die sie erhalten haben, und ich fühle mich so steif, als könnte ich nie wieder gehen, geschweige denn mich jemals wieder im fröhlichen Reigen schwingen. Ich wollte, Euer Herr Bruder hätte mich lieber auf ein muntres Rößlein gesetzt, statt mich in diesen abscheulichen Kasten zu sperren.“

„Ihr hättet auf dem Rößlein auch nicht so weich gesessen wie daheim auf den Federkissen Eurer Ruhebank,“ lachte der Begleiter; „auch

erkenne ich mit Vergnügen, daß Eure flinke Zunge noch nichts von ihrer Beweglichkeit eingebüßt hat. Noch ein paar Stunden Geduld, dann machen wir für heute Rast."

Die zunehmende Dämmerung, die sich im tiefen Waldesschatten noch viel früher bemerkbar machte als im Freien, gebot der Weiterreise endlich Halt; man suchte eine kleine Lichtung seitwärts von der Heerstraße auf, schob die Wagen nah zusammen, schirrte die Pferde ab und rüstete das Nachtlager. Weder ein Dorf noch eine Herberge war in der Nähe, und der Kaufmann suchte auch kein Obdach, man war im Schutz des Waldes immer noch am besten gegen die Ritter vom Stegreif, die schlimmsten Feinde eines Warenzuges, gesichert. Die Soldaten schichteten Reisig zu riesigen Haufen zusammen und entzündeten zwei helle Feuer, welche seltsame Lichter über die Bäume und das niedrige Gesträuch warfen; um das eine lagerten sich die Knechte, an dem andern nahmen Agnete und der Kaufmann Platz und sprachen den Eßwaren zu, die man zur Wegzehrung mitgenommen hatte. Plötzlich hörte man melodische Laute durch das Waldesdunkel schallen; offenbar waren es zwei Stimmen im Wechselgesang, und wenn die Worte auch nicht verständlich waren, so klang die Weise doch so frisch und froh, daß die Hörer sogleich merkten, es müßten friedliche Wanderer sein, die sich also den Weg verkürzten.

„He holla!" klang es jetzt durch das Dickicht, „wer seid ihr, die ihr in dieser Nacht ein freundliches Feuer entzündet habt? Seid ihr böse Geister, die uns necken und ins Verderben locken wollen, oder Menschen von Fleisch und Blut wie wir?"

„Wir sind Reisende," rief der Kaufmann zurück, „und wenn ihr nichts Böses im Schilde führt, so kommt heran, ihr sollt uns willkommen sein. Tragt ihr aber feindliche Absicht im Herzen, so wisset, daß wir mit Lanzen und Schwertern wohl bewaffnet sind."

„Steckt die Schwerter in die Scheide," klang es jetzt aus nächster Nähe zurück, „wir haben keine andere Waffe als einen Stecken." Das Geäst teilte sich, ein kräftiger Mann mit hellen Augen und braungelocktem Haar, die Fiedel auf dem Rücken und begleitet von einem halbwüchsigen Knaben, der ein bescheidenes Bündel trug, sprang auf den Platz und begrüßte die beiden Reisegefährten mit fröhlichem Lachen und biederem Händedruck.

„Das nenne ich ein unverhofftes Glück!" rief er; „mein Bube und ich hatten uns arg verrechnet, denn wir hatten gehofft, noch vor Ein-

bruch der Dunkelheit ein Dorf zu erreichen. Wir waren wenig froh, hier allein im Walde lagern zu müssen, ohne Speise und Trank, während das Singen und Wandern doch wackeren Hunger und Durst schafft."

„Langt nur zu," sagte der Kaufmann gutmütig, „wir haben genug, um auch noch ein paar lustige Vögel zu sättigen; zum Dank vertreibt ihr uns die Zeit mit euern Liedern, denn der Abend ist lang, und dem Jungfräulein da hat's an Unterhaltung schon sehr gefehlt."

Das ließen sich die beiden fahrenden Sänger nicht zweimal sagen; sie sprachen der kräftigen Kost tüchtig zu und feuchteten ihre Kehlen mit manchem Schluck fränkischen Weines an. Dann aber zog der ältere die Fiedel hervor, und zu ihren Klängen begann er zu singen:

Wenn holde Blumen aus dem Grase springen
Und aufwärts lachen zu der lichten Sonne,
Am frühen Morgen in der Maienzeit —
Wenn all die kleinen Vöglein lieblich singen
In ihrem besten Ton, voll Lust und Wonne —
Womit vergleich' ich solche Herrlichkeit?

Man glaubt schon halb zu sein im Himmelreiche;
Und soll ich nennen, was sich dem vergleiche,
So sag' ich euch, was allezeit
Mir hat gelabet Herz und Augen
Und wieder labte, säh' ich's heut'!

Das ist ein edles Weib in reiner Schöne,
Zierlich geschmückt, mit Blumen reich umwunden,
Der sich zu Spiel und Scherz Genossen einen.
Da jauchzen hoch des Frohsinns helle Töne,
Es fliehen schnell dahin die wonn'gen Stunden,
Bis statt der Sonne uns die Sterne scheinen.

Viel schöne Gaben tut der Mai uns bringen,
Doch Höheres nicht wüßt' ich zu besingen,
Als eine minnigliche Frau.
Gern lass' ich alle Blumen stehen,
Wenn ich dies holde Wunder schau'.

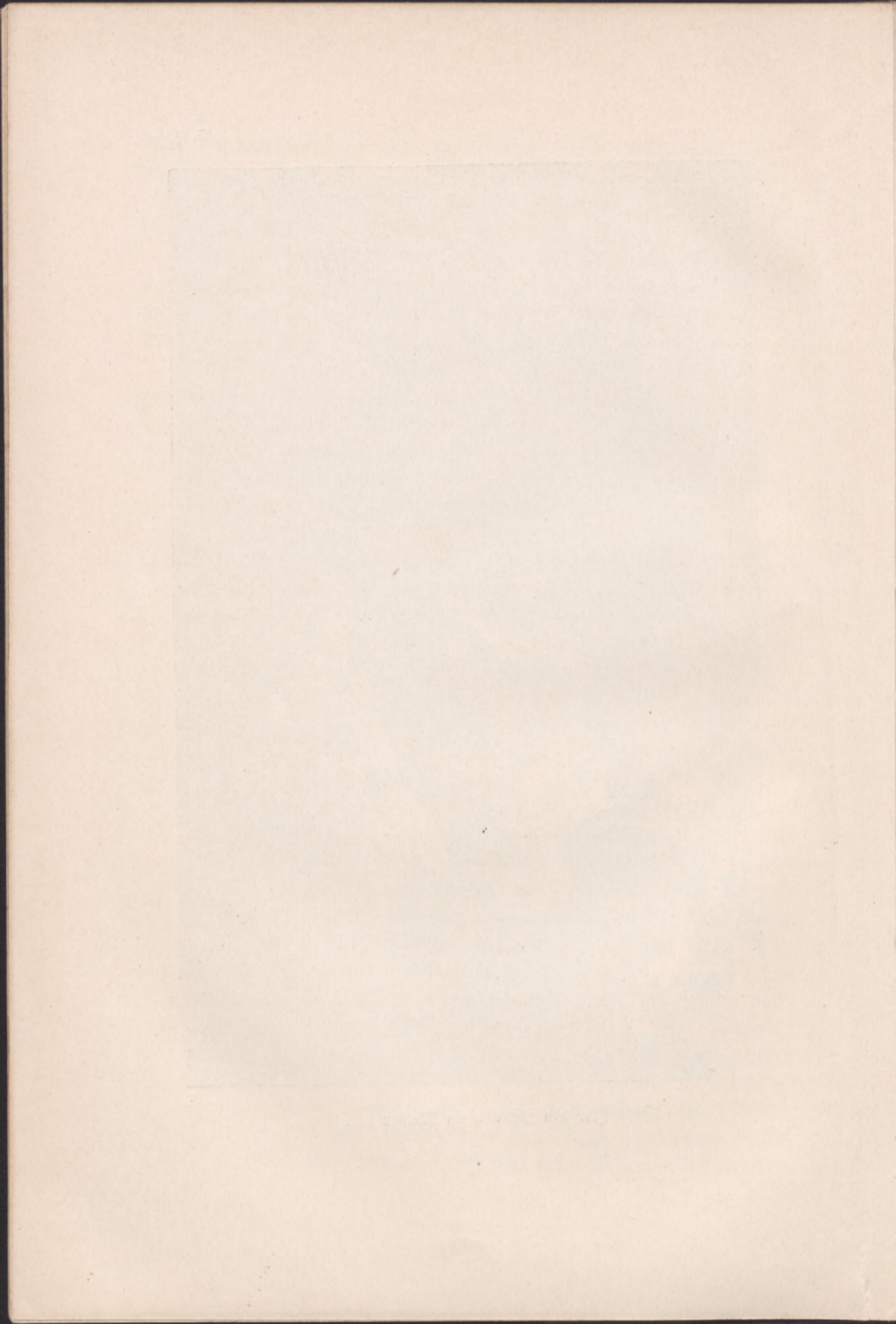
(Nach Walter v. d. Vogelweide.)

„Das ist schön!" sagte Agnete, „Ihr seid fürwahr ein Meister, wenn Ihr das alles aus Euerm Herzen heraussingt. Und jetzt dünket mich's, ich sollte Euch kennen — seid Ihr nicht Meister Guntram, der

(S. 14.)



Ihr seid fürwahr ein Meister . . .



vor ein paar Wochen auf der Hochzeit des Nürnberger Ratsherrn so liebliche Lieder sang und so schön zum Tanz aufspielte?"

„Und seid Ihr nicht das muntere Fräulein, das des Tanzens nicht müde wurde und nach jedem höfischen Ridewanz immer noch einen lustigen Hoppoldei begehrte?"

„O, wir Mädchen wollten alle gern tanzen," entgegnete Agnete errötend, „und Eure Weisen waren so fröhlich, daß die Füße von selber zu hüpfen begannen und das Herz dazu."

„Findet Ihr denn wirklich eine Befriedigung darin, Meister Guntram," fragte der Kaufmann, „so vogelfrei im Lande umherzuschwärmen und immer nur zu fiedeln und zu singen? Mich dünkt, Ihr seid zu Besserem geboren, denn Ihr seid anders als das gewöhnliche fahrende Volk."

„Gibt es denn etwas Besseres, Herr, als so leicht beschwingt dahinzuziehen und das frei herauszusingen, was alle Herzen bewegt — die Freude an der lieblichen Gotteswelt oder die Begeisterung für große Taten oder die süße Minne? So vogelfrei wie die meisten Spielleute bin ich übrigens nicht; ich habe ein schmuckes Häuschen im heimischen Dorf, und im Winter weiß ich mir nichts Lieberes, als bei meinem guten Weibe und meinem herzigen Bübchen zu sitzen und allerlei ehrliche Hantierung zu treiben. Aber seht, wenn es Frühling wird und der Saft zu kreisen beginnt, wenn es überall treibt und knospet und blüht und die Vögel singen — da leidet's mich nicht mehr zwischen den engen Wänden, da treibt es mich übermächtig hinaus in die schöne, freie, sonnige Welt, und ich muß wandern und meine Lieder in die Weite hinausschmettern — sonst würden sie mir die Brust zersprengen. Da ziehe ich denn umher, und wo ich erscheine, finde ich offene Türen und freundliche Gesichter zum Willkommen, sei's an den Höfen der Fürsten oder unter der Dorflinde der Bauern, in den Städten oder Burgen, und je mehr ich hinaussinge, desto stärker treibt es von innen nach, so daß des Singens und Sagens kein Ende ist."

„So möchte man die ganze Nacht sitzen und würde nicht müde werden zu lauschen", sagte das Mädchen träumerisch; aber der Kaufmann erwiderte in entschiedenem Ton:

„Das wäre unklug, Jungfrau Agnete, denn die Nacht ist zum Schlafen gemacht, und nur wer sich gründlich ausgeruht hat, kann am andern Morgen mit frischer Kraft ans Werk gehen. Erlaubt, daß ich Euch in Euern Wagen zurückführe."

Sie wagte keinen Widerspruch, sondern kletterte gehorsam auf den engen, unbequemen Sitz; während sich die Männer in ihre Mäntel gewickelt an die Erde legten und nur noch die bestimmten Wächter die Runde machten, fiel Agnete in den gesunden Schlaf der Jugend, aus dem sie nicht eher erwachte, als bis der erste rosige Schimmer den Horizont färbte.

Auch die Knechte und Soldaten waren erwacht; es begann ein lebhaftes Treiben, Rufen und Hin- und Herlaufen, bis nach Ablauf einer Stunde alles gerüstet war und der schwerfällige Zug sich von neuem in Bewegung setzte. Heute, im hellen Sonnenschein, schaute alles anders und heitrer aus als gestern unter den hängenden Wolken; der Kaufmann ließ sein Pferd führen und wanderte mit Guntram und Agnete durch den taufrischen Wald, während lebhaftes Gespräch die gemeinsame Reise verkürzte. Der Spielmann erzählte von seinen Wanderungen, die ihn bis nach Frankreich und Italien geführt hatten; der Kaufmann sprach von den mancherlei Schwierigkeiten, die sein Beruf mit sich brachte.

„Mein Großvater,“ sagte er, „der als steinalter Mann in unserem Hause lebt, weiß von einer Zeit zu erzählen, wo die Kaufleute mit ihren Waren ungefährdet ihre Straße zogen, aber das ist längst vorbei. Damals lebte der große Kaiser Rotbart noch, der mit starker Hand das Regiment im Lande führte; er zerbrach die Burgen der Raubritter und strafte ohne Ansehen der Person jeden, der einen friedlichen Bürger oder Bauer kränkte. Aber seit er die Herrscheraugen geschlossen hat, ist es von Jahr zu Jahr schlimmer geworden; in dem Widerstreit seines Sohnes Philipp mit Otto von Braunschweig ging Recht und Ordnung in deutschen Landen unter, und nun wissen wir ja kaum noch, ob wir einen Kaiser haben. Friedrich, der jetzt um die höchste Würde wirbt, mag ein hochbegabter Mann sein, aber er ist nicht unter uns geboren und aufgewachsen, und ob er gleich ein Hohenstaufe ist, so weiß doch keiner, ob er ein rechtes Herz für Deutschland und eine kräftige Hand zur Heilung seiner Wunden haben wird.“

Während er noch sprach, entstand bei den vordersten Wagen eine Verwirrung; man hörte lautes Schreien und Fluchen, und ein paar Augenblicke später kam der Anführer des Soldatentrupps mit verhängten Zügeln angesprengt. „Herr,“ schrie er, „im Graben an der Brücke liegt ein Fähnlein Knappen des Rothensteiners; sie weigern uns den Übergang, wenn Ihr nicht Zoll- und Brückengeld zahlen wollt.“

„Beim heiligen Sebaldus!“ rief der Kaufmann zornig, „ist der Rothensteiner toll geworden? Hat er etwa die Brücke gebaut und nicht vielmehr der Rat von Nürnberg und der Bischof von Bamberg auf gemeinschaftliche Kosten? Und müssen wir nicht hohe Steuern dafür zahlen? Treibt die frechen Buben zu Paaren; sie haben kein Recht, uns die freie Landstraße zu sperren.“

Damit schwang er sich aufs Pferd und jagte der Spitze des Zuges zu; zitternd blieb Agnete stehen und schaute ihm ängstlich nach. „Fürchtet Euch nicht, liebe Jungfrau,“ tröstete der Spielmann, „Euch wird niemand ein Härchen krümmen. Der Rothensteiner Graf ist ein edler Herr, der keiner Frau ein Leid zufügen wird; ich kenne ihn wohl, denn ich habe oft vor ihm und seinen Gästen gesungen.“

Als der Kaufmann bei den Seinen ankam, fand er den Kampf schon heiß entbrannt; der vorderste Wagen hatte den Übergang mit Gewalt erzwingen wollen, aber mitten auf der Brücke waren vier kräftige Männer den Pferden in die Zügel gefallen, andere hatten den Fuhrknecht zu Boden gerissen, wo er sich vergebens bemühte, sich den Fäusten seiner Widersacher zu entwinden. Die Stadtsoldaten hieben auf die Knappen ein, die jeden Schlag zwiefach zurückgaben, und wenn die Städter gemeint hatten, durch schnelles Vorgehen und ihre Überzahl den Feind zu erdrücken, so änderte sich die Sache vollends, als auf ein lautes Hornsignal alsbald ein neuer Trupp Bewaffneter den Burgweg herabgesprengt kam. Vergebens versuchte der Kaufmann jetzt eine ruhige Unterredung mit einem der Ritter zu erlangen, vergebens bot er Zoll und Buße, wenn man ihn ungehindert passieren ließe, die Gemüter waren durch den Kampf, in dem auf beiden Seiten schon Blut geflossen war, zu erregt, um einen friedlichen Ausweg zu wünschen; man schlug und hieb aufeinander los, als wäre man auf dem Schlachtfelde und stände dem verhaßtesten Feinde gegenüber. In kurzem lagen mehrere der Soldaten und Knechte hilflos am Boden, andere ergriffen die Flucht und suchten sich im Waldesdickicht zu verbergen; der Kaufmann, der zuletzt auch von seiner Waffe Gebrauch gemacht hatte, wurde überwältigt, gebunden und fortgeschleppt; die Knappen des Rothensteiners schwangen sich auf die Wagenpferde und lenkten sie auf den Burgweg, um unter Jauchzen und Siegesgeschrei ihre Beute in Sicherheit zu bringen.

In angstvoller Spannung hatte das junge Mädchen dem Kampfe aus der Entfernung zugesehen, und hätte nicht Guntram sie zurück-



gehalten, sie hätte sich mit gerungenen Händen dazwischen gestürzt und die Bedränger um Gnade angefleht. Als man den Kaufmann fortführte, wendete ein junger Mann von ritterlichem Aussehen, dem kaum der erste Flaum auf der Lippe sproßte, sein Pferd und ritt auf die beiden zu. „Wen haben wir hier noch vergessen?“ rief er lachend, „kommt, holdes Fräulein, Ihr sollt meine Beute sein, und fürwahr, ein besseres Stück konnte mir nicht zufallen. Euch behalte ich für mich allein und will Euch mit niemand teilen.“

Er sprang vom Roß und wollte eben das zitternde Mädchen umschlingen, als Guntram dazwischenfuhr. „Halt, Junker Diether von Maltheim,“ rief er mit gebietendem Ton, „Ihr hofft in kurzem ein Ritter zu werden, einem solchen aber gebührt es, Frauen heilig zu halten und sie vor jeder Unbill zu schützen. Diese Dame steht unter meiner Hut, und ich werde sie sicher zu den Ihren nach Nürnberg führen.“

„Zurück, du fahrender Geselle, wenn dir dein Leben lieb ist!“ schrie der Junker empört, „wie kannst du, ein vogelfreier Spielmann, es wagen, mir eine Vorschrift zu geben? Dies Mädchen nehme ich mit auf die Burg des Grafen von Rothenstein; sie soll dort als Geisel bleiben, bis die Pfeffersäcke von Nürnberg sie mit klingendem Gelde ausgelöst haben. Kommt, Fräulein, Ihr werdet Euch sicher lieber einem adligen Junker als einem rechtlosen Spielmann anvertrauen; mag er als Euer Bote zur Stadt eilen und den Herren dort melden, daß Ihr und Euer Begleiter unsere Gefangenen seid.“

Keines Wortes mächtig, klammerte sich Agnete fester an Guntram an, der seinen wuchtigen Stab abwehrend gegen den Junker erhob. Im nächsten Augenblick sauste dessen breites Schwert auf das Haupt des Spielmanns nieder, der mit einem Aufschrei zusammenstürzte. „Das wird Euch der gerechte Gott vergelten, was Ihr an einem Wehrlosen tatet, feiger Mädchenräuber,“ stöhnte er, indem seine Augen wild umherrollten; „mein Weib — mein Friedel — mögen alle Heiligen euch behüten!“ Er sank zuckend zusammen, bewußtlos fiel Agnete über ihn. Mit Entsetzen sah der Junker, was er angerichtet hatte; ein paar Sekunden starrte er wie versteinert auf die leblosen Gestalten, dann gab er seinem Pferde die Sporen und jagte davon.

Eine lange Weile rührte sich nichts, dann kamen einige der Knechte, die sich im Walde versteckt gehalten hatten, vorsichtig herangeschlichen und näherten sich den beiden. „Dem armen Singvogel hat der elende Bube den Garaus gemacht,“ sagte der eine bedauernd, „der wird nie wieder

singen und spielen." — „Aber das Fräulein lebt, ich spüre ihren Atem," versetzte der andere, „und wer weiß, ob in dem Spielmann nicht auch noch ein Fünkchen glimmt. Laßt sehen, ob wir nicht beide nach der Stadt schaffen können." Allmählich fanden sich noch mehrere Flüchtlinge, sie flochten eine Bahre von Zweigen, legten die Bewußtlosen darauf und trugen sie fort, bis sie einen Bauer trafen, der ihnen Wagen und Pferde gab. Im Hospital der Deutschen Brüder in Nürnberg luden sie den leblosen Spielmann ab; das Mädchen, das bald wieder zu sich gekommen war, suchte das Haus ihrer bisherigen Gastfreunde auf und brachte ihnen die Trauerkunde von dem, was vorgefallen war. Das gab Jammer und Klagen, aber schließlich war das Kaufhaus reich genug, um seine Angehörigen auszulösen, und der Graf von Rothenstein hielt so viel auf die Ehre seines adligen Namens, daß er den größten Teil der Güter gegen mäßige Buße herausgab. Aber wer ersetzte dem Spielmann oder den Seinen, was ihnen genommen war?

Viele Meilen nordwärts von dem Schauplatz der eben berichteten Begebenheit saß, etwa eine Woche nach dem Überfall, eine ältere Frau mit trübem Angesicht an einem Lager, auf dem ein bleiches junges Weib lag. Das Häuschen zeigte neben bäuerlicher Wohlhabenheit Spuren einer kunstfertigen Hand und eines höheren Sinnes: einige Blumen blühten am kleinen Fenster, ein zahmer Vogel schmetterte in sauber geflochtenem Bauer sein Lied, allerlei zierliches Gerät und Schnitzwerk schmückte die Wände und den hohen Bord, der ringsum angebracht war. Am Boden saß ein etwa vierjähriger Knabe und spielte mit einem Hündchen; er jauchzte jedesmal hell auf, wenn es ihm gelang, dem kleinen Spielkameraden das rote Tüchlein so um den Hals zu schlingen, daß ihm der Zipfel über die Augen hing. In der Wiege neben dem Bett schlief ein kleines Kind; wenn es sich regte, gab die Alte den Gängeln einen Stoß, ohne sich weiter um die Kleine zu bekümmern, denn ihre Aufmerksamkeit war ganz auf die Kranke gerichtet, die sich unruhig hin und her warf. „Kommt er noch nicht, Mutter?" flüsterte sie heiser, indem sie die fieberglühenden Augen sehnsüchtig auf die Tür heftete; „der Brachmonat ist schon längst angebrochen, und dann kam er doch immer nach Hause. O könnte ich ihn nur noch einmal sehen, noch ein einziges Mal die geliebte Stimme hören, ich kann ohne das nicht vom Leben scheiden!"

„Geduld, Geduld, mein Kind,“ versetzte die Alte beschwichtigend, indem sie die Hand mit sanftem Druck auf die brennende Stirn legte, „der Regen hat ihn vielleicht aufgehalten; es währt nicht mehr lange, so klopft er an die Tür.“ Und leise murmelte sie vor sich hin: „Der Hund heulte schon seit drei Nächten wie um einen Toten, und mir träumte, er läge bekränzt auf der Bahre — das bedeutet Unheil. Ach, ist es noch nicht genug, ihr Heiligen des Himmels, muß immer noch mehr Elend auf dies alte Haupt herabstürzen?“

„Friedel ist müde,“ klagte der Knabe, indem er das lockige Köpfchen auf den Schoß der Großmutter legte, „Friedel will beim Mütterlein schlafen.“ Sie legte ihn auf das Fußende des Lagers, dort umschlang er die bedeckten Füße der kranken Mutter und legte die rosige Wange darauf; in wenigen Augenblicken war er eingeschlummert. Das Hündchen kroch unter das Bett und rollte sich dort zusammen, der Vogel war verstummt, tiefes Schweigen herrschte im Gemach.

Plötzlich richtete sich die Kranke hoch empor, ein helles Rot färbte die blassen Wangen. „Er kommt!“ sagte sie triumphierend, „ich höre seinen Schritt.“ Im nächsten Augenblicke ward an die Tür geklopft, die Alte öffnete — der Singerbube Guntrams mit der Fiedel auf dem Rücken stand vor ihr. Er sah todmüde aus, die Haare hingen ihm wirr ins Gesicht, Staub und Schmutz der Straße bedeckten seine Kleider, seine Schuhe waren zerrissen. Erschöpft sank er auf einen Schemel und ließ den Kopf tief auf die Brust sinken.

„Bist du's, Rudibert?“ fragte die junge Frau erregt, „und wo ist dein Meister?“

„Er kommt nicht!“ erwiderte der Knabe dumpf.

„Wo ist er? Warum kam er nicht mit dir?“ riefen beide Frauen wie aus einem Munde. „Sprich, sag uns alles!“

„Er liegt im Walde nicht weit von Nürnberg — der Junker Diether von Maltheim schlug ihn mit dem Schwert aufs Haupt — er ist tot“, sagte Rudi tonlos und schaute starr zu Boden. Die Alte begrub ihr Gesicht in den Händen, stöhnend wiegte sie den Oberkörper hin und her; über das Gesicht der Kranken aber flog es wie ein Schimmer der Verklärung. „Tot!“ sagte sie leise, „Guntram tot! O, nun ist's nicht mehr schwer zu sterben. Gib mir die Fiedel, Knabe, lege sie mir in den Arm.“ Er tat, wie sie ihn hieß, und sie fuhr sanft mit den Fingern über die Saiten, als kose sie mit einem lieben Kinde. „Lebt wohl, Mutter, lebt

wohl, ich gehe zu ihm — behütet unser Kind, die Fiedel soll sein Erbe sein, er soll sie heilig halten — lebt wohl!"

Sie neigte den Kopf in die Kissen, ein glückseliges Lächeln spielte um ihren Mund. — Als die Mutter ihr Gesicht erhob, war die Seele der Tochter entflohen, sie war dem Gatten nachgezogen. —

Wenige Tage später stand das Häuschen leer. Die Tote war zur Ruhe bestattet, die Alte hatte Haus und Hof verkauft. Auf ein kleines Wägelchen ließ sie die große, schön gearbeitete Truhe laden, darauf setzte sie sich mit beiden Kindern, Rudibert ergriff Zügel und Peitsche, und so fuhren sie von dannen, niemand wußte, wohin.



Zweites Kapitel.

Auf der Burg.

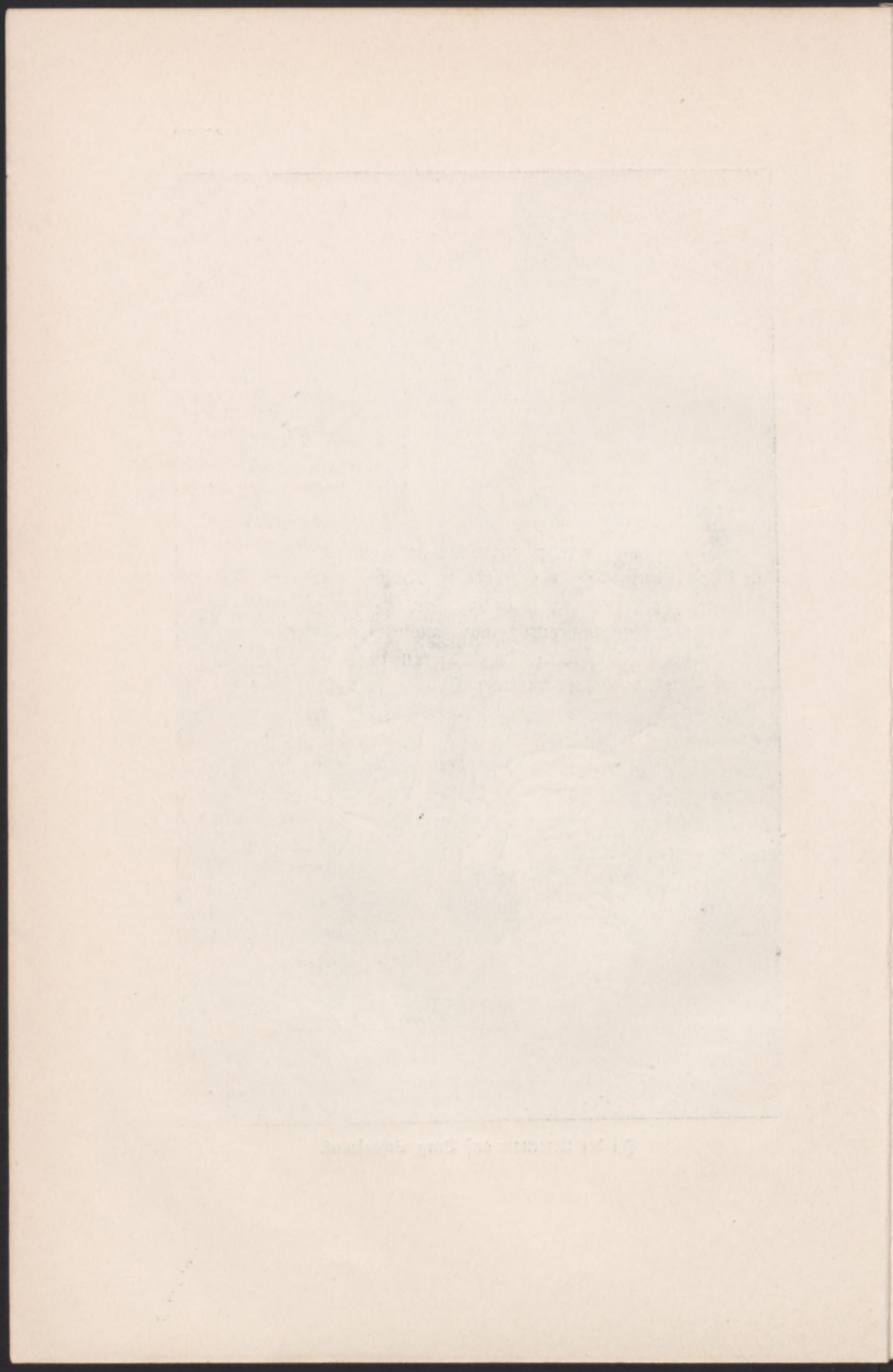
Auf einer anmutigen Felsenhöhe lag die Burg Scharfeneck und schaute ins Thüringer Land hinaus. Auf drei Seiten war freilich der Blick bald durch dunkeln Wald begrenzt, auf der vierten aber konnte er frei ins Weite schweifen, über grüne Triften, wogende Saatfelder und wohlgepflegte Obstgärten hinweg bis zu dem spitzen Turm des Klosters Tannenrode, um das sich die bescheidenen Hütten des Dorfes scharten wie die Herde um ihren Hirten. Die Frauen und Mädchen, die in der Kemenate bei ihrer Arbeit saßen, sahen freilich nichts von dem allen, denn da der Märzwind noch scharf und empfindlich um die Mauern blies, so waren die kleinen Fenster fest verschlossen, und die Blasenhaut, die statt des seltenen und kostbaren Glases über die Rahmen gespannt war, ließ zwar ein sehr gedämpftes Licht ins Gemach, gewährte aber keinen Blick hinaus. Das Zimmer, der sogenannte Gaden, war von geräumiger Ausdehnung, sah aber ziemlich kahl aus. Das flackernde Feuer im hohen Kamin, das durch riesige Scheite Holz unterhalten wurde, ließ doch die entfernteren Ecken frostig und kühl; die ganze Einrichtung bestand aus langen Bänken, die ringsum an den Wänden befestigt waren, und die zugleich als Truhen dienten. In der Mitte stand ein großer, schwerfälliger Tisch, und nur für die Hausfrau war ein Stuhl vorhanden, dessen hohe Lehne wie bei einem Thronsessel ihr Haupt überragte, während ein festes Bänkchen den Füßen einen Stützpunkt gewährte.

In der Nähe des einen Fensters saß Frau Hildgunde von Scharfeneck, eine hohe, stattliche Gestalt, deren Kleidung und Miene sofort die gebietende Burgfrau verrieten, neben ihr ihre ältesten Töchter, Jutta und Mechthild; am andern hatte die treue Beschließerin, Frau Wendelmuth, ihren Platz, um sie saßen einige junge Mägde, alle fleißig über die

(S. 23.)



In der Kemenate auf Burg Scharfeneck.



Arbeit gebeugt, die einen mit kunstfertigen Stickereien, die andern mit Nähen und Spinnen beschäftigt, denn jede ehrsame Hausfrau, wie vornehm und begütert sie auch sein mochte, suchte ihre Ehre darin, alle Bedürfnisse des zahlreichen Hausstandes, sogar die Kleider der Männer, im eigenen Hause anzufertigen.

Gesprochen wurde nicht viel mehr, als was zur Arbeit gehörte; die Mägde steckten wohl einmal die Köpfe zusammen und flüsterten sich etwas zu, aber ein strafender Blick von Frau Wendelmuth ließ sie schnell verstummen; zuweilen stimmte eins der Fräulein ein Lied an, in das alle einfielen. Nur die beiden jüngeren Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die mit ihrem Puppenkram, mit Pferd und Wägelchen spielten, ließen ihre Stimmen froh und unbekümmert erschallen, ihre Fragen und Bemerkungen erweckten mitunter ein heiteres Lächeln im Kreise der Frauen, das selbst die faltigen Züge der alten Beschließerin verschönte. Endlich war die Tagesarbeit vollendet, sorgfältig packte jede ihr Werk in die Truhe, knicksend verließen die Mägde das Gemach, um unter Frau Wendelmuths Aufsicht das Nachtmahl zuzurichten, und Mutter und Kinder blieben allein.

Jutta, die älteste Tochter, ein schönes Mädchen von sechzehn Jahren, lehnte sich in ihren Sitz zurück und schob die verschlungenen Hände hinter das Haupt, das mit dunkeln Flechten umwunden war. „O Mutter,“ sagte sie seufzend, „wie eintönig ist der Winter! Mir kommt es vor, als lägen wir alle in halbem Schlaf, und ich wollte, es geschähe einmal etwas Großes und Herrliches, um uns aufzuwecken. Warum kommt der Herr Vater gar nicht wieder nach Hause?“

Auch Frau Hildgunde konnte einen leisen Seufzer nicht unterdrücken. „Eis und Schnee haben lange die Wege gesperrt, mein Kind; wenn der Frühling kommt, wird er nicht zögern, zu uns zurückzukehren. Du weißt, er ritt im Gefolge seines Lehnsherrn, des Landgrafen Ludwig, zum Hochzeitsfest seines jungen Königs nach Nürnberg; wieviel Schönes wird er dort erleben und uns berichten, wenn er nach Hause kommt.“

„Ist es immer so in der Welt, Mutter,“ fragte Jutta wieder, „daß die Männer alles Gute allein genießen und die Frauen still daheim sitzen und geduldig warten müssen, bis jene der Freuden müde sind? Mir scheint das eine ungerechte Verteilung zu sein.“

„Kind, Kind,“ sagte die Mutter tadelnd, „welche törichten Gedanken gehen durch deinen Kopf! Weißt du nicht, daß die Männer dazu geboren sind, zu herrschen und die Welt zu regieren, die Frauen, zu gehorchen

und ihr Haus zu verwalten? Jeder hat sein eigenes Reich, und keiner darf den andern beneiden."

„Aber wie stimmt das Gehorchen mit den Liedern der ritterlichen Sänger zusammen, die die Frau so hoch preisen und sie die Gebieterin, die hohe Herrin nennen? Die um einen Blick, ein kleines Zeichen der Huld so demütig bitten und dennoch so oft unerhört bleiben? Hört nur, Mutter, wie schön es klingt, wenn Herr Wolfram von Eschenbach singt:

„Im Stirnreif von Golde
Erscheint eine Holde,
Der dien' ich zu Solde
Mit Lanze und Schwert.

Doch hat die Vielreine,
Als wär' sie von Steine,
Bis heut' mir noch keine
Erbarmung gewährt."

(Aus Scheffels Frau Aventiure.)

Frau Hildgunde lächelte halb mitleidig, halb wehmütig. „Traue den verlockenden Tönen nicht zu sehr; die Liebe der Sänger ist eine Festtagsspeise, aber für das tägliche Leben braucht man kräftigere Kost. Kinder ergötzen sich an Zuckerbrot und meinen, sie möchten es immer essen, aber wenn man es ihnen gäbe, würde es ihnen bald zum Ekel werden. Wenn der Jugendtraum verflogen und die umworbene Jungfrau eines edeln Ritters ehrsames Eheweib geworden ist, dann ist's freilich vorbei mit dem Schmachten und Tändeln, aber dann sieht sie auch ein, daß die treue Liebe des eignen Hauses mehr wert ist als all die süßen Schmeicheleien der Minnesänger."

„Ich denke, es gibt noch eine höhere Liebe", sagte die jüngere Tochter Mechthild leise, indem sie die sinnigen blauen Augen mit einem schwärmerischen Blick aufschlug.

„Welche meinst du?" fragte Jutta schnell.

„Die zu der reinen Gottesmutter Maria und ihrem himmlischen Sohn", antwortete das junge Mädchen errötend.

„Du hast recht, mein liebes Kind," sagte die Mutter, indem sie die Hand wie segnend auf ihren blonden Scheitel legte, „mögen die Heiligen dir deinen frommen Sinn unberührt erhalten. Wer zum Klosterleben geschaffen ist, der findet am sichersten den Weg zum Himmel und kann

durch seine Gebete auch den Seinen dazu verhelfen. Mir soll es recht sein, wenn du ihn dir erwählst."

Mechthild küßte mit Innigkeit die Hand der Mutter, Jutta aber wandte sich ab, ihr schien das Kloster kein lockender Gedanke zu sein. „Horch," rief sie plötzlich, „war das nicht ferner Hörnerklang?" Sie eilte zum Fenster, riß es auf und beugte sich weit hinaus. „Mutter, Mutter!" jubelte sie, „ich höre Hörner blasen und Rosseshufe stampfen, es klingt wie der Heerruf des Vaters. O! Und dort sehe ich seine weiße Fahne zwischen den kahlen Bäumen wehen und die Lanzenspitzen in der Abendsonne funkeln. Er kommt, er kommt endlich zurück, und mit ihm wird wieder Leben in diese toten Mauern einziehen!"

Frau Hildgunde hatte erregt aufgehorcht, und einen Augenblick schien es, als wollte sie nach der Tür eilen, aber sie besann sich schnell und gewann ihre volle Ruhe wieder. Aus der Truhe nahm sie einen langen Mantel, befestigte ihn am Halse mit einer kostbaren Spange und raffte ihn vorn mit kundiger Hand in schönem Faltenwurf zusammen. Einen flüchtigen Blick warf sie in den kleinen Handspiegel, der an einem Bande von ihrem Gürtel herabhing, hieß die Töchter ebenfalls ihre Mäntel umlegen, nahm an jede Hand eines der jüngeren Kinder und ging gemessenen Schrittes die Treppe hinab nach der großen Halle, um dort ihren Gatten zu erwarten.

Unterdessen war es in der Burg und auf dem Hofe lebendig geworden: der Türmer verkündete mit lautem Ruf das Nahen des Zuges; Klaus, der alte Burgwart, der in Abwesenheit seines Herrn dessen Stelle vertrat, hatte eilends sein Festgewand übergeworfen und war mit einigen Knappen auf die Zugbrücke hinausgetreten, während andere in die Ställe liefen, um die Plätze für die ankommenden Pferde zu bereiten und Futter in die Krippen zu schütten. Überall herrschte frohe Bewegung, und jeder schien Juttas Gefühl zu teilen, daß nach dem langweiligen Einerlei des einsamen Winters jetzt ein neues, frischeres Leben anbräche.

Es war ein stattlicher Zug, der endlich in den Burghof einritt, lauter kraftvolle Gestalten in der Fülle der Männlichkeit oder in der Blüte der Jugend, und die Pferde von edelster Zucht. Der Ritter Wolfram von Scharfeneck schwang sich vom Roß, warf einem Knappen die Zügel zu, sprach freundlich mit dem alten Klaus, der ihn einst auf seinen Armen getragen hatte, und hob sein Söhnchen, das jauchzend auf ihn zukam, liebkosend in die Höhe. An der Schwelle seines Hauses

traten ihm Frau und Töchter mit edler Würde entgegen. „Gottwillkommen, mein Herr und Gemahl!“ sagte Frau Hildgunde und neigte sich tief vor dem Gatten, während die Mädchen ihm ehrerbietig die Hände küßten. Er küßte sie auf die Stirn, klopfte Jutta auf die vor Freude glühenden Wangen und verschwand im Innern seiner Gemächer, um vor allem das warme Bad zu genießen, das ihm Frau Wendelmuth in aller Eile zugerichtet hatte.

Später am Abend war die ganze Burggenossenschaft in der großen Halle vereint, in der an jedem Ende ein mächtiges Feuer loderte. Zwei Tafeln waren dort aufgestellt; um die eine scharten sich Knappen und Mägde streng gesondert an den verschiedenen Seiten; die einen unter Aufsicht des Burgwarts, der sie fleißig zu höfischer Zucht und Sitte vermahnte; die andern unter dem strengen Blick der Beschließerin, die keinen Verkehr zwischen den Geschlechtern duldete, sondern mit Ernst darüber wachte, daß die Mägde mit sittsam niedergeschlagenen Augen ihr Mahl verzehrten und vor den Männern und Jünglingen den Tisch verließen. Die andere Tafel stand auf einer erhöhten Bühne und blieb der Familie des Burgherrn samt den ritterlichen Herren des Gefolges und gelegentlichen Gästen vorbehalten. Die Frauen mußten ihre Ungeduld noch lange zügeln, ehe sie etwas über den sechsmonatigen Aufenthalt des Ritters in der Fremde erfuhren; während der eigentlichen Mahlzeit gab es keine Unterhaltung, und das Essen war die einzige Beschäftigung, der die heimgekehrten Männer mit Eifer oblagen. Aber endlich waren die Hungrigen gesättigt; Frau Wendelmuth trug den großen Weinkrug herbei und schenkte die Becher voll, die von der Hausfrau und den Töchtern mit anmutiger Verneigung den Herren kredenzt wurden. Nun lösten sich die gebundenen Zungen, Ritter Wolfram begann zu erzählen und die neugierigen Fragen der Seinen zu beantworten.

„Ich wollte, ihr wärt bei uns gewesen, meine Lieben, und hättet all die Herrlichkeit selbst sehen können, die sich in Nürnberg entfaltete. Die Stadt wollte nicht ausreichen für die vielen edeln Gäste, die von allen Seiten herzuströmten, um ein Fest zu feiern, wie es selten eins gibt; galt es doch eine Doppelhochzeit zwischen den erlauchtesten Häusern des Deutschen Reiches. Unser junger König Heinrich und Herzog Leopold von Österreich suchten einander in Entfaltung der reichsten Pracht zu übertreffen; wollte sich der eine als höchster Gebieter von Deutschland zeigen, so war der andere der Vater der Königsbraut und zugleich des zweiten Bräutigams, denn ihr wißt, daß sein Sohn Heinrich die Schwester

unseres gnädigen Landgrafen Ludwig heimführte. Den strahlenden Glanz der beiden Hochzeitszüge kann ich euch nicht beschreiben, man mußte schier die Augen schließen, um von all der Schönheit, all dem Gefunkel nicht geblendet zu werden; die fahrenden Sänger, die dort zahlreich vertreten waren und im Sommer nicht ausbleiben werden, mögen euch alles haarklein berichten."

„Ihr erwähnt des Kaisers nicht," bemerkte Frau Hildgunde; „war er nicht zur Hochzeit seines Sohnes erschienen?"

„Nein, Kaiser Friedrich ließ sich nur durch eine Gesandtschaft vertreten, denn er hatte selbst kurz zuvor zu Brindisi Hochzeit gehalten und konnte sein junges Gemahl Jolanthe, die Königstochter von Jerusalem, so bald nicht verlassen. Ich fürchte, wir werden ihn überhaupt nicht oft unter uns sehen, denn sein Mutterland Sizilien liegt ihm viel mehr am Herzen als sein deutsches Vaterland."

„Erzählt uns noch mehr von dem jungen König, Herr Vater", bat Jutta. „Sah er schön und stolz aus wie ein echter Herrscher und Gebieter über Tausende?"

„Schön — ja, aber königlich? Er ist ja noch ein bartloser Knabe, nicht älter als Mechthild, und fast hätte man ihn lieber mögen mit seinen Altersgenossen in fröhlichem Spiel sich tummeln denn als Gemahl einer stolzen Prinzessin vor dem Altare knien sehen. Gott weiß, ob es ihm frommen kann, so jung schon zu den höchsten Ehren berufen zu werden."

„Steht ihm denn nicht ein trefflicher Berater zur Seite?" fragte Frau Hildgunde. „Der ehrwürdige Erzbischof Engelbert von Köln, den wir einmal beim Landgrafen auf der Wartburg sahen, ist doch gewiß der rechte Mann dazu, den königlichen Knaben zu leiten; er sah kraftvoll und weise aus."

„Das war er auch," erwiderte der Ritter ernst, „aber er ist nicht mehr. Die frevelhafte Hand seines eignen Neffen, des Grafen von Ysenburg, hat seinem Leben ein Ende gemacht."

„Barmherziger Gott!" riefen die Frauen entsetzt, „was trieb ihn zu so schrecklichem Beginnen?"

„Der feste Sinn des Erzbischofs scheute weder Freund noch Feind; wer sich dem Gesetz nicht beugen wollte, den traf Verfolgung und Strafe. Das mag den Haß in der Brust des wilden Grafen erweckt haben. Mitten in den Jubel des Hochzeitsfestes brachten einige Dienstmannen der Kölner Kirche in blutbefleckten, zerrissenen Kleidern dem Könige die

Schreckenskunde. Es war ein düsterer Schatten, der auf das fröhliche Fest fiel, und Gott verhüte, daß er eine üble Vorbedeutung für die beiden Ehen oder das königliche Regiment im Reich enthalte!"

Der Ritter schwieg einige Augenblicke, dann tat er einen tiefen Zug aus seinem Humpen und fuhr mit hellerer Stimme fort: „Doch laßt mich lieber von Froherem reden, von den guten alten Freunden, die ich getroffen habe. Erinnerst du dich noch, Hildgunde, des Ritters Kunz von Buchenbühl?"

„Wie sollte ich nicht? War er doch ein gar tapferer und gütiger Herr. Aber es ist lange her, seit er bei uns war; Jutta war erst wenige Jahre alt, und doch faßte sie eine zärtliche Liebe zu dem hohen Mann mit dem freundlichen Gesicht und wollte ihm nicht vom Arme gehen."

„Er ist noch ganz der Alte geblieben und versprach, uns zu besuchen, wenn der Flieder in Blüte stände. Er bringt seinen Neffen Diether mit, den er seit dem Tode seines Sohnes ganz an Kindes Statt angenommen hat. Da werdet ihr einen untadligen jungen Ritter kennen lernen, ihr Mädchen, der im Turnier manchen Kampfpreis aus schönen Händen erhalten hat, und dem mancher verlangende Blick folgte, wo er sich nur sehen ließ. Bereitet euch vor, ihn würdig zu empfangen; an Kampfspielen, Tanz und Lustbarkeiten soll es nicht fehlen, wenn solche Gäste unser Haus beehren. Nun, was sagt ihr zu der Aussicht?"

Mechthild blickte zu Boden, ihrem stillen, innerlichen Sinn lagen solche Bilder der Lust noch ganz fern, aber Juttas dunkle Augen leuchteten höher auf. „O wie herrlich!" rief sie, „ich wußte es ja, daß alles anders würde, wenn Ihr heimkehrtet! Nun gibt es Freude in Fülle!"

Als Ritter Wolfram mit seinem Weibe allein war, sagte er: „Unsre Jutta entfaltet sich immer lieblicher; ich meine, sie wird den beiden Gästen wohlgefallen. Mir wäre es recht, wenn aus ihr und dem jungen Diether ein Paar würde, sie passen vortrefflich zueinander, und Ritter Kunz wäre dem Plane nicht abgeneigt."

„Laß mich den Jüngling erst sehen und dann prüfen, ob er unsrer Tochter wert ist," erwiderte Frau Hildgunde bittend, „es ist nicht leicht für eine Mutter, ihr Kind in fremde Hände zu geben —"

„Pah, er ist ein Ritter von adliger Herkunft und Gesinnung, das sagt genug; sein Oheim liebt ihn zärtlich, und das Einzige, was er an ihm zu tadeln hat, ist, daß er über seine Jahre ernsthaft und verständig sei. Ich sah mitunter, wie mitten im fröhlichen Kreise eine dunkle Wolke

über sein Gesicht zog und er in trübe Gedanken versank, während alles um ihn her lachte und jubelte."

„Und deutet das nicht auf verborgenen Kummer oder eine Last auf seinem Gewissen?"

„Was sollte er begangen haben, das ihn drücken könnte? Nein, nein, ihm fehlt nur ein liebes Weib, dessen Hand ihm die Falten von der Stirn streicht, so eins, wie du bist, Hildgunde, und wie deine Tochter auch sein wird." Damit küßte er sie herzlich, und das Gespräch hatte ein Ende.



Drittes Kapitel.

Im Walde.

Mitten im Walde, ein paar hundert Schritte von der Landstraße, die von Eisenach nach Erfurt führte, lag in tiefer Einsamkeit eine kleine Hütte. Die rohen Lehmwände bogen sich nach allen Seiten auseinander, das Strohdach, das wohl schon lange keine Ausbesserung erfahren hatte, hing tief herab und berührte an manchen Stellen beinahe den Boden. Eine kleine, schmale Tür hing schief in ihren Angeln, zu beiden Seiten waren ein paar kleine Öffnungen in der Mauer, die kaum den Namen von Fenstern verdienten, und die doch allein dem Innern Licht und Luft zuführten. Einen Schornstein gab es nicht, doch hatte der Rauch volle Freiheit, sich durch unzählige Ritzen und Spalten einen Ausgang zu suchen. Innen sah es sauberer aus, als man nach der zerfallenen Außenseite hätte denken sollen: der unebene Fußboden war mit grünen Binsen und wohlriechenden Kräutern bestreut, über dem großen Herde hing an langer Kette ein blank gescheuerter Kessel herab, die beiden Lagerstätten waren sorgfältig geordnet und das Stroh durch Tücher und Schaffelle verhüllt. Eine schön gearbeitete Truhe und ein kunstreich aus Holz geschnitztes Kruzifix bildeten einen seltsamen Gegensatz gegen die dürftige Ausstattung des einzigen Raumes, in dem drei Personen, die alte Gundula und ihre beiden Enkel, Friedel und Gerda, hausten.

Die alte Frau mochte wohl bessere Tage gesehen haben; in der Haltung ihrer hohen, hageren Gestalt lag eine unverkennbare Würde, und der ernste Blick der großen Augen flößte unwillkürlich Achtung ein. Auch ihre Kleidung wie die der Kinder war, trotz der größten Einfachheit, doch sauber und nett, und niemand würde die drei für Bettler oder Landstreicher gehalten haben. Die Alte war wohlbekannt mit den wohltätigen Eigenschaften aller Kräuter und Wurzelen, die sie eifrig sammelte, um heilsame Tränkchen daraus zu brauen, die von den Bauern in Tannen-

rode und den Dienstleuten auf Scharfeneck sehr gesucht wurden. Friedel flocht Körbe aus Binsen oder schnitzte Löffel und zierliche Kleinigkeiten aus weichem Holz; Gerda sammelte Beeren und Pilze und spann am Rocken — so hatte jedes seine Arbeit und trug sein Scherflein zur Erhaltung des bescheidenen Haushaltes bei.

Die beiden Kinder waren trotz ihrer Dürftigkeit ein Bild des frischesten, frohesten Lebens. Der Wald war ihre Welt und eine unerschöpfliche Quelle ihrer Freuden. Vom ersten Frühlingstage an, wenn durch die kahlen Baumkronen die Sonne hell vom blauen Himmel herableuchtete, bis zum letzten Herbsttage, wenn das welke Laub bei jedem Hauch der rauheren Luft leise herniederrieselte, waren sie draußen und teilten ihre harmlosen Genüsse. Eine innige Vertraulichkeit verband sie mit den anderen Geschöpfen des Waldes; der Hase, der über ihren Weg lief, hielt still und machte ein Männchen, wenn er die Kinder sah; das Reh blickte sie ohne Scheu mit sanften Augen an, denn es wußte, daß sie ihm kein Leid antun würden. Und dann der Verkehr mit den Vögeln! Stundenlang konnte Friedel auf dem weichen Waldesteppich liegen und in die grünen Laubmassen hinaufschauen, wo die kleinen Sänger ihr liebliches Spiel trieben. Jede Stimme verstand er täuschend ähnlich nachzuahmen, und mit Entzücken sah er, wie auf seinen Ruf das Vogelweibchen aus dem Neste schlüpfte und sich mit glänzenden Augen nach dem Gefährten umsah, dessen Gesang es eben vernommen zu haben glaubte. Singen war überhaupt seine Wonne; alles, was dunkel und unverstanden seine Seele erfüllte, drängte ihn zu Tönen — Worte dafür zu finden hatte ihn noch niemand gelehrt.

Freilich, wenn der Winter kam mit Eis und Schnee, wenn der Sturmwind von den Bergen herabbrauste durch die Täler und Schluchten, daß sich die Bäume stöhnend und knarrend niederbeugten — dann war es aus mit dem freien Umherstreifen, und eng und drückend erschien den Kindern die Hütte, die sie tagelang nicht verlassen konnten. Dann war es Friedel zumute wie einem gefangenen Vogel, und er hätte mit dem Kopfe gegen die Wände rennen mögen, um sich einen Ausgang zu suchen. Der fröhliche Sangesmut versagte ihm, stumm und traurig hockte er in seiner Ecke, und Gundula hatte viel zu tun mit Schelten und Zureden, um ihn zu Fleiß und Geduld zu vermahnen und ihm die Binsen oder das Schnitzmesser in die Hand zu drücken. Gerda fiel es leichter, sich der Enge anzubequemen; sie spann fleißig, half der Großmutter die getrockneten Kräuter aussammeln und für die Ordnung des Hauses zu

sorgen; ihre blauen Augen, ihre rosigen Wangen verloren auch in der winterlichen Beschränkung nichts von ihrer sonnigen Frische.

Nun ging die Herrschaft des Winters wieder einmal zu Ende: sausende Winde, die vom Mittag her wehten, schüttelten den letzten Schnee von den Bäumen, zerbrachen die Brücken, die der Frost über Bäche und Flüsse geschlagen hatte, und gossen warme Regenfluten über die lang erstarrte Erde, daß sich in ihrem Schoße neues Leben regte und überall, wachgeküßt vom hellen Strahl der Sonne, die schlummernden Knospen zu schwellen begannen.

„Großmutter, der Frühling, der Frühling ist da!“ jubelte Friedel, „o komm heraus, Gerda, und laß uns sehen, ob unsre alten Freunde noch leben! Weißt du noch die Stelle, wo wir voriges Jahr die alte Häsin mit den Jungen im Lager fanden und das Nest des Spechts und der Singdrossel? Komm, laß uns sehen, ob unser Häuschen am Bach noch steht, oder ob es der Sturm umgeweht hat!“

„Gemach, gemach, du wilder Bube!“ meinte Gundula, „noch ist der Frühling nicht wirklich da, er hat nur ein paar Vorboten geschickt, um sein Kommen anzusagen; es kann noch Frost genug geben, und die Vögel sind von ihrer Reise noch nicht heimgekehrt. Aber ich habe einen andern Gang für dich, denn ich fühle mich heute schwach und krank; nimm diese Körbe und das Büchschen mit heilender Salbe und trage sie ins Dorf hinab, in das Haus des Richters, damit er nicht vergebens darauf warte.“

Sie sank mit leisem Stöhnen auf den Schemel zurück, aber Friedel achtete nicht darauf; froh des Auftrages, der ihm erlaubte, sich im Freien zu tummeln, nahm er die leichte Last und schritt schnellfüßig dem Dorfe zu, das sich, wohl eine Wegstunde von der Hütte entfernt, am Waldrande hinstreckte. Er war bisher nur selten und immer nur in Gundulas Begleitung dort gewesen, denn die Alte hielt die Kinder sorgsam von der Berührung mit Fremden fern.

Die kleinen Wasserlachen, die sich überall auf dem Boden gebildet hatten, benetzten die nackten Füße des Knaben mit eisigem Naß, der Märzwind pfiff ihm rauh um das unbedeckte Haupt und zerzauste die braunen Locken, die ihm lang und dicht bis auf die Schultern fielen — ein Zeichen freier Geburt, denn die hörigen Leute trugen ihr Haar kurz verschnitten. Friedel setzte sich in munteren Trab, um sich zu erwärmen, und pfiff und trällerte lustig vor sich hin; aber in den Zweigen über ihm blieb alles still, höchstens die Sperlinge antworteten seinem Lockruf

mit lautem Geschrei. So erreichte er das Dorf und den ansehnlichen Hof des Richters, der rings mit einem Zaun von dichtem Pfahlwerk umgeben und durch starke, eichene Tore verschlossen war. Durch ein offenstehendes Pförtchen trat er ein, drückte sich geräuschlos an der Hütte des grimmig blickenden Hofhundes vorbei und fand bald die Tür zur Küche, aus der ihm lieblicher Geruch und wohltuende Wärme entgegenströmten. Die behäbige Hausfrau nahm seinen Auftrag an und hieß ihn sich ausruhen und warten, bis der Haferbrei fertig sei; das tat er gern und wärmte inzwischen die erstarrten Hände an der Glut des gewaltigen Herdfeuers.

Plötzlich drangen von außen wundersame Klänge an sein Ohr, nicht schmetternd und gellend wie die der Hifthörner, die zuweilen den Wald durchschallten, auch nicht hell und hoch wie die der Pfeifen, die er sich selbst aus Rohr und Weiden schnitzte, sondern weiche, langgezogene Töne, fast einer Menschenstimme vergleichbar und doch auch anders als diese. Dann tat sich die Tür auf, und ein junger Mann in einem bunt ausstaffierten, mit klingenden Schellen behängten Gewande trat herein, ein keckes Barett mit wehenden Hahnenfedern auf dem kurzen, lockigen Haar; er hielt eine Geige in der Hand, der er eben die Töne entlockt hatte, die Friedels Ohr so entzückten.

„Gott zum Gruß, Frau Gotelind!“ rief er fröhlich, indem er einen Kratzfuß machte und sein Barett schwenkte. „Ruprecht, der Spielmann, ist wieder gekommen und hofft, daß Ihr ihn gütig aufnehmen werdet, denn seine Glieder sind steif, und seine Kehle ist trocken von der weiten Wanderung.“

Die Hausfrau winkte ihm freundlich zu. „Seid Ihr wieder da, Ihr loser Schelm? Man merkt es, daß der Winter vorüber ist, da kommt ihr fahrendes Volk ans Licht, wie der Dachs aus seinem Bau, und erwacht wie der Igel aus dem Winterschlaf. Nun, es wird sich auch für Euch wohl noch ein Löffel voll Brei und ein Krug schäumenden Bieres finden; ruht Euch aus nach Gefallen, und macht es Euch bequem.“

Der Spielmann setzte sich auf die Bank am Herde, und im nächsten Augenblicke stand Friedel neben ihm. „Was habt Ihr da für einen wunderbaren Kasten?“ fragte er erstaunt, „o laßt mich noch einmal sehen und hören, was er für Lieder singen kann.“

„Meinst du die Fiedel, Junge? Nun, meinetwegen kann sie dir noch ein Stücklein aufspielen, Frau Gotelind wird es nicht übelnehmen.“

Er preßte die Geige von neuem ans Kinn und spielte eine lustige Weise, dann erhob er seine Stimme und sang dazu:

„Es geht ein Schmettern durch den Wald:
Frühling! so heißt's vom Zweige hüben,
Und lustig kommt die Antwort bald:
Frühling! Frühling! so ruft's auch drüben.

Die Meise zirpt von Ast zu Ast,
Stieglitz und Hänfling kommt und Zeisig,
Zaunkönig gönnt sich nimmer Rast,
Schlüpft durch der Hecke Dornenreisig.

Buchfink zum Doppelschlage stimmt,
Schwarzdrossel ruft, ob alle schwiegen,
Goldhähnchen zwitschert, Grünspecht klimmt,
Holzhackend, daß die Späne fliegen.

Es zittern im Gesang und schnell'n
Die kleinen Kehlen auf und nieder,
Aus jeder Vogelseele quell'n
Nun tief empfundne Liebeslieder."

(Aus Wolffs Wildem Jäger.)

Mit großen Augen und offenem Munde stand Friedel da und lauschte dem Gesange, als wollte er dem Sänger jedes Wort von den Lippen trinken. O, was war das? Hatten all die Vögel, denen er so gern im Walde zugeschaut, menschliche Stimmen bekommen, oder hatten sich auf einmal all die dunkeln Gedanken, die er selbst gehegt, in verständliche Worte gekleidet? Was der Spielmann sang, schien ihm aus seinem eigensten Herzen hervorzuquellen, und als jener schwieg, konnte er nur atemlos stammeln: „Wo habt Ihr das Lied gehört? Habt Ihr es selbst erdacht?"

„Nein, solche Schätze liegen nicht in mir vergraben," lachte Ruprecht, dem des Knaben unverkennbare Bewunderung schmeichelte, „gemacht habe ich's nicht, sondern mein edler Herr, der Ritter Wolf von Bodingen; ich singe es ihm nur nach und bringe es unter die Leute, denn die großen Herren haben es gern, wenn ihre Lieder im ganzen Lande widerhallen. Sieh," fuhr er fort, indem er die lederne Tasche öffnete, die er an einem Riemen über der Schulter trug, und ein Bündel Pergamentstreifen hervorzog, „da stehen noch viele schöne Lieder des

Ritters; die kauft mir wohl hie und da ein Burgfräulein ab und singt sie zur Laute."

Begierig schaute der Knabe auf die Blätter, aber er wandte sich enttäuscht davon ab. „Es sieht aus, als wären Krähen über den Schnee gelaufen," sagte er geringschätzig, „das kann ich nicht verstehen. Aber singt mir das Lied von den Vöglein noch einmal, ich bitte Euch herzlich darum; aus Euerm Munde klingt es so schön!" Und Ruprecht sang, und Friedel horchte mit allen Sinnen, bis er Worte und Weise in sich aufgenommen hatte; er vergaß Essen und Trinken darüber und hätte wohl auch die Heimkehr vergessen, wenn ihn Frau Gotelind nicht ernstlich daran gemahnt hätte. Wie ein Träumender schritt er dem Walde zu und versuchte, das Gehörte leise vor sich hinzusingen, als über seinem Haupte Flügelschlag rauschte und ein lautes Klappern sich hören ließ: zwei Störche flogen über ihn hin und umkreisten das Dach einer Scheune, auf der sie wohl schon manches Jahr genistet hatten. „Heilebart, Heilebart!" rief Friedel und klatschte froh in die Hände, „o nun muß es sicher Frühling werden!" Die Freude, die alten Freunde und Lenzesboten wieder zu sehen, nahm, halb unbewußt, eine bis dahin unbekannte Form an, und als er an der Waldhütte ankam, sang er mit jubelnder Stimme:

„Heilbart, der Langbein,
Ist wieder gekommen,
Winter, der strenge,
Hat Abschied genommen.
Jagt ihn hinaus! jagt ihn hinaus!
Öffnet die Türen — der Winter ist aus!"

Die Tür flog bei diesem Anruf wirklich auf, Gerda trat ihm entgegen und schlang die Arme um seinen Hals. „Bist du endlich wieder da, du böser Friedel!" rief sie hocherfreut und doch mit Tränen in den Augen, „o ich habe mich so um dich geängstigt, und Großmutter ist arg erzürnt auf dich."

„Warum denn? Sie hat mich ja selbst fortgeschickt."

„Aber es ist so spät; es dunkelt schon, und sieh, wie die weißen Nebel aus den Brüchen aufsteigen. Großmutter sagt, sie brächten dem, der draußen ist, Krankheit und Verderben."

„O Gerdel, wenn du gehört hättest, was ich gehört habe, du würdest dich nicht wundern, daß ich nicht so schnell fort konnte!" Und in fliegenden Worten erzählte er ihr von dem Spielmann, von seiner Fiedel und seinem wunderbaren Gesang.

„Und das Liedchen, womit du hier ankamst, hat er dich auch gelehrt?“

„Nein,“ sagte Friedel überrascht, „das ist nicht von ihm. Ich glaube, das hat Heilebart selbst geklappert, oder die Spatzen haben es mir vorgezwitschert.“

Die alte Gundula war so froh, den Knaben heil und gesund vor sich zu sehen, daß sie das Schelten vergaß, aber um den eingesunkenen Mund zuckte ein unendlich schmerzlicher Zug, als sie seinen begeisterten Bericht anhörte. „Also doch!“ murmelte sie vor sich hin, „doch alle Mühe umsonst! Es liegt im Blut, es liegt im Blut, er kann das Singen so wenig lassen, wie es sein Vater konnte. O heilige Mutter Gottes, schütze ihn vor seines Vaters Schicksal! Schließt Tür und Laden,“ befahl sie, „und stopft das Moos in die Ritzen, es gibt eine böse Nacht. Horch, da bricht der Sturm los! Den Heiligen sei Dank, Knabe, daß du unter Dach bist!“

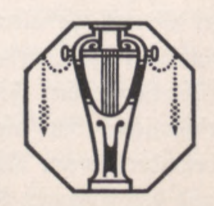
Sie setzte sich am Herde nieder und schaute trüben Blickes in das glimmende Feuer; schwere Gedanken von Vergangenheit und Zukunft zogen an ihrem Geist vorüber. In der andern Ecke saßen die Kinder, eng aneinander geschmiegt, und plauderten im Flüstertone, während draußen der Wind in unheimlich klagenden Stößen durch die kahlen Wipfel fuhr. „Faltet die Hände und sprecht euer Gebet,“ sagte Gundula plötzlich, „ich glaube, die Alten ziehen vorüber. O Herr des Himmels, schütze uns vor ihrem bösen Zauber!“

Eine lange, lange Weile herrschte tiefe Stille in der Hütte, keiner wagte sich zu rühren, der Kienspan war knisternd erloschen, das tief herabgebrannte Feuer warf nur hin und wieder einen gespenstischen Schein über den dunkeln Raum. Endlich verstummte draußen das Seufzen und Klagen, die Kinder atmeten freier auf, Gundula warf eine Handvoll Reisig auf die Kohlen, daß sie hell aufflammten, und das bange Grauen war unterbrochen. „Was war das, Großmutter?“ fragte Friedel halblaut.

„Das waren die alten Götter, Kind,“ erwiderte die Ahne in feierlichem Ton; „einst waren sie die Wohltäter der Menschen, aber jetzt bringen sie nur Tod und Verderben dem, der ihnen begegnet. In alter Zeit, ehe der Christengott in diese Lande einzog, das Kreuz aufgepflanzt und Kirchen und Klöster erbaut wurden, da herrschten hier andere Götter, die auch als gewaltige Herren im Himmel und auf Erden walteten. Aber vor dem allmächtigen Gott und seinem Sohne, vor der hehren Gottesmutter und all den tausend Engeln und Heiligen mußten

jene fliehen und sich in den Tiefen der Erde verbergen. Nur manchmal steigen sie empor aus den Höhlen und Klüften; von dichtem Nebel umwallt ziehen sie über das Land, aus dem sie vertrieben sind, und vor ihnen her singt der Sturmwind ein klagendes Lied um ihre versunkene Herrlichkeit. Da ist Wodan, der alte Göttervater auf hohem Streitroß, mit den Wölfen an seiner Seite und den beiden Raben auf seiner Schulter, die einst ausfliegen mußten, um ihm aus aller Welt Botschaft zu bringen; neben ihm reitet Frau Holle, sein schönes Gemahl, in langem, schneeweiß schimmerndem Gewande, mit dem Wocken in der Hand und den geschmeidigen Katzen neben sich; hinter ihnen aber folgt ein endloser Zug von Riesen, Helden und Schlachtjungfrauen, die einen hoch zu Roß, die andern zu Fuß, und alle mit seltsamen Waffen geschmückt. Wehe dem Menschen, der den Zug erblickt; wehe dem Hause, dessen Tür offen steht, wenn Wodan mit den Seinen vorüberzieht! Wenn ihr morgen hinauskommt und findet frischen Schnee liegen, dann könnt ihr sicher sein, daß es Frau Holle war, die vom Saume ihres weißen Gewandes die Flocken herabgeschüttelt hat."

Am nächsten Morgen hüllte eine leichte Schneedecke die ganze Gegend ein; traurig betrachtete sie Friedel, denn sie schien dem ersehnten Frühling den Einzug zu wehren, und trübselig standen die Störche auf ihrem Nest, ein Bein hoch heraufgezogen, in ernstem Nachdenken, was sie mit der weißen Wolle anfangen sollten, die so feucht und kalt war, bis der erste Sonnenstrahl sie in lauter funkelnde Tröpfchen auflöste.



Viertes Kapitel.

Gundulas Sorgen.

Von der Hütte führte ein schmaler Pfad tiefer in den Wald hinein; wenn man ihm folgte, traf man nach kurzer Wanderung auf eine gewaltige Eiche, die wohl noch aus der Urzeit stammen mochte, denn in ungeheurer Dicke erhob sich der knorrige Stamm bis zu schier unabsehbarer Höhe empor, und weithin beschattete das Blätterdach den moosigen Boden, der in ansehnlichem Umkreis von Baum- und Strauchwerk frei war, als ob sich all das jüngere und niedrigere Gewächs demütig zurückzöge vor dem ehrwürdigen Überrest einer vergangenen Zeit. Einige gewaltige Steine waren hier aufgehäuft, kunstlos und doch wie absichtlich zusammengetragen; vielleicht war der Platz in grauer Vorzeit ein heidnisches Heiligtum gewesen, in dem man den längst versunkenen Göttergestalten Opfer dargebracht hatte. Um die alten Erinnerungen gänzlich auszutilgen, hatten die Mönche des Klosters Tannenrode, dessen Glocken bis tief in den Wald hinein schallten, ein Bild der Gottesmutter mit dem Jesuskinde an dem Urbaum befestigt, und der Wanderer, der hier des Weges zog, schlug ein Kreuz und sprach ein Ave Maria an der Stelle, wo einst heidnischer Greuel gewaltet hatte. Nicht weit davon hatte ein Einsiedler seine kunstlose Zelle erbaut: halb in die Erde eingegraben, halb von einem überhangenden Felsstück verdeckt, vorn durch dichtgeflochtene Zweige geschlossen, bot die Klause doch nur einen kümmerlichen Aufenthalt, besonders wenn Schnee oder Regen durch die dürftige Wand eindrangen und den frommen Bruder bis in den hintersten Winkel verfolgten. Aber er scheute weder die Unbill des Wetters noch den gelegentlichen Besuch eines Wolfes, dessen glühende Augen im Dunkel der Winternacht zu ihm hineinschauten; seine rauhe Kutte trotzte jeder Witterung, und die wuchtige Keule, die er, ungeachtet seiner hohen Jahre, mit starker Hand zu schwingen wußte, scheuchte die vierfüßigen Räuber bald davon. Die tapfere Entsagung, die sich der Klausner frei-

willig auferlegte, brachte ihn bei dem Landvolk in den Geruch besonderer Heiligkeit; auf Meilen in die Runde war Bruder Eckbert bekannt als ein strenger Feind jedes Unrechts, aber auch als ein milder Tröster der Reuigen und Betrübten. Er war der einzige Freund der Bewohner der kleinen Waldhütte, und oft lauschten Friedel und Gerda seiner Rede, die ihnen Irdisches und Himmlisches ins Herz pflanzte und ihren einzigen Unterricht bildete.

An einem sonnigen Frühlingstage saß Gundula auf einem Steinsitz vor der Klause und neben ihr der Einsiedler, dessen weißer Bart ihm bis zum Gürtel herabwallte. Zu ihren Füßen lag ein seltsam geformter Kasten, den die alte Frau unter ihrem Mantel hergetragen hatte. Der Gang war ihr sehr sauer geworden, denn sie fühlte sich nicht mehr so kräftig wie bisher, und es dauerte lange, bis sie Atem genug fand, um ihre Rede zu beginnen. „Ehrwürdiger Bruder," sagte sie endlich, „ich habe Euch immer als einen guten und weisen Mann erkannt; gebt mir Euern Rat, denn ich weiß mir nicht zu helfen."

„Sprecht frei heraus, gute Mutter," erwiderte Bruder Eckbert, „soweit meine Kraft und Einsicht reicht, bin ich zu Rat und Hilfe bereit."

„Ihr habt mich nie gefragt, wie ich in diese Einöde gekommen bin," hob die Alte von neuem an, „und ich war Euch dankbar dafür. Aber heute muß ich Euch meine ganze Geschichte erzählen, damit Ihr meine Sorge begreifen könnt. — Ich stamme aus einer Familie von freien Bauern ab, und weder meine Eltern noch mein seliger Ehemann hätten sich träumen lassen, daß mein Leben so kümmerlich enden sollte. Mein Mann saß auf drei freien Hufen, die sich schon vom Urgroßvater vererbt hatten, und stand nach altem Sachsenrecht an Rang dem Ritter gleich. Er starb frühe und hinterließ mir einen schönen Besitz, den ich sorgfältig bewirtschaftete, und zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Als mein Sohn heranwuchs, begehrte er sein eigener Herr zu werden; so gab ich ihm den väterlichen Hof und zog mit meiner Gunda in ein kleines Häuschen, das mir auch noch gehörte. Gunda war ein gar feines Mägdelein, und ihr Sinn ging immer hoch hinaus; die früheren Gespielinnen und die Dorfknaben genügten ihr nicht, sie war lieber auf der Burg, wohin man sie oft holte, um dem kränklichen Fräulein die Zeit zu vertreiben. Dort lernte sie feine Arbeiten und höfische Sitte und gefiel den Herren und Frauen gar wohl, so daß ich in meinem törichten Stolz dachte, sie könnte wohl einmal eines Ritters Eheweib werden.

Auf der Burg gab es viel Spiel und Gesang; ritterliche Herren und fahrende Spielleute aller Art zogen aus und ein, wurden stets wohl aufgenommen und priesen den Grafen als den Trost aller fahrenden Sänger. Da war auch ein schmucker Geselle, Guntram geheißen, guter Leute Kind, der machte sich viel um Gunda zu schaffen. Wie er es auf der Burg trieb, konnte ich freilich nicht sehen, aber wenn sie bei mir war, da klopfte er alsbald an die Tür und wußte gar liebliche Reden zu führen, und wenn ich ihn abends hinauswies, setzte er sich unter die Linde, spielte auf der Fiedel und sang dazu so süße Lieder, daß sie ein armes Mädchenherz wohl betören konnten. Eines Tages traten die beiden Hand in Hand vor mich hin und sagten, sie hätten sich lieb und könnten nicht voneinander lassen. Was sollte ich tun? Mein Sohn schalt zwar heftig wider die Schmach, die freie Bauerntochter dem fahrenden Manne zu geben, der seine ganze Habe auf dem Rücken trüge; aber zuletzt konnte ich ihren Bitten doch nicht widerstehen und gab meinen Segen zu ihrer Vereinigung. Guntram versprach, er wolle das Wandern lassen und sich seßhaft machen; er zog in unser Häuschen, ich blieb bei ihnen, und der Anfang war eitel Freude und Wonne — vollends, als ihnen später ein Knäblein geboren wurde, war des Glücks kein Ende. Einen besseren Menschen als Guntram gab es auch kaum, so liebreich und fröhlich, daß mir selbst das Herz froher und leichter wurde, wenn ich ihm zuhörte, dabei fleißig und geschickt zu allen Dingen, denn er wußte das Schnitzmesser ebenso gewandt zu führen wie den Bogen.

Als es aber wieder Frühling wurde, da ward er trübe und still und schlich umher, als wäre er krank, und endlich kam's heraus: das Haus wurde ihm zu eng, es trieb ihn in die Weite. Ich wollte ihn halten und mahnte ihn an sein Versprechen, aber Gunda sprach: »Laßt ihn ziehen, Mutter, es leidet ihn nicht daheim; ebensogut könntet Ihr den Falter in einen Bauer sperren oder dem freien Waldvogel die Flügel stutzen.« So zog er von dannen, und wir blieben allein; Gunda schwand fast hin vor Sehnsucht nach dem Gatten, sie wurde bleich und still, und nur das Bübchen entlockte ihr manchmal ein Lächeln, denn es sah sie mit ihres Guntrams Augen an. Zweimal war er wiedergekommen und mit ihm das Glück, denn in seiner Nähe lebte mein Kind wieder auf und hatte Rosen auf den Wangen und ward fröhlich wie zuvor. Manchmal freilich preßte sie verstohlen die Hand auf die Brust, als fühle sie einen Schmerz da innen, und einmal sah ich mit Schrecken helle Bluts-

tropfen auf ihren Lippen stehen, aber sie winkte mir zu schweigen und ihrem Gatten nichts zu verraten.

Als Guntram zum dritten Male fortgezogen war, kam ein großes Elend über unser Dorf: bewaffnete Haufen brachen ein und forderten mit wildem Drohen Rechenschaft, ob wir es mit dem falschen Welfen- oder mit dem echten Hohenstaufenkaiser hielten. Das war seit achtzehn Jahren schon ein paarmal geschehen; bald sollten wir zum Schwabenherzog Philipp schwören, bald zum Braunschweiger Otto, und nun wieder zu dem Welschen Friedrich, von dem niemand etwas wußte, ob er gleich ein Enkel des großen Kaisers Rotbart war. Du lieber Gott! Uns konnte es wahrlich gleichgültig sein, welcher hohe Herr gerade auf dem Kaiserstuhl saß und die Krone trug, wenn er nur Recht und Ordnung im Lande aufrecht hielt und den Bauer gegen die Übergriffe des Edelmanns schützte! Auch hatte es die Bande wohl mehr auf Sengen und Plündern abgesehen als auf die Treue gegen irgendeinen Herrn, denn schrecklich hausten sie in unserem Dorfe. Mein Sohn fiel im heftigen Kampfe gegen die Mordbrenner, sein Weib wurde von einem brennenden Balken erschlagen, als sie ihr kleines Kind aus den Flammen retten wollte. Durch ein Wunder blieb das Würmchen verschont, und ein mitleidiger Nachbar brachte es mir — den einzigen Überrest von dem blühenden Wohlstande meines Sohnes!

An uns, die wir ein wenig seitab wohnten, war der Sturm noch glimpflich vorübergegangen, aber Schrecken und Angst warfen meine Tochter auf das Krankenbett. Dazu kam die verzehrende Sorge um Guntram, der diesmal länger ausblieb als je zuvor. Endlich kam der Bube, der ihn begleitet hatte, mit seiner Fiedel zurück und berichtete, sein Meister läge tot im Walde — der Junker Diether von Maltheim habe ihn erschlagen! —

Die Botschaft brachte Gunda den Tod, sterbend empfahl sie mir ihr Kind und die Fiedel als heiliges Vermächtnis. Ich raffte zusammen, was ich noch besaß, und wanderte mit den beiden Kindern davon, fort aus dem öden Dorfe, wo mir nichts Liebes mehr geblieben war. Böse Menschen raubten mir einen Teil meiner Habe, endlich fand ich in der dürftigen Waldhütte eine sichere Zuflucht. Mein ganzes Streben und Trachten ging dahin, den Knaben vor dem Schicksal seines Vaters zu bewahren; nie sprach ich mit ihm von Guntram, nie sang ich ihm seine Lieder, von denen mir doch in stillen Stunden mehr als eins widerklang. Alles vergebens! Vor ein paar Wochen hat der Friedel einen Spielmann

getroffen, und seitdem spricht er von nichts als seinem Gesang und seiner Fiedel, und vom Morgen bis zum Abend quält er mich, ihm so ein wunderbares Ding zu verschaffen. Da packte mich eine große Angst: zu zerstören wagte ich das Erbe seines Vaters nicht, ich brachte es zu Euch, ehrwürdiger Bruder. Zertrümmert ihr die unselige Fiedel, wenn Ihr es für recht haltet, oder sagt mir, wie ich den Knaben vor dem Verderben behüten soll."

Nachdenklich hatte der Klausner dem Bericht zugehört, ohne die Alte zu unterbrechen; als sie geendet hatte, sagte er langsam und bedächtig: „Gesang ist eine Gottesgabe, und wem sie im Herzen keimt, dem hat sie Gott selbst hineingepflanzt, nicht dazu, daß er sein Pfund vergrabe, sondern daß er's brauche, Gott zur Ehre und den Menschen zu Freud' und Frommen. Unrecht wäre es, gewaltsam zu ersticken, was zu fröhlichem Wachstum bestimmt ist. Hat denn der Gesang Guntrams trauriges Ende verschuldet? Und mußte nicht Euer Sohn, der daheim blieb und seine Scholle baute, auf der Schwelle des eigenen Hauses einen jähen Tod finden? Wir stehen überall in der Hand des Herrn; an jedem Orte kann er Euern Knaben treffen, aber auch seinen Engeln befehlen, ihn zu behüten auf allen seinen Wegen, wohin er auch gehe und was er auch treibe. Laßt die Fiedel hier, ich will sie wohl verwahren, und schickt mir den Buben, damit ich ihn prüfe, wie es mit seiner Sangeslust bestellt ist."

Gundula blickte überrascht auf; die kräftigen Worte blieben nicht ohne Eindruck auf ihr bekümmertes Gemüt, und wunderbar tröstlich war es ihr, daß einer mit Liebe und Achtung von Guntrams Kunst sprach. „Hab Dank, ehrwürdiger Bruder," stammelte sie, „ach, nehmt Euch der armen Waisen freundlich an! Ich glaube, mein letztes Stündlein ist nicht mehr fern, aber ich könnte leichter sterben, wenn ich wüßte, daß die verlassenen Kinder einen Freund und weisen Berater fänden." —

Während die beiden Alten in ernstem Gespräch zusammen saßen, sprangen die Kinder im knospenden Walde umher, begrüßten jubelnd jede Blume, die das weiße oder blaue Köpfchen durch die lichte Laubdecke des vergangenen Jahres hervordrängte, und lauschten entzückt auf jedes Vöglein, das aus dunkelm Tannengrün oder dem kahlen Geäst der alten Buchen und Eichen der Sonne entgegenzwitscherte. Immer wieder stimmte Friedel das Lied an, das er von Ruprecht, dem Spielmann, gehört hatte, und dazwischen sang er Verse von eigner Erfindung nach derselben Weise.

„Wenn ich nur eine Fiedel hätte, Gerda," rief er, „dann könnte ich dir noch viel schönere Lieder singen! Ich will einmal Vater Eckbert fragen, ob er mir nicht eine machen kann; er ist so klug und gut und weiß alle Dinge. Weißt du, Gerda," fügte er in träumerischem Tone hinzu, „mir ist, als hätte ich weit, weit von hier schon einmal eine Fiedel gehört: der sie spielte, war größer und schöner als Ruprecht — er nahm mich manchmal auf seinen Arm und küßte mich — und tanzte mit mir und sang dazu — und ich meine, ich höre es noch ganz, ganz leise in meinem Ohr klingen — und ich sagte »Vater« zu ihm — — aber Vater Eckbert war es nicht!"

„War er bei uns in der Waldhütte?" fragte Gerda mit großen, erstaunten Augen; „ich habe ihn nicht gesehen."

„Nein, es war dort größer und heller als bei uns — die Sonne schien hinein — und es war ein Vogel da und ein Hündchen, mit dem ich spielte — und ein liebes Mütterlein, das hatte mich so lieb — — O Mütterlein, wo bist du geblieben?" rief der Knabe, indem er plötzlich in Tränen ausbrach und sehnsüchtig die Arme ausbreitete, „und warum habe ich solange nicht an dich gedacht?"

„Ich weiß nichts vom Mütterlein," sagte das Mädchen und strich mitleidig über des Knaben Wange, „denke du auch nicht mehr daran, wenn es dich traurig macht, Friedel. Horch, was ist das?"

Laute Stimmen und das Trappeln von Pferdehufen schallten durch den stillen Wald; im Nu hatte Friedel seinen Kummer vergessen, er sprang auf, ergriff Gerdas Hand und rannte mit ihr, so schnell beide vermochten, den Tönen entgegen. Gleich darauf sprengte eine Reiterschar an ihnen vorüber; voran Ritter Wolfram von Scharfeneck, neben ihm die schöne Jutta in knapp anliegendem Mieder und langflatterndem Gewande mit der nickenden Feder auf dem kleinen Hütchen; hinter ihnen ein Haufe von Jägerburschen und Knappen. Aller Augen waren auf den Edelfalken gerichtet, der oben in den Lüften einen heftigen Kampf mit einem Reiher kämpfte; bald schien der eine Vogel zu siegen, bald der andere; jetzt stürzten beide im Ringen herab, um gleich darauf wieder in die Höhe zu steigen, während sie im nächsten Augenblick seitwärts trieben, als trüge sie ein Sturmwind davon. Mit lautem Hussa folgte die Jagdgesellschaft diesen Bewegungen, um zur Stelle zu sein, wenn der Falke mit dem besiegten Reiher am Boden ankäme. Keiner bemerkte in der Aufregung des Augenblicks, daß Mechthild nicht mit den übrigen Schritt halten konnte; sie war eine Strecke weit zurückgeblieben und

suchte vergebens ihr kleines Pferd zu noch schnellerem Laufe anzutreiben. Jetzt gab sie ihm einen Schlag mit der Gerte, aber das Tier scheute beim Anblick der Kinder, tat einen Sprung zur Seite, stolperte über eine Wurzel und stürzte zu Boden. Mit einem Schrei glitt Mechthild vom Sattel herab, erschrocken eilte Gerda hinzu, und ihr lauter Ruf lockte auch Friedel herbei. Er half dem Pferd auf die Beine, und beide bemühten sich, das Fräulein aufzurichten, aber schon beim ersten Versuch, aufzutreten, stieß diese einen neuen Schmerzensschrei aus; wimmernd brach sie zusammen, und ihr schwanden die Sinne.

Ratlos sahen sich die Kinder an, endlich sagte Gerda: „Wir müssen die Großmutter suchen, sie weiß mit Krankheit und Wunden Bescheid. Lauf, Friedel, lauf, so schnell du kannst, zu Vater Eckberts Klause, aber vorher bring mir ein wenig Wasser, um des Fräuleins Stirn zu kühlen.“

Friedel sprang davon, aber der Weg war weit und die Großmutter nicht mehr so leichtfüßig wie der Enkel, deshalb verging eine lange Zeit, ehe die beiden ankamen. Unterdessen hatte sich Gerda auf den Boden gesetzt und Mechthilds Kopf auf ihren Schoß gebettet; leise drückte sie ihr das feuchte Tüchlein, das sie sich von den Schultern genommen hatte, auf Stirn und Schläfe und fuhr geduldig damit fort, bis jene die Augen aufschlug und verstört um sich blickte. „Wo bin ich?“ fragte sie angstvoll, „und wo ist mein Vater geblieben?“

„Ich bitte Euch, Fräulein, bleibt ruhig liegen,“ entgegnete Gerda freundlich, „Ihr seid mit dem Pferde gestürzt und habt Euch den Fuß verletzt; Großmutter wird ihn heilen, habt nur ein wenig Geduld.“

„Und wer bist du, die du dich meiner so liebevoll annimmst?“ fragte Mechthild weiter und blickte staunend in das rosige Antlitz und die blauen Augen des fremden Kindes. „Bist du eines der holden Gottesenglein, die ausgesendet werden, um uns vor Schaden und Gefahr zu behüten?“

„Ach nein,“ lachte die Kleine, „ich bin ja Gerda, das Enkelkind der alten Gundula aus der Waldhütte, kennt ihr mich nicht? Ich kenne Euch wohl, denn ich war schon einmal mit der Ahne auf der Burg. Eure Schwester nennen sie das schöne Fräulein, aber Euch das gute, das gefällt mir noch viel besser.“

Mechthild errötete über das unerwartete Lob aus fremdem Munde. „Und du fürchtest dich gar nicht so allein im wilden Walde?“

Wieder lachte die Kleine hell auf. „Fürchten? Vor wem denn?

Mir tut keiner etwas zuleide. Soll ich Euch das Liedchen singen, das mich der Friedel gelehrt hat?“ Und mit frischer Stimme hob sie an

„Alles, was atmet im grünen Revier,
Ob es sich hebt in die Lüfte,
Ob auf sechs Beinchen es kreucht, ob es vier
Tragen durch Höhen und Klüfte —

Ob es trägt Blätter und Blüten fein,
Kleider von Federn, von Haaren:
Jegliches nennt mich sein Schwesterlein,
Möchte vor Leid mich bewahren.

Und wenn einer im grünen Reich
Sollte mir Böses sinnen,
Käme ein Heer von Beschützern gleich,
Triebe den Frevler von hinnen.“

„Wie gefällt Euch das, Fräulein?“

„Es ist hübsch, aber von wem lernt denn der Friedel so feine Lieder?“

„Die lernt er von sich selbst, oder ein Vogel zwitschert sie ihm ins Ohr. Großmutter sagt, er sei ein Sonntagskind, daher verstände er die Vogelsprache. Früher sang er nur wie die Vögel, aber seit er den Spielmann getroffen hat, singt er mit süßen, lieblichen Worten; das klingt noch viel schöner, und man kann es besser verstehen.“

Überrascht musterte das Edelfräulein das Kind, das in seinem ärmlichen Röckchen, mit den bloßen Schultern und den nackten Füßen gar so dürftig aussah und doch so anmutig zu singen und zu reden wußte, „Ihr seid wohl sehr arm?“ fragte sie in bedauerndem Ton.

„Arm? Nein, das sind wir nicht; wir haben alles, was wir brauchen, und leiden nie Hunger und Not. Friedel sagt, der Wald sei unser Reich und wir beide König und Königin darin; ein Königspaar ist aber gewiß nicht arm.“

„Und wer ist denn eigentlich der Friedel, der so viele schöne Dinge zu sagen weiß?“

„Habt Ihr ihn nicht gesehen? Er ist mein Bruder, mein Spielkamerad, mein — nun, er ist eben der Friedel, ich kann ihn Euch nicht anders beschreiben. Er ist größer, stärker und viel klüger als ich; ich glaube, er ist bald so klug wie Vater Eckbert, und der ist gewiß der weiseste Mann, den es gibt.“

„Und du armes Kind hast weder Vater noch Mutter, die für dich sorgen und dich lieb haben?“

„Ich habe die Großmutter und Friedel, ist das nicht genug? O, Ihr wißt nur gar nicht, Fräulein, wie der für mich sorgt und mich beschützt und mich lieb hat — eine Mutter könnte es gar nicht besser. Friedel sagt, er habe einmal vor langer, langer Zeit ein liebes Mütterlein gehabt, aber ich möchte nicht, daß sie zu uns käme, sonst würde er sie vielleicht lieber haben als mich, und was finge ich dann an?“

Jetzt ließ sich ein lauter Ruf vernehmen, dem Gerda fröhlich antwortete; gleich darauf tauchte das erhitzte Gesicht des Knaben auf, keuchend folgte ihm die Alte. Ohne viele Worte untersuchte sie mit kundigen Fingern das verletzte Glied und wickelte es dann kunstgerecht in lange Streifen von weichem Linnen, das sie mit einem heilkräftigen Säftchen benetzt hatte. „Es ist nichts gebrochen,“ sagte sie kurz, „ein paar Wochen Ruhe werden alles bessern. Aber nun müßt Ihr nach Hause, Fräulein, im Walde ist es kühl und feucht.“

„Wollt Ihr mir auf mein Pferd helfen?“ bat Mechthild, „es ist fromm und gut und trägt mich sicher auf die Burg, nur zeigt mir den Weg und laßt mich nicht allein!“

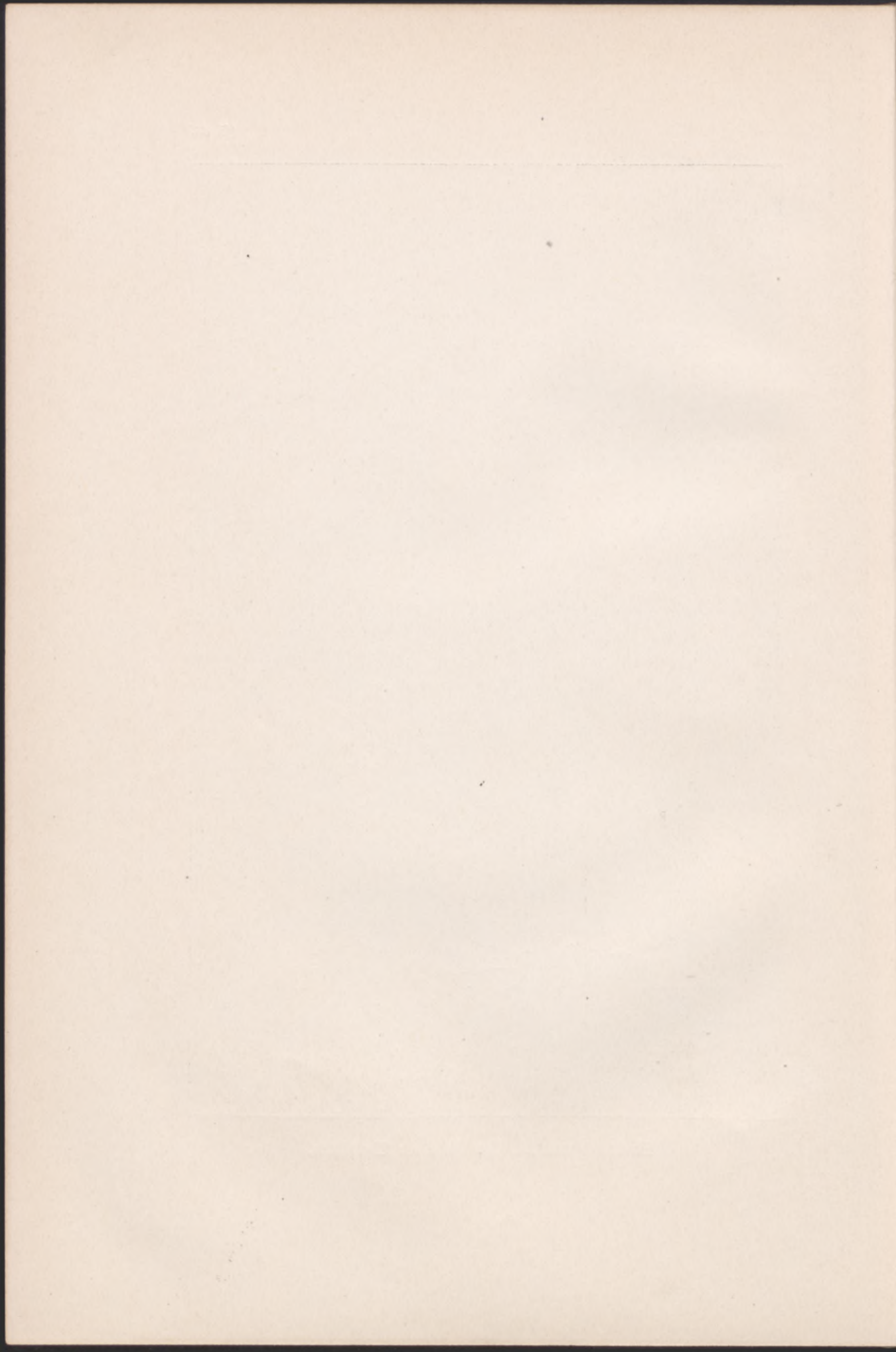
Friedel fing das Rößlein, das friedlich in einiger Entfernung graste, und führte es dem Fräulein vor, die es mit Hilfe der Alten mühsam bestieg. Der Knabe führte es sachte am Zügel, Gerda lief nebenher und sprach tröstend zu Mechthild, wenn diese durch leises Ächzen verriet, wie sehr sie die Bewegung schmerzte. Schweigend folgte Gundula; ihr war diese Begegnung, welche die Kinder mit den Bewohnern der Burg in Berührung bringen konnte, gar nicht recht, und doch durfte sie die Hilflose nicht verlassen. Sie war froh, als ihnen bald darauf einige berittene Knappen begegneten, die dazu ausgeschickt waren, das Fräulein zu suchen; ihnen übergab sie die Kranke und schärfte ihnen die nötigen Vorsichtsmaßregeln ein, dann wollte sie sich mit kurzem Gruß verabschieden. Mechthild reichte ihr und den Kindern die Hand. „Versprich mir, daß du mich bald besuchen willst, kleine Gerda,“ sagte sie bittend, „du hast mir Liebes erwiesen, und ich möchte dir besser dafür danken, als ich es hier konnte. Wirst du kommen?“

„O wie gern!“ rief Gerda mit glänzenden Augen, sah sich aber erschrocken um, als sie fühlte, daß die Großmutter mit rauhem Griff ihren Arm packte und sie fast gewaltsam mit sich fortzog.

(S. 46.)



Mechthild und die Bewohner der Waldhütte.



Fünftes Kapitel.
Maifest.

Auf der Burg waren die erwarteten Gäste angekommen: stolze, ritterliche Gestalten, die mit einem stattlichen Gefolge einzogen. Neigte der ältere Herr von Buchenbühl zu behäbiger Breite, leuchtete aus jeder Falte des von silbergrauem Haar und Bart umrahmten Gesichtes die gutmütigste Freundlichkeit, so war der jüngere Ritter dagegen schlank wie eine Tanne, und die hellbraunen Locken wallten um schöne Züge, deren ernster Ausdruck sich zuweilen bis zu tiefer Schwermut steigerte. Jetzt durfte Jutta nicht mehr über Einförmigkeit klagen, denn jeder Tag brachte neue Freuden und Abwechselungen; bald ritt man auf die Falkenjagd hinaus, bald verfolgte man den flüchtigen Hirsch mit der Meute, und da das Edelfräulein eine gewandte Reiterin war, so schloß sie sich gern den Männern an, und auch der wildeste Ritt über Stock und Stein war ihr nicht zu schwer oder zu gefährlich.

Der geräumige Schloßhof hallte täglich von den Stößen der hölzernen Speerstangen, von dem Klingen der dumpfen Schwerter wider, denn man übte sich fleißig in allen ritterlichen Künsten, um sich zu dem großen Turnier vorzubereiten, das Landgraf Ludwig von Thüringen zu Pfingsten veranstalten wollte, und wozu er alle Edeln auf viele Meilen in der Runde geladen hatte. Solche Übungen aber boten auch den Frauen, die ihnen vom Söller aus zusehen konnten, anziehende Bilder dar; manche Stunde des Tages stand Jutta dort und weidete ihre Augen vor allem an der Ruhe und unfehlbaren Sicherheit, mit der Herr Diether von Buchenbühl seine Stöße austeilte und im Lanzenwerfen, Kolbenschlagen und Armbrustschießen immer der beste war.

Am ersten Sonntage im Mai ritt die ganze Gesellschaft nach Tannenrode, um dort in der Klosterkirche der Messe beizuwohnen. Früher hatte man einen eigenen Burgkaplan gehalten, aber seit der alte Pater Eusebius gestorben, war die Stelle unbesetzt geblieben, sehr zum Kummer

der frommen Mechthild, die nicht aufhörte zu bitten, daß diese Lücke wieder ausgefüllt werden möchte. Als der Gottesdienst beendet war, und der glänzende Zug langsam die Dorfstraße hinabritt, befand er sich zwischen dichten Gruppen festlich geputzter Menschen, die mit fröhlichem Summen nach dem großen Platze zogen, in dessen Mitte sich eine uralte Linde erhob — die Mädchen in buntfarbigen Röcken und zierlich gestickten Jacken, mit Kränzen und Schleiern in den Haaren, die Jünglinge im schön verbrämten Wams mit bunten Knöpfen und glänzendem Gürtel.

„Die Bauern feiern heute ihr Maifest," sagte Jutta zu dem jungen Ritter an ihrer Seite, „seht nur, wie jeder seinen schönsten Schmuck angelegt hat, und wie stolz sich die Dorfknaben brüsten, um es dem Edelmann gleich zu tun. Wahrlich, da haben einige sogar ein Eisenhemd angetan und ein Schwert umgeschnallt, als könnten sie dadurch ein ritterliches Ansehen erhalten!"

„Es sieht gar fröhlich aus," erwiderte Diether, „und ich beneide jeden, der so von Herzen jubeln und lachen kann. Habt Ihr nie Lust verspürt, edles Fräulein, Euch unter die heitere Schar zu mischen?"

„Als Kind war ich wohl auch dabei und tanzte den Reigen mit, aber wenn man die Kinderschuhe ausgetreten hat, will sich so tölpische Gesellschaft und so wilder Tanz nicht mehr ziemen."

„Und findet Ihr nicht, daß man als Kind viel heiterer und glücklicher war als später und gern vieles hingeben möchte, um den unschuldigen Frohsinn der Kinderjahre wieder zu erlangen?"

„Nein!" erklärte Jutta offen, „mir ist das Leben nie schöner und wonniger erschienen als jetzt, und ich möchte mit keinem tauschen, sei er jung oder alt!"

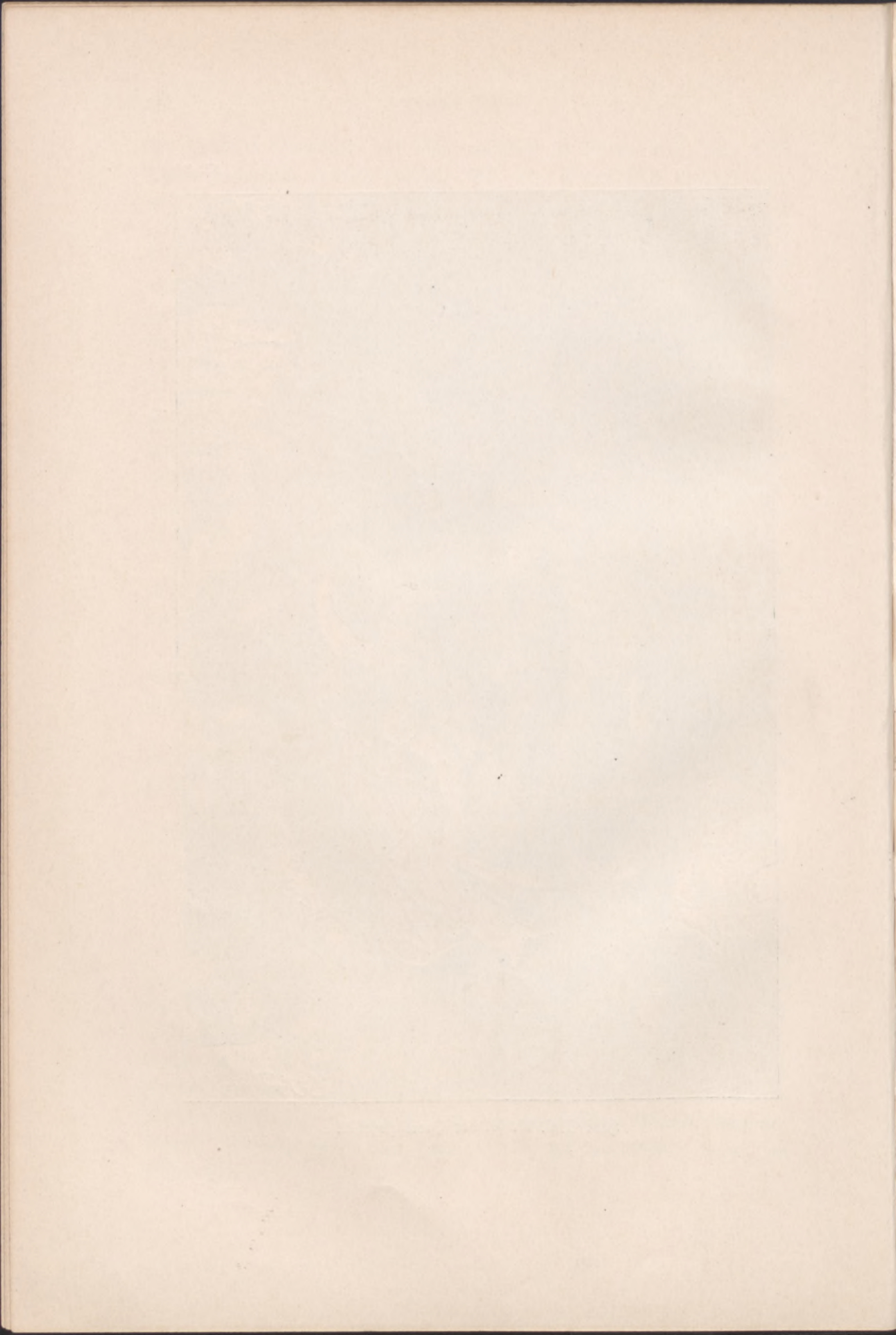
Diether seufzte und versank in Gedanken; schweigend ritten sie weiter.

Hinter ihnen aber jauchzte die Festfreude der Dorfgenossen laut zum wolkenlosen Himmel hinauf. Der bunte Ball flog von einem zum andern, die Mädchen warfen ihn den Jünglingen zu, die ihn kräftig zurückschleuderten; wer ihn aber fallen ließ, dem lohnte Spott und Gelächter die Ungeschicklichkeit. Ein lustiger Zug unterbrach das Spiel: voran schritt Ruprecht, der Spielmann, und hinter ihm eine Menge Kinder, alle mit grünen Zweigen und Kränzen von Wald- und Wiesenblumen geschmückt, so daß sie wie ein wandelnder Garten anzusehen waren. Ruprecht spielte eine heitere Weise, und die Kinder sangen mit heller Stimme:

(S. 49.)



Herr Mai, dir sei der Preis gezahlt!



„In lichter Farbe steht der Wald,
Der Vöglein Sang ertönet.
Die Wonne ist worden mannigfalt,
Des Maien Pracht, sie krönet
Die Wünsche all; wer wäre alt,
Wenn sich die Welt verschönet?
Herr Mai, dir sei der Preis gezahlt,
Der Winter sei verhöhnet!“

(Ungenannter mittelalterlicher Dichter.)

Und jubelnd fielen alle im Chor ein: „Herr Mai, dir sei der Preis gezahlt, der Winter sei verhöhnet!“ — „Spiele weiter, Ruprecht, wir wollen tanzen!“ riefen die Mädchen; sie rückten ihre Kränze zurecht, und jede schaute prüfend umher, welcher unter den Burschen ihr wohl seine Hand zum Reigen bieten würde. Bald hatten sich die Paare geordnet, auch die Frauen verschmähten es nicht, sich dem Zuge anzuschließen, wenn sich nur ein Gefährte für sie fand; der Vortänzer stellte sich an die Spitze, und nach einer lebhaften Weise begann der Tanz in kühnen Sprüngen und kunstreichen Verschlingungen, während die Umstehenden im Chor die Worte dazu sangen:

„Linken Fuß vorangesetzt,
Schleifet nach den rechten.
Dreht euch auf der Stelle jetzt,
Daß sich Ringe flechten.
Weiter so — frisch und froh!
Erst im Zuge — dann im Fluge,
Heißa, hoppoldei juchhe!
Mädchen, springt auf Hack' und Zeh'!

Lasset los und seht euch an
Beide mit dem Rücken,
Schnell herum! euch wieder dann
Arm in Arm zu drücken.
Lacht und blickt — fangt geschickt,
Und dann wirbelt — bis euch schwirbelt.
Heißa, hoppoldei juchhe!
Mädchen, springt auf Hack' und Zeh'!

Hoch die Hände, höher noch,
Daß das nächste Pärchen
Schlüpft gebückt durchs offene Joch
Und sich krümmt kein Härchen.

Knabe kniet — Mädchen zieht
Um ihn Kreise — rund im Gleise.
Heißa, hoppoldei juchhe!
Mädchen, springt auf Hack' und Zeh'!"

(Aus Wolffs Singuf.)

Das gab ein lustiges Durcheinander, ein Necken und Fliehen, ein Suchen und Haschen. Die Zöpfe der Mädchen und die langen Haare der Burschen flogen um die Wette, die Wangen glühten, und die Herzen schlugen höher vor Lust und Freude. Keiner von allen aber war glücklicher, keiner fühlte sich so völlig in ein neues, schöneres Dasein versetzt als Friedel, der dem Spielmann nicht von der Seite wich. Nur mit vielen Bitten hatte er der Großmutter die Erlaubnis abgerungen, mit Gerda zu dem Feste gehen zu dürfen, das beide nie zuvor besucht hatten. Mit tiefem Kummer sah Gundula die strenge Abgeschiedenheit, in der sie die Kinder so lange gehalten hatte, plötzlich durchbrochen, aber sie fühlte, wie der starke Wille, mit dem sie bisher ihre Absichten durchgeführt hatte, in gleichem Maße wankte wie die leibliche Kraft. Auch bei Bruder Eckbert, dem einzigen, dem sie ihre Sorgen vertraute, fand sie keine Unterstützung. „Laßt doch die Jugend fröhlich sein mit den Fröhlichen," hatte er gesagt; „waren wir es nicht auch, als wir noch jung waren? Der Mensch ist für den Menschen geschaffen; auch wir haben die Welt nicht verlassen, solange sie noch einen Reiz für uns besaß — erst als wir alles verloren hatten, was wir liebten und verehrten, sind wir in die Einöde geflüchtet. Laßt die Kinder im Sonnenschein wandeln, solange der Himmel ihnen lacht; die trüben Zeiten werden ohnehin nicht ausbleiben."

So hatte Gundula nachgegeben, und die beiden waren glückselig hinausgezogen, hatten sich mit den übrigen geschmückt und dem Spielmann angeschlossen. Gerda fühlte sich zwar ein wenig bang und beklommen unter all den fremden Menschen, und wenn ihr das Gedränge und Geschrei zu arg wurde, duckte sie sich scheu hinter Friedels Rücken; aber der Knabe fühlte sich ganz in seinem Element. Er stand neben dem Spielmann auf der Bank, um das fröhliche Treiben besser zu überschauen, und begleitete dessen Spiel so ausdauernd mit Pfeifen und Gesang, daß Ruprecht ihm mehr als einmal beifällig zunickte und ihm endlich sagte, er habe echtes Spielmannsblut in den Adern, und er wolle ihn als Singbuben auf die Wanderung mitnehmen. Ei, wie da des Knaben Augen blitzten! Hätte ihn nicht Gerda voll Angst an

der Jacke gezupft, er hätte sich gleich mit Leib und Seele dem fahrenden Manne versprochen und die Waldhütte mit allem, was darin war, vergessen!

Jetzt war der Reigen beendet, atemlos warfen sich die Tänzer ins Gras, während die Mädchen sittsam auf und nieder gingen, um Luft zu schöpfen. „Sing uns ein Lied, Ruprecht!“ hieß es von allen Seiten, „damit wir unterdessen neue Kraft zum Tanze sammeln. Weißt du nichts Neues?“

Er sann einen Augenblick nach und sagte dann: „Ich will euch ein Lied zu Ehren Heinrichs von Ofterdingen singen; der hatte ein Herz für den Bauer, obwohl er ein edler Herr war, und der Landmann hatte ihn lieb und hörte seine Lieder gern.“

„Ja, du hast recht!“ riefen einige ältere Leute, „wir entsinnen uns seiner wohl. Als er bei dem seligen Herrn Landgrafen auf der Wartburg zu Gaste war — damals, als sie den großen Sängerstreit auskämpften —, kam er oft herunter in unser Dorf, setzte sich unter diese Linde und sang zur Harfe so wunderlieblich, wie es vor und nach ihm kein anderer getan hat. Singe uns von ihm, daß wir seiner gedenken!“ Und Ruprecht hub also an:

„Den Finken des Waldes die Nachtigall ruft:
Vom Geigenstrich schallt es goldrein durch die Luft!
Ihr Zwitschrer, ihr Schreier, nun spart den Diskant —
Der Heini von Steier ist wieder im Land!

Schon schwirren zur Linde, berückt und entzückt,
Die lieblichen Kinde, mit Kränzen geschmückt.
Wo säumen die Freier? Manch Herz steht in Brand —
Der Heini von Steier ist wieder im Land!

Und wer schürzt mit Schmunzeln den Rock sich zum Sprung?
Großmutter in Runzeln, auch sie wird heut' jung;
Sie stelzt wie ein Reiher dürrbeinig im Sand —
Der Heini von Steier ist wieder im Land!

Der Hirt läßt die Herde, der Wirt läßt den Krug,
Der Knecht läßt die Pferde, der Bauer den Pflug,
Der Vogt und der Meier kommt scheltend gerannt —
Der Heini von Steier ist wieder im Land!

Der aber hebt schweigend die Fiedel zur Brust —
Halb brütend, halb geigend, des Volks unbewußt.
Leis knisternd strömt Feuer um Saiten und Hand —
Der Heini von Steier ist wieder im Land!“

(Aus Scheffels Frau Aventiure.)

Die Melodie, die frisch und froh begonnen hatte, klang in leisen, wehmütigen Tönen aus, die den Hörern das Herz ergriffen, so daß sie in andächtigem Schweigen lauschten. Da strich der Spielmann aufs neue über die Saiten; lachende, neckische Töne quollen unter dem Bogen hervor, und er sang ein lustiges Schelmenlied.

Die Sonne sank schon am Himmel herab, und noch wollten Jubel und Gesang, Spiel und Tanz kein Ende nehmen; schon mehrmals hatte Gerda an den Aufbruch gemahnt, aber Friedel meinte immer, es sei noch gar zu schön, und er könnte sich unmöglich losreißen. Die alte Gundula war längst von Unruhe und Sorge ergriffen worden und hatte sich schon eine Stunde zuvor aufgemacht, um die Kinder heimzuholen. Der Weg wurde ihr heute ungewöhnlich schwer, die Füße zitterten ihr, und ihr Kopf war wirr; als sie die Heerstraße erreicht hatte, überfiel sie ein Schwindel, sie mußte sich auf einen Stein setzen und die Stirn gegen einen Baumstamm lehnen. Lange saß sie so und sah nur undeutlich die ganze Burggesellschaft an sich vorüberreiten; von den Rittern und Knappen hatte keiner ein Auge für das arme, kranke Weib. Die letzten im Zuge waren Diether und Jutta, die langsam in lebhaftem Gespräch den anderen folgten; der junge Ritter bemerkte die totenbleiche Gestalt am Wege, und mit einem kurzen: „Verzeiht, edles Fräulein!“ sprang er vom Pferde und trat auf Gundula zu. „Was fehlt Euch, arme Alte,“ fragte er freundlich, „Ihr scheint schwach und krank zu sein, kann ich Euch helfen?“

Sie öffnete mühsam die Augen und sah den stattlichen Herrn erstaunt an. „Die Kinder, die Kinder,“ stammelte sie, „wenn ihnen ein Leid geschähe! — ich wollte sie holen, aber ich kann nicht weiter.“

„So sagt mir, wo sie sind, ich will sie suchen.“

„Im Dorf — sie gingen zum Fest — o, Ihr seid gut, aber ich darf Euch nicht bemühen — — und doch, wenn ich sie nicht wiedersehen sollte! — — Ein Knabe und ein Mädchen, edler Herr — wenn Ihr sie nur sicher bis in den Wald geleiten wolltet, hier tut ihnen keiner etwas.“

„Seid ohne Sorgen, Mutter, ich werde sie Euch bringen, wartet hier.“ Er trat zu Jutta heran: „Erlaubt, daß ich Euch zu Euerm Vater geleite; ich versprach der armen Frau einen kleinen Dienst, der mich von Eurer Seite fortruft.“

„Und was bewegt Euch, Herr Ritter, Euch dieses unbekannten Weibes anzunehmen?“ fragte Jutta überrascht.

„Es ist Ritterpflicht, die Hilflosen zu beschützen, insonderheit die Frauen," erwiderte er ernst, „vergebt mir, wenn ich Euch vernachlässigen muß, ich bringe Euch zuerst in sichere Hut."

Jutta schwieg, halb gekränkt und halb von Bewunderung erfüllt; beide sprengten den voranreitenden Rittern nach, und sobald Diether das Fräulein ihrem Schutz übergeben hatte, eilte er dem Dorfe zu.

Hand in Hand kamen die Kinder des Weges daher, Gerda ein wenig müde und verwirrt von all dem Neuen, was sie gesehen, Friedel in höchster Erregung, die sich in lebhaften Worten kundgab. „Ein Sänger will ich werden!" rief er, „ein Sänger wie der Heini von Steier, und dann ziehe ich durch alle Lande und singe den Leuten bis ins tiefste Herz hinein! Sie sollen lachen, wenn ich scherze, und weinen wenn ich traurig bin — das kann ein Sänger wohl, ich habe es an Ruprecht erfahren, aber ich will es noch viel schöner machen als er, denn er kann ja nur nachsingen, was er von andern gelernt hat."

„Und mich nimmst du mit, wenn du in die weite Welt hinausziehst", sagte Gerda zuversichtlich.

„Nein, du bleibst zu Hause bei der Großmutter," entgegnete Friedel ohne Besinnen, „Mädchen dürfen nicht im Lande umherstreifen. Wenn ich dann müde bin, komme ich zu euch zurück, ruhe aus und erzähle euch von allem, was ich erlebt habe."

„O du böser Friedel!" rief das kleine Mädchen mit Tränen in den Augen, „denkst du denn, daß ich ohne dich leben könnte? Ich stürbe bald vor Sehnsucht und Trauer, wenn du von mir gingest!"

„Gehört ihr zu der alten Frau im Walde?" rief Ritter Diether, der gerade jetzt herankam, den beiden zu. Sie blickten erschrocken auf, denn sie hatten den Trab des Pferdes völlig überhört, doch gewann Friedel schnell seine Unbefangenheit wieder. „Ja, Herr," sagte er, „wenn Ihr die alte Gundula meint, so ist sie unsere Großmutter, und wir gehen zu ihr nach Hause."

„So eilt euch, denn sie wartet euer mit Schmerzen, ich will euch sicher zu ihr geleiten."

„Danke, lieber Herr, wir finden den Weg auch ohne Führer; der Wald ist unser eigenes Reich, und Weg und Steg darin ist mir wohl besser bekannt als Euch, denn Ihr scheint mir ein Fremder zu sein."

Friedel hob die Augen keck zu dem Ritter empor, den dieser Blick seltsam zu berühren schien. „Wer ist dein Vater, Knabe?" fragte er schnell.

„Ich habe keinen.“

„So ist er tot?“

„Ich weiß nicht — ich hatte wohl einmal einen Vater, aber er ist lange fort — ich weiß nicht, wo er geblieben ist — ich will die Großmutter fragen.“ Er war plötzlich sehr ernst und nachdenkend geworden, der vorige Übermut war völlig verflogen; stumm schritten die Kinder neben dem Reiter her, bis sie Gundula trafen, die sich inzwischen erholt hatte uud ihnen entgegenkam. Sie dankte Herrn Diethe kurz für seine Freundlichkeit und schlug den Fußpfad ein, der alle drei bald seinen Blicken entzog. In tiefem Sinnen ritt er nach der Burg zurück.



Sechstes Kapitel.

Ein Besuch auf der Burg.

Während draußen der Frühling in vollem Blütenschmuck und mit schmetternden Vogelfanfaren durch das Land zog und alle Welt froh seine duftigen Gaben genoß, lag in der Kemenate Mechthild still und geduldig auf ihrem Lager. Die Verletzungen, die sie bei ihrem Sturz im Walde erlitten hatte, waren viel ernstlicher gewesen, als man anfangs glaubte, und soviel Frau Wendelmuth auch an ihr herumkurierte, so versagte der kranke Fuß doch nach Wochen immer noch seinen Dienst. Dazu kam, daß sowohl Frau Hildgunde als auch die Beschließerin durch die fremden Gäste sehr in Anspruch genommen wurden und alle Hände voll zu tun hatten, um der Menge der Ritter und Knappen mehrmals täglich den Tisch zu decken und ihre zahlreichen Bedürfnisse zu befriedigen; es blieb also für die Kranke wenig Zeit übrig, und sie mußte oft stundenlang allein liegen. Sehnsüchtig schaute sie nach der kleinen Gerda aus, die bei ihrer Begegnung einen tiefen Eindruck auf sie gemacht hatte; es schien ihr, als müßte ihr das sonnige Gesichtchen mit seinem glücklichen Lachen einen Hauch des frühlingsfrischen Waldes mitbringen, als könnte sie dem unschuldigen Kinde vieles sagen, was ihren Sinn bewegte und wofür sie sonst kein teilnehmendes Ohr fand. Denn Juttas Gedanken bewegten sich in einer ganz anderen Welt und waren jetzt vollends von den Gästen und den erwarteten Lustbarkeiten erfüllt, und die beiden jüngeren Geschwister, Hilda und Wolf, waren noch zu klein, um ihrem stillen Sinnen zu folgen.

„Wie geht es meinem lieben Kinde?“ fragte Frau Hildgunde eines Tages, indem sie zärtlich über Mechthilds bleiche Wangen strich.

„Ich bin so allein, Mutter; warum kommt die kleine Gerda nicht zu mir? Sie hat es mir doch versprochen.“

„Vielleicht fürchtet sie sich vor den vielen Männern hier auf der Burg.“

„So laß den Friedel sie geleiten, der fürchtet sich gewiß vor niemand. Und laß auch die alte Gundula mitkommen, vielleicht weiß sie meinen Fuß besser zu heilen als Frau Wendelmuth. Sie sah zwar hart und finster aus, aber sie meint es wohl nicht so böse."

Frau Hildgunde überlegte einen Augenblick. „Ich habe nicht gern mit Weibern zu tun, die einsam im Walde hausen und allerlei geheime Künste treiben; wer weiß, ob sie nicht mit bösen Geistern im Bunde steht!"

„O Mutter!" rief Mechthild lebhaft, „du hast Gerda nicht gesehen! Sie sah aus wie eins der holden Engelein, die über dem Altar der Klosterkirche um die heiligste Jungfrau schweben, und Friedel mit seinen langen Locken und seinen leuchtenden Augen erinnerte mich an den Erzengel Gabriel auf dem Bilde in Eisenach. Nein, die alte Frau kann gewiß nicht so schlecht sein, da sie so wunderliebliche Enkel hat."

„Mein liebes, frommes Kind," sagte die Mutter gerührt, „du weißt noch nicht, wieviel Böses in der Welt umherschleicht, und wie weit sich Menschen vom rechten Wege verirren können. Aber ich will deinem reinen Herzen vertrauen: Ludolf mag als Bote in den Wald gehen und alle drei herbescheiden."

Gundula und ihre Enkel saßen eben bei ihrer einfachen Mahlzeit vor der Tür der Hütte, als Ludolf ankam und seine Botschaft ausrichtete. Gerda schlug glückselig in die Hände; wie oft hatte sie die Großmutter schon um die Erlaubnis gebeten, das Fräulein besuchen zu dürfen, aber stets hatte sie eine abschlägige, oft rauhe Antwort erhalten. Der ausdrücklichen Bitte um ihre Hilfe konnte die Alte jedoch nicht widerstehen, und sie versprach, sich am nächsten Morgen mit beiden Kindern auf der Burg einzustellen. In dieser Nacht fand sie nicht viel Ruhe, denn keine Stunde verging, in der nicht die Kinder aufgefahren wären und ungeduldig gefragt hätten, ob es denn noch nicht Morgen sei, und ob die Sonne ganz vergessen habe, am Himmel aufzugehen. Endlich wurde es wirklich Tag, und früher als sonst sprangen die beiden heraus an den Bach, um den Staub des vorigen Tages von Händen und Füßen zu waschen und die Köpfe im frischen Naß zu baden. Dann holte Gundula die Festtagskleider aus der Truhe; für Gerda ein faltiges rotes Röckchen und ein blaues Mieder, aus dem das schneeweiße Faltenhemd mit den weiten Ärmeln gar anmutig hervorquoll, dazu weiße Strümpfe mit bunten Zwickeln und zierliche Schuhe, die mit bunten Figuren benäht waren. Um den Hals aber band sie ihr ein Kettlein,

an dem mehrere goldene Münzen hingen — ein nie gesehenes Schmuckstück, das dem Mädchen einen Schrei entzückten Staunens entlockte. Sie lief hinaus, um sich im klaren Bach zu bespiegeln, o wie schön war das alles! Nur eins ärgerte sie, das waren die blonden Löckchen, die so kraus um ihre Stirn standen und durch kein Kämmen und Bürsten in Schranken zu halten waren. Sie tauchte vorsichtig die kleinen Hände ins Wasser und fuhr über die Haare, bis sie sich schlicht und glatt an den Kopf legten. Jetzt fand sie sich erst hübsch genug, um vor den Damen auf der Burg zu erscheinen, denn jetzt schien ihr widerspenstiges Haar dem glatten, glänzenden Scheitel des guten Fräuleins zu gleichen. Sie sah es nicht, daß Luft und Wind in wenig Augenblicken ihr sorgfältiges Werk zerstörten, und die krausen Löckchen bald wieder wie ein goldiger Heiligenschein das liebliche Gesicht umrahmten.

Friedel kam ihr heute noch schöner vor als gewöhnlich in dem grünen Kittel, der durch einen silberbeschlagenen Gürtel zusammengehalten wurde, und den langen, faltenlosen Strümpfen, die er sonst nie trug; das kleine Mützchen saß keck auf der Fülle seiner Locken, und er sah aus wie einer der Edelknaben, die hinter den Rittern durch den Wald sprengten. Auch die Großmutter hatte heute ein gar stattliches Ansehen; es schien den Enkeln, als habe die Truhe allerlei Zauberschätze enthalten, von denen sie bisher keine Ahnung gehabt hatten.

Fröhlich sprangen die beiden den steilen Burgweg hinan; langsam und mühselig folgte die Alte, denn ihr war, als müsse sie eine schwere Last mit sich fortschleppen. Trübe überschaute sie ihr langes Leben; Mann, Kinder, Besitz und Ansehen, alles hatte sie verloren, und was sie in den letzten zehn Jahren mit Aufbietung aller ihrer Kräfte erstrebt hatte, die Enkelkinder vor dem traurigen Geschick der Tochter und des Eidams zu behüten, das sah sie nun mit einem Schlage zerstört. Da ging Gerda in die Burg, um dem kranken Fräulein Gesellschaft zu leisten, gerade wie es einst ihre Gunda getan hatte, und hier brannte Friedel vor Sehnsucht, in die Fußtapfen des Vaters zu treten, den er kaum gekannt, von dem er nie gehört hatte. Gundula fühlte, daß eine höhere Macht die Leitung der Kinder aus ihren zitternden Händen nähme, und sie sagte sich mit einem tiefen Seufzer, daß es vielleicht so gut sei, denn ihr Leben wäre bald abgelaufen, und dann würde es ein Segen sein, wenn die Kinder Freunde gefunden hätten, die sich ihrer annähmen. War es doch ihre eigene Schuld, daß unter den Bauern des Dorfes

sie kaum einer kannte; sie selbst hatte die Enkel ja sorgfältig von jedem Verkehr mit ihresgleichen fern gehalten.

Am Burgtor empfing Ludolf die erwarteten Gäste und führte sie durch den mächtigen, hallenden Torweg in den weiten Burghof, den Zwinger, der rings von Stallungen und Wirtschaftsgebäuden eingeschlossen war. Hier tummelten sich Buben und Knappen unter Anleitung älterer Waffenmeister in ritterlichen Übungen: da wurde gelaufen und gesprungen, mit Gerstangen nach dem Ziele geworfen und mit hölzernen Schwertern gekämpft; da verkündete lautes Triumphgeschrei den Sieg eines Ringers, der den andern in den Staub geworfen, und dazwischen tönten die mahnenden Zurufe, Lob und Tadel der Lehrmeister. Friedel wäre am liebsten hier geblieben und hätte dem bunten Spiel zugesehen; aber Gundula zog ihn mit sich fort, denn er mußte sich zuerst der Schloßfrau vorstellen, die ausdrücklich auch ihn zu sich beschieden hatte. So traten sie in den engeren Hof, dessen eine Seite das ansehnliche Herrenhaus einnahm; es bestand aus dem Palas, der unten eine große Halle, oben eine Menge von Stuben und Kammern für Knappen und Gäste enthielt, und der Kemenate oder dem Frauenhause, das, niedriger als das Hauptgebäude, sich im rechten Winkel diesem anschloß und außer der Küche und den Vorratskammern die Gemächer der Hausfrau und ihrer Kinder sowie des weiblichen Gesindes umfaßte.

Am Fuße der Treppe, die an der Außenwand der Kemenate in das obere Stockwerk führte, nahm eine Magd Gundula in Empfang und geleitete sie in das Gemach, wo Frau Hildgunde sie mit herablassender Freundlichkeit begrüßte. Die Schloßfrau war augenscheinlich sehr überrascht durch das würdige Auftreten der alten Frau und das schmucke Aussehen der schönen Kinder, denn sie hatte nach Mechthilds Schilderung erwartet, sehr kleine und dürftige Leute vor sich zu sehen, die sie durch Geschenke an Kleidern und Eßwaren zu beglücken dachte. Unwillkürlich nahm sie einen anderen Ton an als den, welchen sie gegen die hörigen Insassen des eigenen Dorfes anschlug. „Seid mir willkommen, Mutter,“ sagte sie gütig, „auch ihr, liebe Kinder, und habt Dank für die Dienste, die ihr meiner Tochter bei ihrem Unfall geleistet habt. Ich bin noch in Eurer Schuld, gute Alte, und will sie gern bezahlen.“

„Ihr seid mir nichts schuldig, edle Frau,“ erwiderte Gundula in höflichem Ton, der jedoch von jeder Unterwürfigkeit frei war, „es ist Christenpflicht, dem Hilflosen beizustehen, mehr habe ich nicht getan.“

In wachsendem Erstaunen sah Frau Hildgunde die Sprecherin an; sie hatte sicherlich weder etwas von einer Bettlerin noch von einer Hexe an sich. „So bitte ich Euch, mir Euern Rat über die Behandlung des kranken Fußes zu geben, meine Tochter kann ihn noch immer nicht gebrauchen.“

„Ich bin gern bereit, zu helfen, soweit ich es vermag“, erwiderte Gundula. „Das beste Mittel wird wohl Geduld sein, aber Geduld ist ein bitteres Kräutlein für die Jungen — schätzen es doch sogar die Alten nicht immer.“

Die Burgfrau schlug den schweren Vorhang zurück und hieß alle drei in das nächste Gemach eintreten, das ihr eigenes Schlaf- und Wohnzimmer war. Durch die geöffneten Fenster strömte die helle Frühlingssonne herein und übergoß es mit Licht und Wärme. Die große Bettstatt mit dem reich verzierten Holzwerk, die schön geschnitzten Truhen, die Bänke in den tiefen, lauschigen Fensternischen und am Kamin, die mit gestickten Kissen und Decken belegt waren, der Teppich am Boden und die buntfarbigen Vorhänge — das alles gab ein Bild häuslichen Behagens. Auf einem niedrigen Ruhebett lag Mechthild und streckte den Eintretenden beide Hände entgegen. „Kommt ihr endlich?“ rief sie erfreut, „ich habe schon lange auf euch gewartet.“

Gerda kniete neben dem Lager nieder und legte den Kranz von Waldblumen, den sie mitgebracht hatte, auf die Decke. „Gutes Fräulein,“ sagte sie innig, „ich freue mich so sehr, Euch wiederzusehen. Wir haben alle Tage von Euch gesprochen, nicht wahr, Friedel?“

Gundula untersuchte den kranken Fuß, legte einen neuen, bequemeren Verband an und gab mancherlei Ratschläge, dann wollte sie sich mit den Enkeln verabschieden. Aber Mechthild bat so dringend, ihr die Kinder dazulassen, daß die Alte endlich nachgab; sie befahl ihnen, beizeiten zu Hause zu sein, und machte sich mit schwerem Herzen auf den Heimweg — sie fühlte sich machtlos gegen die Gewalt der Umstände. Auch Frau Hildgunde ging ihren Geschäften nach, und nun begann erst der rechte Verkehr in dem jugendlichen Kreise, zu dem sich auch die beiden Kinder gesellten. Friedel erzählte mit sprühenden Augen vom Maifest im Dorf und sang all die Lieder vor, die er dort gehört hatte; der kleine Wolf fand das größte Wohlgefallen an ihm und forderte ihn auf, mit ihm herabzukommen und sein Pferd und seine Hunde zu besehen. Das tat er gern, und die beiden Mädchen blieben allein.

„Wie schön ist es bei Euch, Fräulein," sagte Gerda und schaute mit bewundernden Blicken um sich, „im Sommer ist der Wald wohl ein prächtiges Reich, aber im Winter denke ich es mir hier noch besser für eine Königin."

„Ja, es ist lieb und traut hier," erwiderte Mechthild, „und ich weiß nur einen Ort auf Erden, der mir noch besser gefällt — das Kloster in Eisenach."

„Waret Ihr schon einmal dort?"

„Ja, ich war zwei Jahre lang da und bin erst im vorigen Herbst von dort zurückgekehrt; aber mich faßt oft eine heiße Sehnsucht nach den stillen Räumen, nach den lieben Nonnen und den schönen Gottesdiensten, und dann meine ich immer, ich sei hier nur zu Gast, und dort wäre meine eigentliche Heimat."

„Aber habt Ihr Euch nicht nach den Eurigen gesehnt? Nach Eurer Mutter, die so gütig aussieht, und den herzigen Kindern? Ich könnte nirgends glücklich sein, und wäre es auch noch so schön, wenn der Friedel nicht bei mir wäre."

„Ich habe alle Tage für die Meinen gebetet und sie dem Schutz der heiligen Mutter Gottes empfohlen; da war die Sehnsucht nicht so arg."

„Und habt Ihr immer nur gebetet, den ganzen Tag? Das macht so müde! Ich bete gern, aber immer nur kurz."

„O, wir hatten viele Beschäftigungen! Da war Schwester Anna, die lehrte uns feine Stickereien mit Goldfäden und Perlen, davon machten wir Decken für die Altäre oder kunstvolle Kleider für die Heiligen, deren Standbilder in der Kirche aufgestellt waren; Schwester Martha lehrte uns liebliche Lieder singen zum Preise des Jesuskindes und der lieben Engelein, bei Pater Eckart lernten wir die schwere Kunst des Lesens und die Bekenntnisse unsers Glaubens. Am liebsten aber saßen wir abends zu Füßen der hochwürdigsten Frau Äbtissin und hörten ihr zu, wenn sie uns herrliche Legenden erzählte von den Helden und Märtyrern unsrer heiligen Kirche, die für ihren Glauben gelitten haben und gestorben sind. Da brannte mir das Herz, und ich hätte auch mein Leben für den Heiland und seine himmlische Mutter hingeben mögen."

Mit großen Augen hörte Gerda der begeisterten Schilderung zu und schien tief darüber nachzudenken; endlich sagte sie: „Für den Friedel könnte ich wohl auch mein Leben lassen, wenn ich ihn dadurch

vor Leid und Gefahr schützen könnte, aber für den Heiland? — Er ist so fern, so hoch, hoch über mir, was könnte mein kleines Leben ihm nützen?"

Während Mechthild diesem Gedanken lebhaft widersprach und die Begriffe des Waldkindes aufzuklären suchte, hatte Friedel an Wolfs Seite die ganze Burg besehen, alle Ställe besucht und die niedrigen Türme bestiegen, welche die starke Umfassungsmauer an allen vier Ecken überragten; sogar dem Türmer wurde ein Besuch auf dem mächtigen Bergfried gemacht, dem hohen Turm mit den gewaltigen Mauern, der in Kriegs- und Notzeiten die Insassen der Burg aufnehmen und von wenig Bewaffneten gegen eine große Zahl von Angreifern verteidigt werden konnte. Die Mittagsmahlzeit, die Gerda mit Mechthild teilte, nahm Friedel in der Halle unter den Burgbewohnern ein; dem Ritter von Scharfeneck fiel das fremde Gesicht auf, und er rief nach Tisch den Knaben zu sich, der freimütig und ohne Scheu vor ihm stand. „Mein Vater hieß Guntram, er ist schon lange tot, wie mir die Großmutter sagte, und mein Mütterlein auch", erwiderte er auf die Frage nach seinen Eltern.

„Ein schmucker Bube," sagte der Ritter Kunz von Buchenbühl, „ich kann gerade einen Jägerburschen brauchen. Willst du in meinen Dienst treten, Knabe? Du sollst es gut bei mir haben."

Einen Augenblick schwankte Friedel; alles, was er heute auf der Burg gesehen hatte, trat verlockend vor seine Augen, und zumal die Jägerburschen schienen ihm ein frisches, frohes Leben zu führen — aber bald trat ein andrer Gedanke dazwischen. „Habt Dank, Herr Ritter," sagte er offen, „ich kann Euch nicht dienen, denn ich muß frei bleiben, um — ein Sänger zu werden!"

„Ein Sänger!" rief Ritter Wolfram entrüstet, „das heißt ein vogelfreier Spielmann ohne Recht und Ehre! Weißt du, was das bedeutet, Knabe? Ein jeder kann seine Hand wider dich erheben und dich erschlagen wie einen herrenlosen Hund, ohne daß das Gesetz ihm auch nur eine Buße auferlegt; höchstens darfst du, wenn er dich nur verwundet hat, gegen seinen Schatten einen Schlag oder Stoß tun. Und solch ein Leben willst du dir freiwillig erwählen, während doch deine Locken beweisen, daß du von freier Geburt bist?"

Ehe Friedel antworten konnte, schob Herr Diether von Buchenbühl seinen Sessel vom Tisch fort und stand hastig auf; er sah totenbleich aus. „Verzeiht, edle Damen," sagte er, „es ist heiß hier, die Luft

erstickt mich." Er eilte hinaus, mit besorgter Miene sah Jutta ihm nach. „Was war ihm?" fragte sie halblaut die Mutter, „er war doch vorher nicht krank."

„Vergebt die Störung," sagte der alte Ritter entschuldigend, „Diether hat eine wunderliche Schwäche: er kann keinen Spielmann vertragen, und wenn nur einer die Fiedel stimmt, so läuft er schon davon. Aber daß er auch nicht mehr davon reden hören kann, das ist mir selbst erstaunlich — vielleicht ist ihm auch nur der starke Wein in den Kopf gestiegen."

Der schöne Tag ging für die beiden Besucher nur zu schnell zu Ende; auf Friedel hatten freilich die Worte des Ritters einen erschreckenden Eindruck gemacht, doch gab es zu viel zu sehen und zu hören, um ihnen jetzt ernstlich nachzudenken. Mechthild küßte Gerda zärtlich zum Abschied und bat sie, recht oft wiederzukommen; auch Frau Hildgunde bezeigte ihr warmes Wohlwollen, denn die unschuldige Reinheit, die so deutlich aus des Kindes Gesicht und Wesen sprach, hatte schnell ihr Herz gewonnen. So verließen die beiden glücklich die Burg, mit manchem hübschen Geschenk versehen, das ihnen kostbar erschien. Als sie eben die Zugbrücke überschritten hatten, trat der junge Ritter auf sie zu. „Wenn du jemals einen Freund brauchst, Knabe," sagte er mit tiefem Ernst, „so wende dich an mich; der Ritter Diether von Buchenbühl wird dir zu jedem Dienste bereit sein, der in seiner Macht liegt. Versprich mir's, daß du daran gedenken willst."

„Ich will es Euch gern versprechen, Herr," erwiderte Friedel erstaunt, indem er in die dargebotene Hand einschlug; „aber sagt, was macht Euch so gütig gegen mich? Ich kenne Euch kaum."

„Ich kenne dich, das laß dir genug sein, und für jetzt — lebe wohl."



Siebentes Kapitel.

Barbarossas Sänger.

An einem roh gezimmerten Tisch vor seiner Klause saß Bruder Eckbert, der Einsiedler, tief über eine Pergamentrolle gebeugt, in der er eifrig schrieb. Es mußte kein leichtes Werk sein, denn oft ließ er das Schreibrohr fallen, seine Stirn zog sich in nachdenkliche Falten, und die Lippen bewegten sich leise, als sprächen sie die Worte vor, welche die Hand in verschnörkelten Buchstaben nachschreiben sollte. Eine frische Menschenstimme, die näher und näher klang, störte ihn in seiner Arbeit; er horchte auf, und ein wohlgefälliges Lächeln flog über sein verwittertes Antlitz. Bald darauf stand Friedel vor ihm und begrüßte ihn mit ehrerbietigem Handkuß. „Sing mir das Lied noch einmal!“ sagte der Alte, und der Knabe sang:

„König Karl war gezogen zum heiligen Rom
Und ging mit den Seinen zu Sankt Peters Dom,
Um anzubeten am hohen Altar
Das Wunder, daß Gott ein Mensch worden war.

Und als er demütig die Kniee geneigt,
Ein jubelnder Ruf zum Himmel aufsteigt:
Heil, Heil, Karolus, du streitbarer Held!
Der Frieden und Ordnung beschirmt in der Welt!

Und als er erschrocken empor gesehn,
Da sieht er den Heiligen Vater stehn,
Der setzet der Kirche treuestem Sohn
Aufs Haupt des Römischen Reiches Kron'.

Auf die Lippen drückt er, als himmlischen Gruß,
Ihm drauf des Friedens heiligen Kuß.
Und alles Volk ruft jauchzend ihm zu:
Heil, Kaiser Karl! unser Schirmherr bist du!“

„Wer hat dich das gelehrt?“ fragte der Klausner.

„Ei, Vater, Ihr selbst habt mir die Geschichte vor wenig Tagen erzählt, wißt Ihr es nicht mehr?“

„Freilich weiß ich's, doch erzählte ich sie dir nur in schlichten Worten; wer hat sie dir in kunstreiche Reimlein gesetzt?“

„Die kommen von selber, Vater Eckbert; seht, alles, was mir zu Herzen geht, das strömt alsbald in Sangesweise wieder daraus hervor — ich weiß selbst nicht, wie es zugeht.“

Der Greis sah den Knaben ernst und prüfend an und sagte langsam: „Dann hat dir Gott die Gabe des Gesanges in die Seele gepflanzt und dich berufen, ein Sänger zu werden.“

Friedel stürzte auf die Kniee nieder und hob die Hände hoch empor: „Vater, Vater!“ jubelte er, „habt Dank für das Wort! O wie glücklich macht Ihr mich! Habe ich doch keinen heißeren Wunsch als den einen, ein Sänger zu werden! O sagt es nur der Großmutter, daß sie auch daran glaube.“

„Friedel,“ begann Eckbert wieder in feierlichem Ton, „dein Vater war ein Sänger, und ich verwahre dir sein Erbteil.“ Er verschwand in der Klause, kehrte aber gleich wieder zurück und trug die Geige in der Hand, die er dem Knaben darreichte. „Dies ist sein Vermächtnis an dich, mein Sohn, halte es hoch und heilig.“

Fast überwältigt stand Friedel da und wagte kaum, die Geige zu berühren. Alle seine glühenden Wünsche waren mit einem Male erfüllt — es war zuviel, um es sogleich zu fassen. Dann drückte er das Instrument an die Lippen und ans Herz und sagte mit leisem Schluchzen: „Erzählt mir etwas von meinem Vater, mich verlangt so sehnlich, von ihm zu hören, und die Ahne sagt mir so wenig. War er nicht gut, daß sie darum nicht von ihm sprechen mag?“

„Er war der beste Mensch, den deine Großmutter je gekannt hat“, entgegnete der Klausner, und dann erzählte er ihm alles, was er von Gundula gehört hatte, nur den Namen des Junkers verschwieg er. Gespannt folgte Friedel jedem Wort, zuletzt senkte er sein Haupt und bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Erschlagen wie ein herrenloser Hund, ohne Strafe und Buße,“ flüsterte er, „o Vater Eckbert, ist das gerecht?“

„Nein, es ist nicht gerecht,“ erwiderte der Greis, „denn jeder Mensch ist ein unsterbliches Wesen, und vor Gott ist die Seele des fahrenden Mannes so hoch geachtet wie die des Ritters und Fürsten. Aber je mehr man die Welt kennen lernt, um so klarer sieht man ein,

daß sie voll Ungerechtigkeit und niedrigen Wesens ist; desto höher müssen wir die Männer achten, die zuweilen wie helle Sterne ihre leuchtende Bahn über die dunkle Erde ziehen, um ihr zu zeigen, daß Hoheit und Gerechtigkeit kein leerer Schall sind. Solch ein Gedächtnis zu pflegen, das ist die Aufgabe, der ich mit all meiner schwachen Kraft nachtrachte, und du, Knabe, du sollst mir dabei helfen."

„Ich, Vater Eckbert, wie vermöchte ich das?"

„Höre mich an. Ich habe dir schon manches von dem großen Hohenstaufenkaiser erzählt, von dem ersten Friedrich, den sie den Rotbart nannten. Seit Jahrhunderten hatte kein Kaiser von solcher Macht und Größe über Deutschland geherrscht, und vielleicht werden wieder Jahrhunderte entschwinden, ehe einer kommt, der ihm gleich ist. Ihm gehörte mein Leben, mein Herzblut von dem ersten Tage an, da ich denken konnte; ich habe ihn geliebt und verehrt wie einen der hohen Erzengel, die in schimmernder Rüstung den Thron des allmächtigen Himmelsherrn umstehen. Als der Erhabene dahin war, da schien auch mein Leben am Ende zu sein: die Sonne war mir untergegangen, die Welt dunkel und öde. Und doch mußte ich weiter leben, und allmählich erkannte ich, wozu dies arme Leben noch dienen könnte, nämlich das Andenken des herrlichen Mannes zu bewahren für alle Zeiten und Geschlechter. Sieh hier, Knabe — er zeigte auf die Pergamentrolle —, viele solcher Blätter habe ich schon beschrieben, und wenn ich sterbe, wird das Gedächtnis des großen Kaisers in ihnen aufbewahrt bleiben. Aber ich weiß wohl, daß das geschriebene Wort nur für den Gelehrten ist, und ich möchte, daß aus meinem Werk die Gestalt des Helden lebendig auferstünde; deshalb brauche ich eine Zunge, die es hinausträgt in die Welt und dem Herzen des Volkes lieb und verständlich macht. Und dazu, Friedel, habe ich dich ersehen."

„Es ist ein schwerer Auftrag," versetzte der Knabe sinnend; „werde ich die Kraft haben, ihn auszurichten?"

„Ich hoffe es. Sieh, ich will deine Seele erfüllen mit glänzenden Bildern seiner herrlichen Person, seiner großen Taten, seines gewaltigen Willens. Und wenn dir seine Geschichte zu Herzen geht, dann wird sie auch wieder herausströmen und andre Herzen rühren und entzünden. Ich will dich alles lehren, was du wissen mußt; du sollst lernen die Fiedel spielen und die Harfe schlagen, aber auch die Kunst des Lesens und Schreibens darf dir nicht fremd bleiben; vor allem aber sollst du lernen, den großen Kaiser, wie er vor meiner Seele steht, in Liebe und Verehrung anschauen."

„Erzählt mir von ihm," bat Friedel, indem er sich ins Gras warf und träumerisch nach oben schaute, „wann saht Ihr den Kaiser zum erstenmal?"

„Ich war noch ein kleiner Knabe, als mir mein Vater zu Aachen den neuerwählten Kaiser wies und mir sagte: »Das ist dein Herr! Für den sollst du leben und, wenn es not tut, auch für ihn sterben!« Mein Vater war selbst von Jugend auf sein vertrauter Diener gewesen und hatte ihn stets begleitet; da er des Lesens und Schreibens wohl kundig war, mußte er oft des Rotbarts rechte Hand sein, denn der verstand das Schwert besser zu führen als die Feder. Ich aber trat später an seine Stelle und diente viele Jahre dem Kaiser als sein Geheimschreiber.

Und ich meine, ich sehe meinen Herrn heute noch vor mir stehen wie damals zu Aachen: hoch und hehr, mit den leuchtenden, blauen Augen, den hellen, wallenden Locken und dem prächtigen Bart, der wie rötliches Gold über seinen Königsmantel floß — und mich dünkt, ich höre noch den Jubel des Volkes, das ihm zujauchzte, als wäre er der heiß ersehnte Erretter, der eine glücklichere Zeit heraufführen sollte. Sie hatten sich auch nicht getäuscht; mein Vater hat es mir oft erzählt, daß alles anders wurde, als Kaiser Friedrich mit starker Hand das Regiment ergriff und Gesetz und Recht im deutschen Lande aufrecht hielt. Damals sei es gewesen, als wären die Menschen besser geworden, als sendete die Sonne freundlichere Strahlen vom Himmel herab, als trüge der Boden freudiger Wein und Korn und allerlei reiche Frucht.

Vollends, als wenige Jahre später der Kaiser seine edle Gemahlin Beatrix, die Erbin von Burgund, heimführte, war es, als sei der Himmel auf Erden eingekehrt. War die Fürstin doch, als hätte der höchste Gott sie eigens für den Rotbart geschaffen, so liebreizend und fein war ihre Gestalt, so voll edelster Sitte ihr Wesen, so reich an mancherlei Kenntnis und Wissenschaft ihr Geist. Auch war sie eine Freundin des edlen Gesanges, den sie aus ihrer Heimat mitgebracht hatte und selber pflegte, zur Freude ihres Eheherrn. Wenn sie neben ihm stand, war es, als stünde ein schlankes Reh neben dem königlichen Löwen, als schwebe eine schimmernde Taube neben dem stolzen Adler."

Der Greis, über dessen faltiges Antlitz Blitze der Begeisterung schossen, verfiel in tiefes Sinnen, das Friedel nicht gleich zu stören wagte. Endlich sagte er: „Und wann habt Ihr ihn zum letztenmal gesehen?"

„O Tag des Jammers und Entsetzens!“ rief der Klausner und preßte schmerzvoll die Hände zusammen, „meine alten Augen haben es noch nicht verlernt, sich mit bitteren Tränen zu füllen, wenn ich nur daran gedenke! — Du weißt, Knabe, daß sich vor 130 Jahren ungezählte Scharen aus allen Ländern der Christenheit aufmachten und weit über das Meer nach dem Heiligen Lande zogen, um den Ungläubigen die geweihten Stätten zu entreißen, an denen unser hochgelobter Heiland gelebt hatte und gestorben war. Achtundachtzig Jahre lang herrschten christliche Fürsten in Jerusalem und ganz Syrien; da gelang es einem mächtigen Herrscher der Sarazenen, dem Sultan Saladin, ihnen in siegreichen Kämpfen ihr Land zu entreißen und die heilige Stadt zu gewinnen. Ein Schrei der Entrüstung, des bitteren Wehs, der heißen Reue ging durch die ganze Christenheit bei dieser schrecklichen Kunde; dem Heiligen Vater brach sie das Herz, Fürsten und Völker fühlten wohl, daß sie seit langer Zeit allzuwenig für Erhaltung dieser kostbaren Besitztümer getan hätten. Nun ging wieder ein Sturm der Begeisterung durch alle Herzen; der große Kaiser fühlte ihn mit all seinen Untertanen und stellte sich an die Spitze des Heeres, welches das Heilige Land zurückerobern sollte.

Laß mich schweigen von all der Not, die unsere Schritte begleitete; von dem Verrat und der Erbärmlichkeit des elenden Griechenkaisers, von den furchtbaren Mühsalen, mit denen wir in Kleinasien zu kämpfen hatten. Hätte nicht der Rotbart, trotz seiner siebzig Jahre, immer Mut und Klarheit des Geistes bewahrt; hätte nicht sein ritterlicher Sohn, der Schwabenherzog Friedrich, ihm so tapfer zur Seite gestanden — Gott weiß, was aus dem Heere geworden wäre! Manche heiße Schlacht war geschlagen und gewonnen — schon wähnten wir uns nahe am Ziel — die Scharen lagerten sich an den grünen Ufern des Kalykadnus, um neue Kräfte zum letzten Streit zu sammeln: da geschah das Schrecklichste! Mein kaiserlicher Herr wollte in jugendlicher Raschheit den Fluß durchreiten; ich, der ich nie von seiner Seite wich, folgte ihm — da ergriffen uns die Fluten mit ungeahnter Gewalt und rissen uns fort. Mir vergingen die Sinne — als ich wieder zu mir kam, lag ich am Ufer neben meinem Herrn — angstvolle Gesichter rings um uns her — — ach, ich schlug die Augen wieder auf, aber er, der Große, der Hohe, der Gewaltige — er war tot! — Was lag an mir? warum durfte ich nicht sterben an seiner Statt?“ —

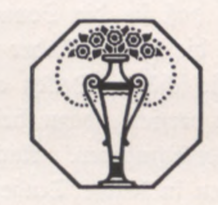
Große Zähren liefen über die welken Wangen des Greises in den weißen Bart; tief ergriffen lehnte Friedel sein junges Gesicht an das alte und vermischte seine Tränen mit denen des Erzählers. „Und was wurde weiter?“ fragte er mit halb erstickter Stimme.

„Für mich gab es kein »weiter«“, erwiderte der Alte in müdem, traurigem Ton. „Ich blieb bei meinem Kaiser, bis sein irdischer Leib zu Antiochia beigesetzt war, dann kehrte ich zurück. Ich hatte kein Heim, kein Weib und Kind, ich hatte immer nur ihn gehabt; meine einzige Hoffnung war, mich würde unterwegs ein feindlicher Pfeil treffen, oder eine Krankheit mich fortraffen, oder ein Sturm auf dem Meer mich verschlingen. Nichts von alledem! Unangefochten kam ich nach Deutschland und suchte Zuflucht in einem Kloster. Aber auch da war es mir nicht still genug; mit Erlaubnis des Abtes flüchtete ich in diese Waldeinsamkeit, wo ich bald dreißig Jahre hause, allein mit meinen Erinnerungen. Und nun hat mir der Himmel dich zugeführt, mein Sohn, damit du das Vermächtnis des Alten empfangen und hinaustragen mögest in alle Welt!“

Von nun an verging kaum ein Tag, an dem Friedel nicht stundenlang bei Bruder Eckbert gesessen hätte. Mit unermüdlichem Eifer übte er sich in der Handhabung des Bogens, bis sich die Töne rein und goldigklar von den Saiten lösten und seine Liederweisen harmonisch begleiteten. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte er den Erzählungen des Klausners und erfreute oft des Alten Herz dadurch, daß er einzelne Züge aus der Geschichte des großen Kaisers geschickt in Reime brachte und sie ihm halb singend, halb sprechend vortrug. Allein das Lernen der Buchstaben wollte nicht recht fortschreiten, und nur mit Mühe gelang es dem Lehrer, den ungeduldigen Schüler dabei festzuhalten — die wunderlichen Schnörkel wollten in seinem Kopf durchaus nicht haften, und seinem Auge, das doch so scharf wie das des Falken in die Ferne schaute und selbst in der Dämmerung noch alle Umrisse erkannte, erschienen die Zeichen alle so ähnlich, daß er meinte, sie nie unterscheiden zu können.

Der kleinen Gerda aber erwuchs aus diesem Verkehr der erste große Kummer ihres Lebens: zum erstenmal hatte Friedel ein Interesse, das ihn ganz in Anspruch nahm, und das sie nicht teilen durfte. Er liebte es nicht einmal, wenn sie ihn zur Einsiedelei begleitete, weil, wie er sagte, ein Mädchen doch nichts von Männersachen verstünde, und sie konnte auch die Großmutter, die täglich schwächer wurde, nicht mehr

so lange allein lassen. So sah sie sich täglich von ihrem Gefährten getrennt, und viele heiße Tränen flossen darum; aber sie lernte bald, sie vor Friedel zu verbergen, denn er sah ein trauriges Gesicht nicht gern, und Klagen machten ihn ungeduldig. Arme kleine Gerda! Sie mußte es früh lernen, daß die Männer zum Herrschen, die Frauen zur gehorsamen Unterwerfung bestimmt seien, daß die Liebe, die bei ihr völlige, ausschließliche Hingabe war, in Friedels Herzen erst den zweiten Platz einnahm und zeitweise über anderen, vorherrschenden Gedanken fast vergessen werden konnte.



Achtes Kapitel.

Ausfahrt zum Fest.

Auf der Burg herrschte ein reges Leben und Treiben: im Hofe waren die Knappen beschäftigt, die Harnische, Helme und Schwerter ihrer Herren so blank zu putzen, daß sie die Sonnenstrahlen blitzend zurückwarfen; andere säuberten die Festgewänder der Ritter vom leisesten Stäubchen und breiteten die schönen Decken aus, die, mit glänzenden Borten und Wappenbildern verziert, dazu bestimmt waren, einen wallenden Schmuck für die Pferde abzugeben. Auch in der Kemenate herrschte große Tätigkeit, dort wurden in leichte Truhen die Prachtgewänder der Frauen gepackt, dazu manch blitzendes Geschmeide, zarte Schleier, flatternde Bänder und gestickte Schuhe. Jutta konnte keinen Augenblick still sitzen; die Aussicht, morgen die Pfingstfahrt nach Erfurt zum großen Turnier des Landgrafen von Thüringen anzutreten, zum erstenmal in ihrem jungen Leben in die Welt eingeführt zu werden und all die Herrlichkeit, von der sie bisher nur gehört hatte, mit eignen Augen zu sehen — das raubte ihr schon seit mehreren Tagen die Ruhe und versetzte sie in einen Rausch wonnevoller Erwartung.

„Arme Mechthild!“ rief sie, „wir alle ziehen aus zu Freude und Entzücken, und du mußt hier bleiben, allein mit Frau Wendelmuth und ihren sauern Mienen! Wie trägst du's nur, du armes Kind?“

„Es ist nicht so schlimm,“ erwiderte mit sanftem Lächeln Mechthild, die noch immer an ihr Lager gefesselt war, „mich lockt die Welt nicht so wie dich. Wäre nur ein Priester hier, der uns die heilige Messe läse!“ fügte sie seufzend hinzu, „bis in unsere Kapelle käme ich wohl, aber bis Tannenrode ist's zu weit.“

„Ich will dir die goldene Kapsel bringen, die mir mein Pate, der Graf von Henneberg, geschenkt hat,“ sagte Jutta eifrig, „du weißt, es ist Erde vom Heiligen Grabe darin, und ihr Anblick wird dich trösten; oder willst du lieber das Kreuzlein haben, das der Heilige Vater selbst

geweiht hat, oder den Rosenkranz, der von der Ahnfrau unsers Hauses stammt? Ich möchte dir gern meine besten Schätze leihen, um dir die Pein zu erleichtern, die du hier bei deinem einsamen Zurückbleiben erdulden mußt."

„Du bist sehr gut, Jutta, und ich will dir herzlich dankbar sein, wenn du mir diese kostbaren Reliquien anvertraust. Küsse mich, meine Schwester, und laß mich sehen, wie schön du dich geschmückt hast. Sieh, hier fehlt dir eine Schleife."

Eine lebhafte Röte stieg in Juttas Wangen. „Die habe ich Herrn Diether von Buchenbühl gegeben," sagte sie halb abgewandt, „er bat mich darum, um sie als Farbe seiner Herrin beim Turnier zu tragen."

„Verehrt er dich als seine Herrin, und singt er dir auch so schöne Lieder, wie die Frauenritter pflegen?"

„Nein, er singt nicht," seufzte Jutta, „das ist das einzige, was ihm fehlt. Er ist sonst ein so vollkommener und untadliger Ritter, aber er hat kein Herz und kein Ohr für den Gesang. Als ich ihn einmal scherzend fragte, was ihm denn die Sängerzunft zuleide getan hätte, erwiderte er: »Man flieht zuweilen die am meisten, die man selbst gekränkt hat«, und dabei sah er so düster aus, daß ich nicht weiter in ihn zu dringen wagte. Es muß ein Geheimnis dahinter liegen, aber nimmermehr kann ich glauben, daß er, das Musterbild jeglicher Rittertugend, an irgend jemand ein Unrecht begangen haben sollte. Es ist traurig, Mechthild, daß du ihn gar nicht kennen lernst."

„Ich sehe ihn zuweilen vom Söller aus, und er gefällt mir wohl. So, denke ich, muß der heilige Georg, der Lindwurmtöter ausgesehen haben, so hoch und stolz und mit so schönen, wallenden Locken." Jutta küßte die Schwester zärtlich und nickte ihr mit glücklichen Augen zu.

Am nächsten Morgen brach die Gesellschaft auf, ein stattlicher Reiterzug; auch Frau Hildgunde und ihre Tochter waren zu Pferde. Den Beschluß machten zwei beladene Wagen, und neben ihnen wanderten in eifrigem Gespräch Ruprecht, der Spielmann, und — Friedel. Das war so zugegangen: gestern abend, als schon tiefe Dämmerung den Wald bedeckte, hatte es an die Tür der Waldhütte gepocht, und als der Knabe öffnete, hatte Ruprecht davor gestanden. „Du sollst sehen, daß ich dein Freund bin," hatte er gesagt, „der Ritter von Scharfeneck hat mich geworben, ihm als Rufer beim Turnier zu dienen; ich brauche aber noch einen Buben, willst du mit?" Friedel war ihm vor Ent=

zücken fast um den Hals gefallen; er fand kaum Worte, um der Großmutter die Bitte vorzutragen. Sie lag elend und krank im Bette und hatte nur müde das Haupt geneigt, das hatte er für eine Zustimmung genommen. Ganz früh, als die Ahne noch schlief, hatte er sich in seine Festkleider geworfen, Gerda flüchtig Lebewohl gesagt und war hinaufgestürmt zur Burg, wo Ruprecht übernachtet hatte. Und nun zog er mit den andern hinaus in die Welt, von der er noch nie etwas gesehen hatte, und die er sich doch in den glänzendsten Farben ausmalte. Unterwegs hatte Ruprecht Zeit, ihn in allem zu unterrichten, was seines Amtes sein würde; der Knabe versprach, sich alles wohl zu merken und seinem Genossen keine Unehre zu machen.

Jutta war so froh und glücklich wie ein Kind und plauderte mit dem jungen Ritter, der sich beständig an ihrer Linken hielt, so unablässig und munter, daß dieser seinen gewöhnlichen Ernst vergaß und mehr als einmal in ihr heiteres Lachen herzlich einstimmte. „Seht dort das Eichhörnchen," rief sie, „wie es blitzschnell den Baum hinaufschießt, um sich zu verbergen — und doch kann es die Neugier nicht lassen und blinzelt mit den listigen Äuglein hinter dem Stamme hervor, um sich die fremden Gäste anzusehen. Was meint Ihr, Herr Diether, ist es ein Ritter oder ein Bäuerlein unter den Tieren des Waldes?"

„Ein Ritter kann es nicht sein," erwiderte er in gleichem Ton, „sonst würde es nicht davonlaufen, und doch auch kein Bauer, sonst würde es nicht so entschieden der Schönheit huldigen, denn seht, holdes Fräulein, seine Blicke sind allein auf Euch gerichtet."

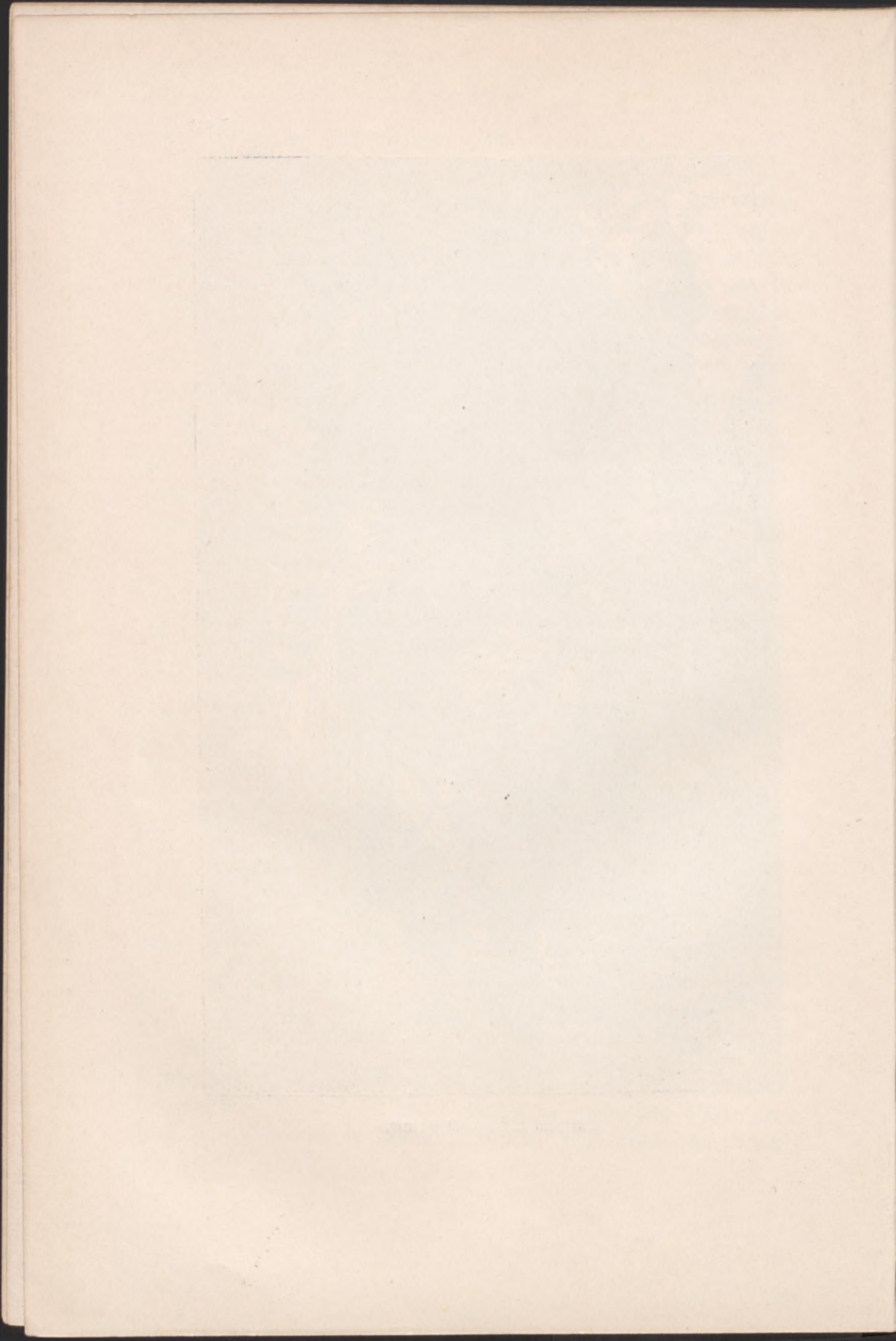
„So ist's vielleicht nur ein fahrender Geselle, der allerlei Scherz und Gaukelspiel treibt. Grüß Gott, armer Schelm!" rief sie lustig nickend dem Tierlein zu; das aber erschrak bei dem lauten Ton und fuhr hoch hinauf in die dichte Laubkrone, wo es nicht mehr zu sehen war. „Kleiner Feigling!" spottete ihm Jutta nach, „wovor fürchtest du dich? Weißt du nicht, daß ritterliche Leute keinem Wehrlosen ein Leid antun?" Da war es, als ob bei den neckenden Worten eine schwarze Hand über Herrn Diethers Gesicht führe, das Lächeln wegwischte und einen dunkeln Schleier darüber zöge.

Ritter Kunz ritt neben Frau Hildgunde. „So ein junges Pärchen ist doch ein gar erfreulicher Anblick," sagte er mit behaglichem Schmunzeln; „ich denke, die beiden Jungen da werden den Plänen der Alten kein Hindernis in den Weg stellen. Was denkt Ihr davon, edle Frau?"

(S. 72.)



Auf dem Wege nach Erfurt.



„Es ist nicht schwer, das Herz eines unerfahrenen Kindes zu gewinnen," gab die Dame zurück, „doch habe ich nichts gegen Euern Neffen einzuwenden. Aber ich möchte Euch um eins bitten, Herr Ritter: laßt meiner Tochter ein Jahr Zeit, um verständiger zu werden und die Welt kennen zu lernen, ehe sie sich für das ganze Leben bindet; verhindert Euern Neffen, jetzt schon von seinen Wünschen zu sprechen. Übers Jahr, wenn der Flieder blüht, kommt wieder nach Scharfeneck zu Gast, dann wollen wir die Verlobung feiern, wenn beide noch desselben Sinnes sind."

„Übers Jahr erst die Verlobung?" erwiderte Ritter Kunz ein wenig unzufrieden. „Ich meinte, dann wollten wir schon Hochzeit machen."

„Glaubt mir, Jutta ist noch ein Kind, es würde für beide kein Glück daraus erwachsen. Und wollt Ihr mir einen Gefallen tun, so gebt Euch jetzt ein wenig mit ihr ab, damit sie nicht Herrn Diether ganz allein überlassen bleibe."

„Ihr habt zu befehlen, edle Frau", sagte der Ritter und sprengte schneller vorwärts. Er brauchte keine besondere List anzuwenden, um den Neffen von der Seite seiner Dame zu verdrängen, denn dieser fühlte sich augenblicklich nicht mehr zu heitern Gesprächen aufgelegt.

„Wie geht's, mein schönes Kind?" rief der alte Herr in munterem Ton, „werdet Ihr Euch auch nicht so müde reiten, daß Ihr morgen, statt im Bankettsaal zu glänzen, im stillen Kämmerlein der Ruhe pflegen müßt?"

„Weit gefehlt, Herr Ritter," lachte Jutta, „ich bin des Reitens wohl gewöhnt. Schon als Kind nahm der Herr Vater mich mit hinaus und lehrte mich allerlei Reiterkünste, und es ist die schwerste Entbehrung, die mir der böse Winter auflegt, daß ich mein Rößlein nicht besteigen darf."

„Da hat Euch die Zeit im Kloster wohl nicht sehr behagt?"

„O, es war schrecklich; ich fühlte mich wie gefangen und gebunden! All die ernsten Gestalten in den langen, schleppenden Gewändern, der eintönige Gesang und das ewige Stillsitzen — das alles lag wie Bergeslast auf mir! Ich wurde krank in der geistlichen Luft und gesundete erst, als ich wieder daheim war. Nachher hat mich Pater Eusebius unterrichtet, das war nicht schlimm, denn er tat gern nach meinem Sinn, und statt der feierlichen Kirchengesänge lehrte er mich allerlei hübsche, weltliche Lieder."

Ritter Kunz drohte ihr scherzend mit dem Finger. „Ihr seid ein

eingefleischtes Weltkind, Fräulein Jutta; was soll daraus werden? Wißt Ihr denn nicht, daß Eure Eltern Euch dem himmlischen Bräutigam bestimmt haben?"

„Nimmermehr!" rief sie heftig, biß sich aber gleich darauf hoch errötend auf die Lippen. „Ihr treibt Euern Scherz mit mir, Herr Ritter von Buchenbühl; Schwester Mechthild erwählt den geistlichen Beruf aus freien Stücken, und an einer Nonne ist's genug in der Familie."

„So würde Euch vielleicht ein irdischer Bräutigam besser zusagen?" fragte er neckend.

„Wart Ihr auch einmal jung, Herr Ritter?" fragte sie flink dagegen, „und gab's zu Eurer Zeit auch schon so große Waffenspiele wie das, dem wir entgegenreiten?"

„Das will ich meinen," rief der Ritter eifrig, „und wer weiß, ob es heutzutage ein Turnier oder ein Kämpfer mit dem aufnehmen kann, was ich in meiner Jugend gesehen habe. Wisset, Fräulein, daß ich die Schwertleite von dem großen Kaiser Barbarossa selber empfangen habe, auf dem glänzenden Reichsfeste zu Mainz (1184), wo er auch seine Söhne Heinrich und Friedrich zu Rittern schlug. Das war eine Zeit! Wer sie erlebt hat, kann sie nie wieder vergessen, denn nie gab es ähnliches in deutschen Landen. Aus allen heimischen Gauen und aus fremden Reichen strömten Ritter und Reisige zusammen; zu Schiff und zu Roß zogen sie zu Tausenden heran, und einer suchte es dem andern an stolzer Pracht zuvorzutun. Da waren Ritter aus Frankreich und England, aus Italien und Spanien, und alle wurden köstlich bewirtet und beschenkt. Auch der armen Pilger, der Spielleute und Gaukler wartete reichliche Gabe. Da gab es drei Tage lang ritterliche Spiele und Umzüge, Gesang und Kurzweil aller Art; es war, als sähe man in einem gewaltigen Rahmen die Blüte des Rittertums, die Macht des Deutschen Reiches und die Glorie der Kaiserwürde zusammengefaßt. Seit den Tagen des Königs Artus hat man wohl nichts gesehen, was sich dem Fest in Mainz an die Seite stellen könnte."

„Das muß herrlich gewesen sein", sagte Jutta, tief aufatmend. „So großartig wird das Turnier in Erfurt kaum werden."

Der Ritter lächelte ein wenig mitleidig. „Nein, sicher nicht. Landgraf Ludwig ist ein tapferer Herr und edler Fürst, und es ist ein gar schönes Land, das ihm gehorcht; aber soweit er hinter dem großen Friedrich und seiner Macht zurücksteht, ebenso wird auch sein Fest be-

scheidener sein als jenes. Aber das tut nichts, schöne Jutta; tapfere Ritter und edle Frauen werden auch hier vereint sein, und es wird mancherlei Neues und Herrliches für Euch zu sehen geben."

„Mich dünkt," sagte das Mädchen nachdenklich, „Eure Jugend ist in eine größere Zeit gefallen, als die unsrige ist."

„Ja wahrlich, Fräulein, Ihr habt recht. Ein Friedrich Barbarossa ersteht nur einmal in vielen Jahrhunderten, und der Knabe Heinrich, der jetzt die Königskrone von Deutschland trägt, wird seinem großen Ahn schwerlich jemals gleichen. Doch das sind zu schwere Reden für ein junges Ohr", fügte er abbrechend hinzu. „Kommt, laßt uns unter diesen Bäumen eine kurze Rast machen, wir sind den andern weit voraus gekommen."

Er half ihr vom Pferde, und als er sich umwandte, gewahrte er Friedel, der in der Nähe rüstig einherschritt. „Heda, bist du auch da, mein feiner Knabe?" rief er ihm zu, „komm her und singe der Dame ein Lied, wenn du eins weißt."

„Wollt Ihr ein Lied vom Kaiser Rotbart hören?" fragte Friedel.

„Kannst du auch solche? Nun wohl, so singe; es paßt gerade in unser Gespräch." Friedel sprang auf einen Stein und sang im Sprechton:

„Das war der Kaiser Rotbart, der hat sich heim gewandt
Zum deutschen Vaterlande aus fremdem welschen Land.
Empfing er auch die Krone dort und den Herrscherstab,
Doch sanken viele Hundert von edlen Rittern in ihr Grab.

Schon wimmeln alle Straßen von manchem reis'gen Zug,
Der Fähnlein und Gewaffen zur deutschen Erde trug.
Den Kaiser selbst beschirmet ein auserwählter Hauf',
Der zog in starken Märschen das Tal der wilden Etsch herauf.

Es stürzt der Fluß mit Brausen von Bergen kahl und jäh,
Und immer steiler windet der Weg sich in die Höh'.
Und wo zu grausen Schluchten der Paß sich ganz verengt,
Droht trotzig eine Klause, die wie ein Nest am Felsen hängt.

Da rollen schwere Steine, da tönt's von oben her:
„Halt ein, ihr deutschen Bären, euch schützt nicht Schild noch Wehr.
Gefangen — wie in Krallen die Katze hält die Maus!
Es sei denn, daß sich löse mit schwerer Buße jeder aus."

Da hilft kein Droh'n, kein Zürnen, da hilft kein Kaiserwort:
Geschoß und Steine prasseln hernieder fort und fort.
Der Kaiser winkt den Seinen, sie ziehen sich zurück,
Dann überfliegt die Klippen sein königlicher Adlerblick.

Es überragt die Klause ein himmelhoher Grat,
Wohl klettern nur die Gemsen empor den steilen Pfad.
„Wenn dort hinauf sich schwänge ein heldenkühner Mann,
Der schlüg' wie Blitz und Donner den Feinden auf die Köpfe dann."

Kopfschüttelnd hört es mancher, wie so der Kaiser sprach,
Doch einer hört's mit Freuden: Otto von Wittelsbach.
Zweihundert tapfre Knaben wählt er aus seiner Schar,
Die brachten stolz entschlossen dem Kaiser sich zum Opfer dar.

Herrn Otto an der Spitze, so klimmen sie empor,
Bald hier, bald da stürzt einer, der seinen Halt verlor.
„Und mag die Hälfte fallen von uns in tiefsten Grund:
Wir steigen doch zum Gipfel, wie wir's gelobt mit Hand und Mund."

Es folget ihrem Wagnis voll Angst der Freunde Blick,
Nichts ahnend stehn die Feinde und sinnen neue Tück'.
Da schallt's von oben plötzlich: „Nun rette sich, wer mag!
Es ist herangekommen der welschen Katze letzter Tag."

Und eh', was da geschehen, die Feinde noch geglaubt,
Da prasseln schwere Steine hernieder auf ihr Haupt.
Von unten stürmt der Kaiser, von oben fährt herab
Otto wie Blitz und Donner — das schuf den Welschen bald ihr Grab.

Und also ward gewendet mit eins des Kaisers Not,
Frei ist der Weg, gebrochen, was Trotz dem Herrscher bot.
Auf! Seid dem Wittelsbacher an Treu' und Kühnheit gleich!
So müssen alle Braven zum Kaiser stehen und zum Reich."

Jutta klatschte in die Hände. „Brav gesungen, Knabe!" riefen die Ritter, die herangekommen waren, und warfen ihm kleine Münzen zu, die Friedel errötend einsammelte — er hatte nur wenig Geld in seinem Leben gesehen und kaum einen Begriff von seinem Wert. „Weißt du noch mehr solche Lieder?" fragte Ritter Kunz.

„Es schwirrt wohl noch ein Dutzend in meinem Kopf herum, aber sie sind noch nicht flügge und müssen gehütet werden, bis ihnen die Flügel wachsen", erwiderte der Knabe ohne Scheu.

„Ein kecker Bursche," meinte Herr Kunz beifällig, „der wird den Mund immer auf dem rechten Fleck haben, wenn er als Sänger durch das Land streift."

„Pah," sagte Ritter Wolfram geringschätzig, „was liegt an einem fahrenden Gesellen! Wir haben ihrer schon zu viel im Deutschen Reich." —

Je näher die Reisenden der Stadt Erfurt kamen, um so belebter wurde die Landstraße: da zog eine Gauklerbande mit einem zahmen

Bären und einigen drolligen Äffchen des Weges, dann ein reisiger Zug mit einer Sänfte in der Mitte, in der eine vornehme Dame saß; zahlreiche Ritter und Frauen zu Pferde, hochbepackte Wagen, die den Edlen gehörten, und mit Eseln bespannte Karren, in denen kleine Leute allerlei Waren zur Stadt brachten. Dazwischen drängten sich Scharen von barfüßigen Knaben und fahrendes Volk beiderlei Geschlechts, das bei dem Fest auch seine Rechnung zu finden hoffte. Friedel hielt sich nahe an Ruprechts Seite; ihm wollte fast bange werden in dem Gewühl, in dem sich jeder rücksichtslos seinen Weg bahnte, unbekümmert, ob er andere dabei trat oder stieß. Zuweilen trieb ein Reiter sein Pferd gerade in den Haufen der Fahrenden hinein, der dann schreiend auseinanderstob, oder ein Fuhrknecht ließ die lange Peitsche in weitem Bogen durch die Luft sausen, ohne zu fragen, wen sie gerade treffen mochte.

Stattlich breitete sich die Stadt mit ihren starken Mauern und zahlreichen Wachttürmen vor den Blicken der Ankommenden aus. Im Strahl der Abendsonne erglänzten die Kuppeln der Kirchen; wie Silber und Gold blitzten die metallnen Knäufe und Kreuze der Türme, und lustig flatterten die bunten Fähnlein. Am Hochgericht vorüber, wo die schwarzen Raben um den Galgen flogen, führte der Weg durch Äcker und wohlgepflegte Gärten, wo zahlreiche Windmühlen die gewaltigen Flügel drehten, bis zur Brücke, die über den breiten Stadtgraben geschlagen war, und zu den mächtigen Doppeltoren, welche die Stadt verwahrten. Am Innentor gab es ein starkes Gedränge, denn jeder Wagen wurde von den Torhütern sorglich beschaut, damit keine Arglist eindränge, und jeder Reiter mußte Stand und Namen nennen, damit nicht unvermutet ein Feind Eingang in die Stadt fände. Das fahrende Gesindel mußte vor den Toren bleiben und sich im Freien oder in den Außenwerken ein Unterkommen suchen, während die Ritter und Edlen mit ihrem Gefolge bis zum Marktplatz ritten, wo ansehnliche Herbergen sie aufnahmen. Die Frauen suchten ihre Kammern auf, um vom langen Ritt auszuruhen; die Herren aber traten vor die Tür, denn alsbald schritten Beamte des Rates, von etlichen Dienern gefolgt, die Ratstreppe herab, um den edlen Gästen der Stadt den Willkommen in großen Humpen gewürzten Weines zu bringen. So wollte es ein altes Herkommen, das aus den Zeiten der Väter stammte, und wenn die Nachkommen auch mitunter seufzten über die Menge der Gastgeschenke, deren Leistung ihnen oblag, so wagte doch keiner an dem alten Brauch zu rütteln.

Der nächste Tag verging mit Begrüßungen und Vorbereitungen; auf den Straßen herrschte ein lautes Treiben: die fremden Herren ritten hin und her, um die Waffenspiele zu verabreden; die Frauen ließen sich in Sänften tragen, um einander zu besuchen; dazwischen drängten sich neugierig die Einwohner umher und begrüßten bekannte Edle mit lautem Zuruf. Abends gab der Rat der Stadt ein großes Bankett, zu welchem alle vornehmen Gäste, auch der Landgraf selbst, geladen waren. Es war ein prächtiger Anblick, als um die langen Tafeln, die mit goldenen und silbernen Schaustücken besetzt waren, die schön geschmückten Herren und Damen in bunter Reihe saßen, hier Ritter und hohe Herren in kostbarer Kleidung von Samt und Seide, dort die Väter der Stadt mit den goldenen Amtsketten und pelzverbrämten Gewändern, während manche Edeldame mit stillem Neid und verbissenem Ärger auf den reichen Schmuck der Stadtfrauen blickte, der den ihren fast überstrahlte. Jutta hatte nicht Augen genug, den glänzenden Kreis zu mustern, und ihr Nachbar, ein junger Kaufherr aus ansehnlichem Geschlecht, hatte zuerst Mühe, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Ihre Blicke flogen suchend umher, bis sie Herrn Diether gefunden hatten, der neben dem lieblichen Töchterlein eines Ratsherrn saß und gar verbindlich mit diesem zu sprechen schien. Da plauderte auch sie eifrig mit ihrem Nachbar, dem das wunderschöne Edelfräulein überaus wohlgefiel. Doch ward die Unterhaltung oft unterbrochen, denn von Zeit zu Zeit betrat ein Sänger die erhöhte Bühne am Ende des Saales und ließ zum Klang der Harfe seine Stimme erschallen, der alles lauschte. Schon hatte einer die Gäste begrüßt, ein anderer das Lob der Frauen gesungen, da trat ein dritter auf, und nach einem kräftigen Vorspiel sang er in markigen Tönen also:

„Den Helm aufs Haupt, den Speer in die Faust,
Die Sporen dem Hengst in die Flanken!
Staubwirbelnd und jauchzend dahin gebraust
Durch die geöffneten Schranken!
Die Fähnlein flattern, die Pulse glühn,
Und Splitter fliegen und Funken sprühn —
Stoß gilt es mit Stößen zu danken.

Es lächeln und winken vom hohen Balkon
Und spähen, die Kämpfer zu schauen,
Mit Blicken, verheißend den minnigsten Lohn,
Siegwünschende, fröhliche Frauen.

Von einer führ' ich die Farben am Helm,
Und wer sie nicht ehrt, den schelt' ich wohl Schelm,
Er mag seinem Schwerte vertrauen.

Hei, ritterlich Leben! Im Waffengang
Ein freudiges Wetten und Wagen,
Zum rauschenden, lockenden Harfenklang
Ein lustiges Singen und Sagen,
Und treu wie die Ehre des Schildes im Streit,
Verschwiegener Minne Glückseligkeit
Im hoffenden Herzen zu tragen!"

(Aus Wolffs Singuf.)

Rauschender Beifall von allen ritterlichen Gästen lohnte dem Sänger; die Becher klangen aneinander, und laute Zurufe erschallten von allen Seiten. „Wie herrlich das klingt!" sagte Jutta mit blitzenden Augen zu ihrem Nachar, „es greift ins Herz und ruft sein Bestes darin wach. Hörtet Ihr unter Euern Fässern und Warenballen je ähnliche Klänge, Herr Gotthold?"

Eine Wolke zog über das Gesicht des Kaufherrn. „Ein anderes, Fräulein, ist die ernste Arbeit, ein anderes das heitere Spiel. Auch wir Städter üben uns im Waffengang; aber wenig würden wir den Mann achten, der über der Erholung die Pflicht versäumte. Und wäre es denn gut, edles Fräulein," fuhr er lächelnd fort, „wenn es keine Kaufleute gäbe, die unter Mühe und Gefahr die köstlichen Samt- und Seidenstoffe, womit sich unsere Herren und Damen schmücken, aus dem fernen Osten herbeischafften? Würde es Euch gefallen, wenn, wie in der Vorzeit, sich die Männer in rauhe Felle, die Frauen nur in Wolle und heimisches Linnen kleiden sollten? Würdet Ihr nicht den glänzenden Schmuck, die kostbaren Steine vermissen, oder die Spezereien, die unsern Wein und unsere Speisen würzen, und die doch sämtlich aus fernen Ländern stammen? Wer sollte die friedliche Arbeit tun, wenn wir alle die Waffen tragen wollten?"

Jutta schüttelte die schwarzen Locken, die ihr heute in üppiger Fülle um Nacken und Schultern wogten. „Laßt es gut sein, Herr Gotthold," sagte sie lachend, „ich sehe ein, daß ihr Kaufleute gar wichtige Leute in der Welt seid, die man nicht entbehren kann. Und doch verdient der Sänger einen Preis für sein prächtiges Lied; kennt Ihr ihn?"

„Er ist ein Fremdling in unserer Stadt, und ich weiß von ihm nur, daß er Rudibert heißt." —

Das Fest nahm seinen gewohnten Verlauf. Die Anwesenheit der Frauen verhinderte einen allzu lärmenden Ausbruch der allgemeinen Fröhlichkeit, doch hatte der Wein schon manches Antlitz gerötet, und manche Dame sah sehnsüchtig dem Ende entgegen, weil ihr Nachbar immer lauter und lustiger oder auch bedenklich still wurde. Nach aufgehobener Tafel trat Herr Diether von Buchenbühl zu Jutta und bot ihr seine Hand, um sie zu ihren Eltern zu führen. Während sie sich durch die dichten Gruppen hindurchdrängten, trat plötzlich jemand von hinten nahe an den Ritter heran und flüsterte: „Mit Vergunst, edler Herr, ist Euch vielleicht der Junker von Maltheim bekannt?“ Der Angeredete fuhr zusammen und starrte erbleichend in das Gesicht des Fragenden — es war der Sänger Rudibert, aber Herr Diether gab ihm keine Antwort.



Neuntes Kapitel.

Das Turnier.

Heiter und wolkenlos brach der Pfingstmorgen an und goß eine Flut von Sonnenschein und Blumenduft über die Erde aus. Mit dem ersten Tagesschimmer ward es auf den Straßen lebendig, galt es doch, heute einen doppelten Feiertag zu begehen: zuerst das kirchliche Fest und dann das große Turnier draußen auf der Stadtwiese, das schon seit Wochen alle Gedanken beschäftigte. Als die Glocken der Stadt mit ernstem Schall ertönten, da strömte alles in die Kirchen; der mächtige Dom, in dem der Landgraf samt den edelsten der fremden Gäste dem feierlichen Hochamt beiwohnte, vermochte die Menge der Gottesfürchtigen nicht zu fassen; auch die kleineren Kirchen und Kapellen waren zahlreich besucht.

Als die fromme Pflicht erfüllt war, begann ein allgemeines Drängen nach der Wiese, jeder wollte dort der erste sein und sich einen guten Platz sichern. Durch die Straßen zogen die Turnierrufer und verkündeten mit lauter Stimme: „Wappnet euch, edle Ritter, tragt stolzen Mut und zieht freudig ins Feld, erweiset eure Ritterschaft und dienet schönen Frauen!“ Da sammelten sich die Haufen unter den Bannern ihrer Führer; voran ritt ein Herold mit der Posaune, welcher ein schmetterndes Stücklein blies, und tänzelnd folgten ihm die edlen Pferde, als fühlten sie, was ihrer wartete. In Wagen und Sänften begaben sich die Frauen auf den Festplatz, auf dem ausgedehnte Schranken abgesteckt waren; an der einen Seite erhob sich eine erhöhte Tribüne für die vornehmen Zuschauer, außen in weitem Umkreis waren Zelte und Buden errichtet, in denen kleine Krämer Speise und Trank feilboten oder auch Gaukler und Tierbändiger ihre Künste zeigten. Um die

Schranken aber drängten sich in dichten Haufen Städter und fahrendes Volk bunt durcheinander, um zu schauen und mit lautem Geschrei alle Vorgänge im Innern teilnehmend zu begleiten.

Eine laute Fanfare ertönte: durch das offene Tor ritt der Landgraf Ludwig mit seinem Gefolge ein, das meist aus älteren Rittern bestand, die das Preisrichteramt versehen sollten. Lauter Heilruf des Volkes begleitete den Fürsten, der als ein strenger, aber gerechter Herr im ganzen Lande geliebt wurde. Flüsternd fragte unter den Zuschauern einer den andern, wo denn die Landgräfin Elisabeth sei, und warum sie ihren Gemahl nicht begleitet habe; die einen tadelten, daß sie keine Freude an Lust und Spiel habe, seit sie immer nur mit ihrem Beichtiger, dem finstern Konrad von Marburg, geistliche Übungen treibe; die anderen nahmen sie lebhaft in Schutz, rühmten ihre Güte und Wohltätigkeit und meinten, sie sei eine zu treue Mutter, ihre kleinen Kinder zu verlassen.

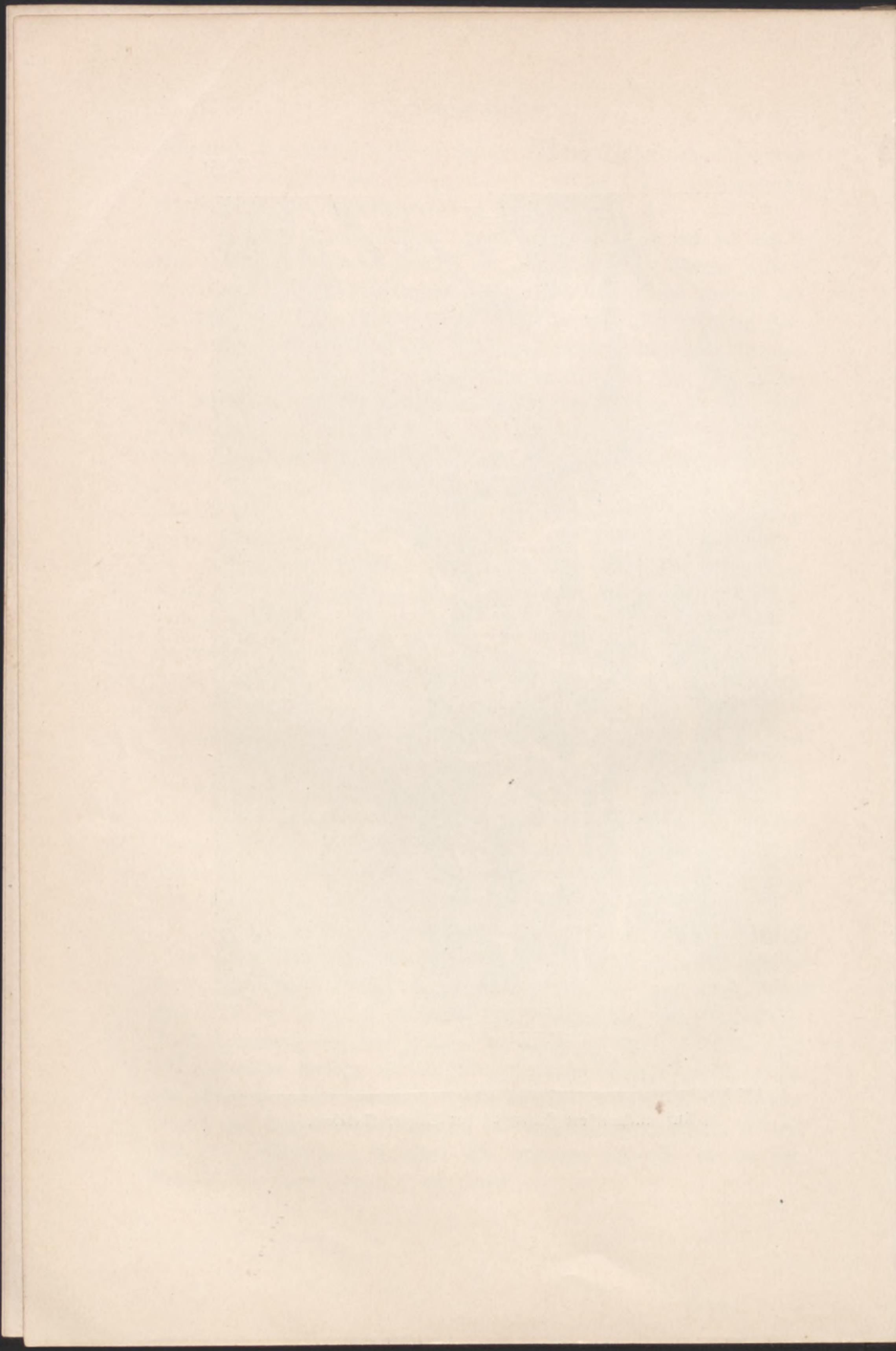
Der Landgraf grüßte die versammelten Damen, und wie ein Blumenbeet, über das der Wind hinstreift, neigten sich all die geschmückten Häupter zum Gegengruß. Er ritt an die Stelle, wo Frau Hildgunde und Jutta die Eckplätze einnahmen. „Fräulein von Scharfeneck," sagte er mit huldvollem Ton, „wir haben Euch, als die jüngste und lieblichste Blume in diesem herrlichen Kranze, auserkoren, die Königin dieses Festes zu sein. Aus Eurer Hand soll der Sieger seine Krone erhalten; bis dahin habt die Gunst, den Platz an meiner Seite einzunehmen." Erschrocken, beschämt, und doch erglühend vor Freude und Triumph, stand Jutta da, während die Ritter an ihre Schilde schlugen und in den lauten Ruf ausbrachen: „Heil, Heil der Königin Minne!" Zwei Pagen geleiteten die Verwirrte auf ihren Sitz, der neben dem des Fürsten alle anderen überragte.

Der Landgraf gab ein Zeichen, die Rufer ließen ihre Stimme ertönen und geboten Ruhe und Aufmerksamkeit. Aus dem nahen Waldrande kam ein Zug hervor, friedlich anzuschauen: auf milchweißem Zelter saß der Sänger Rudibert in hellen Gewändern, einen Kranz von Frühlingsblumen auf dem Haupte, die Harfe im Arm, während zwei reichgeschmückte Knaben mit blumenumwundenen Stäben in der Hand das Roß am Zügel führten. Andere Knaben mit Lauten und Flöten folgten und begleiteten den Einzug des Sängers mit lieblichen Tönen. Vor der Tribüne hielt Rudibert still, verneigte sich tief, und zu den Klängen der Harfe begann er zu singen:

(S. 82.)



Auf milchweißem Zelter saß der Sänger Rudibert.



„Hie heb' ich an zu sagen
Von einem großen Turnei,
Wie seit ew'gen Erdentagen
Der Winter kämpft mit dem Mai.

Das ist ein Rennen und Stechen,
Ein Packen und Streiten mit Macht;
Es ist ein Biegen und Brechen
In wogender Frühlingsschlacht.

Feuchtdunstig ist es und düster
Im Laubwald und im Tann,
Da hebt nun ein Geflüster,
Ein Treiben und Wachsen an.

Halt ein, ihr Blätter und Blüten!
Halt ein, es stürmt aus Nord.
Es kommt zurück mit Wüten
Der Winter zu Raub und Mord.

Und wieder hebt ein Ringen,
Ein Kämpfen Mann an Mann,
Ein Schlagen mit scharfen Klingen,
Ein Toben und Tosen an.

Der Frühling siegt am Tage,
Der Winter in der Nacht,
Hat vor der Niederlage
Sich wieder zu Atem gebracht.

Ausholt der Lenz zum Streiche
Und schlägt mit sausender Wucht
Aus dem eroberten Reiche
Den Winter in die Flucht.

Und vor den fliegenden Scharen
Mit Fähnlein und blitzendem Speer,
Den schallenden Siegesfanfaren
Und dem strahlenden, sonnigen Heer —

Fliehn Winter und Wintersknechte
In trauriger Gestalt,
Und lächelnd sitzt im Rechte
Des lustigen Lenzes Gewalt.

So ist's seit ew'gen Zeiten
Unsichtbar oft geschehn,
So sollt ihr's jetzt mit Augen,
Ihr Herr'n und Damen, sehn.

Schon naht der König Winter,
Herr Lenz ist auch nicht weit,
Um vor euch auszufechten
Den alten Herrscherstreit.

Und wer den Sieg gewinnet,
Erhofft als Unterpfand
Der Gnade holder Frauen
Den Kranz aus schönster Hand!“
(Aus Wolffs Wildem Jäger.)

Der Harfner mit seinem Gefolge trat zur Seite; wieder winkte der Landgraf, und abermals brach aus dem Waldessaum ein Zug hervor. Dem Herold folgte ein hoher Ritter von ernstem Ansehen: über der dunkeln Rüstung trug er ein graues Übergewand, das mit schneeweißem Pelzwerk verbrämt war, auf dem Helm ein Paar rabenschwarze Flügel. Auch sein Gefolge von Rittern und Knappen war ähnlich gekleidet, nirgend eine bunte, schimmernde Farbe, alles eintönig grau oder blendend weiß. „Das ist König Winter!“ riefen die Zuschauer. Langsam zogen die ernsten Kämpfer durch die Schranken, neigten sich grüßend vor dem Fürsten und stellten sich zu seiner rechten Hand auf. Aber schon waren alle Blicke wieder nach dem Walde gerichtet, aus dem jetzt ein fröhlicher Trupp angeritten kam. Mit schmetternden Hörnern sprengten sie daher, ganz mit Grün und Kränzen geschmückt, die Mähnen der Pferde mit flatternden Bändern durchflochten, selbst die Speerstangen mit Blumen umwunden. „König Lenz! König Lenz!“ jubelten die Zuschauer, und es war kein Zweifel, welcher Partei die allgemeine Teilnahme sich von vornherein zuneigte.

Der Zug nahm seine Stellung zur Linken der Tribüne, dem andern gerade gegenüber, ein. Einige Augenblicke höchster Spannung folgten — dann gab der Landgraf das Zeichen, die Trompete ertönte, und mit dem lauten Ruf: Hurta! Hurta! ritten die beiden Haufen gegeneinander los. Da krachten die Speere und klangen die Schilde; Rosse und Reiter bildeten einen scheinbar unlöslichen Knäuel — hier stürzte ein Ritter zu Boden, und eilends sprangen seine Knappen hinzu, um ihm aufzuhelfen; dort war einer trotz verzweifelten Ringens wehrlos gemacht und als Gefangener abgeführt, und dazwischen schallten mit betäubendem Lärm die Zurufe der Tausende draußen — bald in lautem Jubel, wenn ein Ritter, der besondere Teilnahme erregte, einen Vorteil errang, bald in heller Schadenfreude über einen Gefallenen oder in Trauer über einen

Verlust der bevorzugten Partei. Juttas Augen suchten nur einen in dem Gewühl, ihr immer erkenntlich an dem flatternden blauen Bande, das er am Helme trug, und an der schlanken Gestalt, die alle anderen überragte; sie flehte alle ritterlichen Heiligen an, ihren Helden zu schützen und ihm den Sieg zu verleihen, und es schien wirklich, als sollte er alle an Kraft und Geschick übertreffen. Aber o! Jetzt sah sie, wie sein Speer bei einem gewaltigen Stoße zersplitterte, und daß keiner seiner Knappen in der Nähe war, um ihm einen andern zuzureichen; sie bebte an allen Gliedern, denn der nächste Augenblick konnte ihm den Sieg entreißen. Aber noch ein Paar Augen waren ebenso eifrig auf Herrn Diether gerichtet wie die ihren, das waren die Friedels; kaum hatte er die Gefahr des Ritters wahrgenommen, da riß er von den vorrätig daliegenden Speeren einen an sich und stürzte sich aalgleich in das Gewühl der Kämpfenden. „Nehmt, Herr!" rief er und streckte ihm den Speer hin. Diether ergriff ihn und ging seinem Gegner zu Leibe; aber dessen aufbäumendes Roß gab dem Knaben einen so heftigen Stoß, daß er zu Boden fiel und eine Weile hilflos den Tritten der Pferde ausgesetzt war. Mühsam schleppte er sich endlich aus dem Gedränge; „hilf mir, Ruprecht," stöhnte er, „ich kann nicht weiter." Ein paar mitleidige Hände ergriffen ihn, trugen ihn hinaus und legten ihn im Schatten eines Baumes nieder; keiner achtete weiter auf ihn, jeder hatte zu viel anderes zu sehen.

Ein neuer Trompetenstoß, und laute Rufe: „Friede, Friede! Laßt die Waffen ruhn!" machten dem Kampfspiel ein Ende; die Parteien ordneten sich und nahmen die erste Aufstellung ein; die Preisrichter schritten zählend umher, um zu sehen, wer die meisten Gefangenen verloren habe. Der Erfolg stand ganz gleich, keine Seite konnte sich des Sieges rühmen, erst der Einzelkampf konnte ihn entscheiden. Die Schranken öffneten sich, die beiden Haufen zogen ab und lagerten sich in einiger Entfernung am Rande des Waldes, um einer kurzen Ruhe zu pflegen und die hervorragendsten Ritter zur Tjost (Einzelkampf) auszuwählen. Unterdessen liefen flinke Pagen mit Erfrischungen zwischen den Herren und Damen auf der Tribüne umher, und draußen drängte sich das Volk um die Buden der Verkäufer, denn die Sonne brannte heiß, und die Aufregung, die sich, vom Fürsten bis zum zerlumpten Buben herab, jedes Zuschauers bemächtigte, machte einen kühlen Trunk doppelt willkommen.

Neue Trompetensignale riefen nach längerer Pause zu neuem Ringen und Schauen; fünf Ritter waren von jeder Seite dazu erkoren,

das Übergewicht einer Partei festzustellen. Aber schon hatten die ersten vier Paare miteinander gefochten, und noch immer stand das Zünglein der Wage fest in der Mitte; alles kam auf den letzten Kampf an, dem man mit atemloser Spannung entgegensah. König Winter selbst war der eine Streiter; ihm gegenüber stand der hohe Ritter mit dem blauen Bande am Helm. Wie Jutta zitterte und die Hände ineinander preßte, bis sie schmerzten! Sie glaubte es nicht überstehen zu können, ihn besiegt zu sehen. Heiß war der Streit und wuchtig die Hiebe, die von beiden Seiten ausgeteilt wurden; da gelang es endlich dem Frühlingsritter, den Gegner mit so gewaltigem Stoße anzurennen, daß sich sein Roß überschlug und den Reiter zu Boden warf. Im Nu hatte sich auch der andere vom Pferde geschwungen, setzte dem Gefallenen die Spitze des Schwertes auf die Brust und rief: „Ergebt Euch, Ritter, Ihr seid besiegt!" „Ich bin es!" murmelte der Winter dumpf. Da zog Herr Diether sein Schwert zurück: „Steht auf," sagte er, „Ihr seid ein zu tapfrer Kämpe, als daß ich Euch gefangen nehmen sollte; zieht ungekränkt von dannen!" Und während ein brausender Freudenruf der Zuschauer durch die Luft scholl, die Frauen in die Hände klatschten und alles dem großmütigen Sieger zujauchzte, führten ein paar Knappen den Besiegten vor die Schranken, wo er ein anderes Pferd bestieg und sich still in den Wald verlor.

„Heil, König Frühling, Heil!" tönte es von allen Seiten, und helle Fanfaren schmetterten darein. Knappen eilten herzu, um dem Ritter den Helm aufzubinden; zugleich erschienen zwei Pagen, um ihn vor den Thron des Landgrafen und der Königin Minne zu führen. Herr Diether neigte sich tief vor dem Fürsten und beugte das Knie vor der schönen Dame, die ihm mit holdseligem Erröten einen kunstvoll geflochtenen Ehrenkranz aufs Haupt setzte. Wieder fielen alle Instrumente ein, man führte dem Sieggekrönten ein schön geschmücktes Pferd vor und hob seine Königin auf einen reich vergoldeten Thronsessel, der von vier starken Männern getragen wurde. So hielt das Paar einen Umzug durch die Schranken unter dem Vortritt des Harfners und seiner Knaben, gefolgt von allen den Rittern, die im Kampfspiel unbesiegt geblieben waren, und begleitet von dem tosenden Beifallsgeschrei der erregten Volksmenge.

Damit war das Turnier zu Ende, und man kehrte nach der Stadt zurück, um eine mehrstündige Ruhe zu suchen, bis mit der einbrechenden Dämmerung die Rufer aufs neue die Straßen durchzogen und die

Ritter und Damen zum Fest des Landgrafen auf die Burg luden. Wieder waren Jutta von Scharfeneck und Diether von Buchenbühl die beiden gefeiertsten Gäste; sie führten den Tanz auf, und alle die jungen Ritter, die um die Ehre warben, mit der Königin Minne zu tanzen, mußten Diethers Erlaubnis dazu erbitten. Jutta schwamm in einem Meer von Wonne und Entzücken. „O Mutter!“ rief sie, als endlich nach beendetem Fest die Frauen bei anbrechendem Morgen ihre Kammer erreichten, „wie schön ist das Leben, wie herrlich ist die Welt! Ich hätte nicht gedacht, daß man so unaussprechlich selig darin sein könnte.“

Frau Hildgunde küßte mit einem ernsten Ausdruck die marmorweiße Stirn ihrer Tochter. „Mein Kind,“ sagte sie fast feierlich, „ich will dir deine Freude nicht trüben; genieße sie, solange du jung und glücklich bist, und danke dem Himmel dafür! Aber bedenke wohl, daß auf einen Festtag im Leben viele stille Arbeitstage folgen, und siehe zu, daß die glänzenden Bilder deiner Erinnerung dir die Zeit demütigen Gehorsams und treuer Pflichterfüllung nicht verdunkeln, sondern durchleuchten mögen!“



Zehntes Kapitel.

Die Beichte.

Am nächsten Morgen brachen die Scharfenecker auf; die beiden Ritter von Buchenbühl, die eigentlich schon von Erfurt aus den Heimweg antreten wollten, begleiteten sie, da sie vom Landgrafen zu einem Besuch auf die Wartburg geladen waren. Ein Trupp junger Ritter, die ihrer Verehrung für die schöne Königin Minne gern einen Ausdruck geben wollten, gab der Gesellschaft eine Strecke Weges das Geleit und verabschiedete sich dann mit vielen süßen und schmeichelnden Worten, die dem unerfahrenen Ohr des Fräuleins äußerst lieblich klangen. Sie sah sich nach Diether um, doch konnte sie ihn nirgends erblicken und meinte, er wäre wohl aus Höflichkeit ein Stück mit den andern zurückgeritten. Aber der junge Ritter war schon viel früher umgekehrt, denn ihm war plötzlich der Knabe eingefallen, der ihm im Turnier einen so wichtigen Dienst geleistet, und um den er sich im Drange der Festfreude gar nicht bekümmert hatte. Er erkundigte sich bei seinen Knappen nach Friedel. „Der ist in der Herberge liegen geblieben,“ hieß es, „er war so arg zerschlagen, daß er weder zu Fuß noch zu Pferd den Weg machen konnte, und die Wagen waren schon früher zurückgekehrt.“ Ohne Zögern beschloß Herr Diether, sich selbst nach dem armen Buben umzusehen, nahm einen alten Knappen zur Begleitung mit und sprengte eiligst nach Erfurt zurück.

Bleich und trübe lag Friedel auf seinem Lager; das Gefühl der Verlassenheit, der Gedanke an die Großmutter und Gerda waren ihm noch peinlicher als die Schmerzen, die er erdulden mußte. Als Diether den kahlen Raum betrat, der während der Nacht vielen zum Aufenthalt gedient hatte, brach der Knabe in heiße Tränen aus. „O Herr!“ rief er, „Ihr kommt selber zu mir? Das ist edel und gütig! Vielmals schon

hatte ich gebeten, es möchte Euch einer von meiner Not sagen, aber es hieß immer, Ihr wäret viel zu sehr beschäftigt, um an mich zu denken, und als heute früh alle aufbrachen, gab ich die letzte Hoffnung auf. Ach, lieber Herr, wollet nur die Meinen trösten und ihnen sagen, ich käme heim, sobald ich könnte — sie werden denken, ich sei tot, und was wird Gerda anfangen ohne mich?"

„Sei getrost, Friedel," erwiderte der Ritter freundlich, „ich werde für dich sorgen. Du weißt, ich habe dir Freundschaft gelobt, und jetzt bin ich dir noch besondern Dank schuldig, denn ohne dein mutiges und geschicktes Dazwischentreten hätte ich vielleicht, statt die Siegeskrone zu erwerben, eine schimpfliche Niederlage erlitten."

„Ist das wirklich wahr?" rief Friedel mit blitzenden Augen, „habe ich Euch in der Tat einen Dienst geleistet? O, dann will ich der Schmerzen nicht mehr achten, sie sind schon jetzt nicht mehr so stark!"

„Mein Knappe Reginald hier ist wohl erfahren in der Behandlung solcher Wunden," sagte Herr Diether, „ich lasse ihn dir zurück. Er wird dir die Glieder mit Öl einreiben und dir neue Kleider kaufen, denn ich sehe, daß die deinen arg beschädigt sind; dann aber soll er dich sicher heimgeleiten. Grüß' Gott, Knabe! Wir sehen uns bald wieder." Er gab dem Knappen die nötigen Anweisungen nebst einer Summe Geldes, sagte dem Kranken, der mit Inbrunst seine Hände küßte, Lebewohl und gab dann seinem Pferde die Sporen, in der Hoffnung, die Scharfenecker noch auf dem ersten Halteplatze anzutreffen.

Unterdessen war Fräulein Jutta in sehr üble Laune geraten. Lange hatte sie vergeblich auf Diether gewartet und den Reden des Ritters Kunz nur ein halbes Ohr geliehen; endlich konnte sie es nicht lassen, sich nach dem Verbleib seines Neffen zu erkundigen. Als man ihr berichtete, er sei umgekehrt, um nach Friedel zu sehen, stieg ihr die Röte des Zornes in die Wangen — war das ritterlich, die erwählte Herrin zu vernachlässigen um eines armen Knaben willen? Freilich war sie selbst Friedel herzlich dankbar für seine schnelle Tat und wollte ihn reich dafür belohnen — aber warum konnte Herr Diether nicht einen Knappen absenden, um sich des Buben anzunehmen? Sie rief sich alles zurück, was sie je über spröde Gebieterinnen gehört und gelesen hatte, und beschloß, dem Ritter eine sehr strenge Miene zu zeigen und ihn lange nach einem huldvollen Blick schmachten zu lassen. Als er aber bei der ersten Herberge, an der sie rasteten, zu ihnen stieß — Roß und Reiter ganz mit Staub und Schaum bedeckt von dem wilden Ritt —, als er ihr

von der Verlassenheit Friedels und von dessen Freude über sein Kommen erzählte, da schmolz ihre Zurückhaltung wie Schnee vor der Sonne, und sie sah voll Bewunderung zu ihm auf, weil er so gütig war. —

In der Waldhütte sah es inzwischen traurig aus, und Gerda verlebte Tage und Nächte voll Angst und Trauer. Die alte Gundula lag fast immer in halbem Schlafe da, und wenn sie erwachte, schien sie die Enkelin nicht zu kennen, denn sie nannte sie Gunda und rief fortwährend nach Guntram, fragte, wo er weile, und warum er nicht zu ihr käme, sie könne nicht sterben, ohne ihn gewarnt zu haben. Dem kleinen Mädchen wurde unendlich bange dabei; sie verlangte sehnlich nach Beistand, aber wo sollte sie ihn suchen? Bis zur Burg war es viel zu weit; sie getraute sich nicht einmal zu Vater Eckbert hinüberzulaufen, aus Furcht, die Großmutter könne sie vermissen. So saß sie mit überströmenden Augen und gefalteten Händen neben dem Lager und betete zu allen Heiligen um Friedels Rückkehr, oder sie horchte hinaus in das Rauschen des Waldes, ob sie nicht einen Fußtritt erlauschen, eine wohlbekannte Stimme hören könne. Selbst in der Nacht sprang sie vielmals auf, weil es ihr schien, als hätte eine Hand an die Tür gepocht — aber es war immer nur der Wind, der mit den Zweigen spielte.

Zum fünften Male, seit Friedel in der Morgenfrühe fortgewandert war, neigte sich die Sonne zum Untergange, da klang ein sonderbares Rollen, Knacken und Knarren durch den Wald. Erschrocken trat das Mädchen in die Tür, um zu erforschen, was das bedeute; da sah sie den Kopf eines Rosses und hinter ihm ein Gefährt, das auf dem schmalen, holprigen Fußpfade nur langsam vorwärts kam. „Gerda!“ rief eine Stimme, und mit einem Schrei unsäglichen Entzückens flog sie auf den Wagen zu. „Friedel, Friedel!“ rief sie mit einem Tone, in dem sich Jubel und Tränen seltsam mischten, „bist du wieder da! O nun ist alles, alles wieder gut!“ Und die beiden Kinder umfaßten und küßten sich und weinten und lachten und küßten sich aufs neue, so daß selbst der alte Knappe eine weiche Regung in seinem wetterfesten Herzen verspürte und sich ein paarmal energisch über den grauen Schnauzbart fuhr. „Na, nun ist's aber genug, kleine Dirne,“ sagte er gutmütig polternd, „laß uns nun weiter fahren auf diesem vertrackten Wege, der gar nicht für Räder geschaffen ist; Sankt Georg sei gepriesen, daß wir uns nicht mehr lange zu plagen brauchen. Ha, das wird den zerschlagenen Rippen gut tun, wieder auf dem Rücken eines ehrlichen Gaules zu sitzen, statt einen ganzen Tag lang nur den Schwanz zu betrachten!“

„Aber warum steigst du nicht ab, Friedel?“ fragte Gerda erstaunt.

„Er kann nicht, mein Püppchen,“ erwiderte der Alte, „er leidet noch vom Turnier her und wird wohl noch ein paar Tage warten müssen, bis alle die Schmerzen heilen, die er davongetragen hat. Ja ja, man zieht nicht ungestraft mit den Rittern zum Waffenspiel aus, man bringt auch Wunden heim; aber was tut's? Er hat sich brav gehalten, und mein Herr wird ihm den Dienst nicht vergessen.“

„Du bist verwundet, Friedel?“ rief Gerda entsetzt, und ihre Tränen fingen wieder an zu fließen.

„Weine nicht,“ tröstete er, „ich bin schon froh, daß ich wieder daheim und bei dir bin.“

Der Wagen hielt vor der Tür, und Gerda lief hinein, um das Lager zu bereiten, auf das der alte Knappe den Knaben, den er wie ein kleines Kind auf den Armen trug, vorsichtig niederlegte.

„Wer ist da?“ fragte Gundula, indem sie die Augen weit öffnete, „seid Ihr der Junker von Maltheim?“

„Heiliger Tobias! Ist der braven Ahne etwas auf die Augen gefallen, daß sie einen Graukopf für einen Junker ansieht? Ich bin ein Knappe des Ritters von Buchenbühl, alte Mutter, und hab' Euch Euern Jungen nach Hause gebracht. Und nun behüt' Euch Gott! Ich muß zu meinem Herrn.“ Er schüttelte Friedel kräftig die Hand und fuhr, so sanft er konnte, über Gerdas Wange. „Nur nicht verzagt, mein Mädel!“ sagte er ermutigend, „ich komme bald wieder, um nach dem da zu sehen, wir bringen ihn schon wieder auf die Beine. Der alte Reginald hat schlimmere Wunden geheilt, als diese sind!“

Nun hatte Gerda zwei Kranke zu pflegen, aber sie war nicht mehr traurig und verzagt, hatte sie doch ihren Friedel wieder, und wenn er ihr auch nicht helfen konnte, vielmehr unaufhörlich ihre Hilfe in Anspruch nahm, so konnte sie ihn doch sehen und sprechen; ja es lag eine gewisse Genugtuung darin, daß er ihr nicht fortlaufen und stundenlang bei Vater Eckbert sitzen konnte. Und wieviel hatte er ihr von seinem ersten Ausflug in die Welt zu erzählen, wieviel hatte er genossen und gelitten!

Am nächsten Tage erschien vor der Hütte eine hohe Gestalt, die sich tief neigen mußte, um durch die kleine Tür eintreten zu können. „Herr Diether selbst!“ rief Friedel entzückt, während Gerda errötend und knicksend vor ihm stand und seine Hände mit dankbaren Küssen bedeckte. Während er sich freundlich nach des Knaben Ergehen erkundigte, hatte sich Gundula plötzlich aufgerichtet und zog ihn am Rock. Er wandte

sich um: „Was wollt Ihr, Mutter? Es tut mir leid, Euch krank zu finden.“

„Seid Ihr des Knaben Freund?“ flüsterte sie, indem sie ihn mit den großen Augen durchdringend ansah.

„Das bin ich.“

„So versprecht mir, daß Ihr ihn schützen wollt — vor dem Junker von Maltheim.“

Der Ritter fuhr zurück, als hätte ihn eine Natter gestochen. „Wie kommt Ihr zu dem Namen?“ stammelte er.

Sie zog ihn näher zu sich heran. „Er hat Friedels Eltern getötet,“ raunte sie geheimnisvoll, „den Vater erschlug er — die Mutter starb vor Gram — schützt den Sohn, daß er nicht auch in die Hände des Mörders falle! Versprecht mir's,“ bat die Alte dringend, als der Ritter betroffen schwieg, und der Druck ihrer knochigen Finger, die seine Hand umklammerten, wurde so fest wie der eines eisernen Schraubstocks, „er hat keinen andern Freund als Euch.“

„Ich verspreche Euch, nach besten Kräften für Friedel zu sorgen und ihn vor Unheil zu schützen“, sprach Diether feierlich.

„Dank, Herr, Dank! Nun kann ich ruhig sterben!“ sagte sie erleichtert und sank auf ihr Lager zurück. Herrn Diether aber litt es nicht länger in der Hütte; er nickte den Kindern zu und eilte hinaus, als triebe ihn ein unsichtbares Etwas, dem er vergebens zu entfliehen suchte.

Bald nach ihm trat der Einsiedler ein, den Friedels langes Ausbleiben ernstlich besorgt gemacht hatte. Mit Bekümmernis erfuhr er, wie es hier stand; er setzte sich an das Bett der Alten, ergriff ihre Hand und fühlte nach dem schwachen, unregelmäßigen Pulsschlag. Gundula erwachte.

„Ihr hier, Bruder? Das ist gut, ich muß mein Haus bestellen, es geht zu Ende. Der Ritter versprach mir, für den Knaben zu sorgen — Gerda bringt auf die Burg; das Fräulein wird sie aufnehmen. Gott segne Euch und strafe den Junker von Maltheim, der alles Elend über uns gebracht hat!“

„Frau,“ sagte der Klausner ernst und dringend, „denkt an Eure eigne arme Seele, die bald vor Gottes Thron stehen wird, und laßt ab von Fluch und Rachegedanken. Nehmt Euer Unglück aus Gottes Hand; Menschen sind immer nur Diener seines allmächtigen Willens.“

„Jener Bube ein Diener Gottes?“ rief sie mit zornigem Lachen; „ein Diener des Satans war er, und die Hölle soll sein Lohn sein!“

„Nein, nein," rief Bruder Eckbert flehend, „so dürft Ihr nicht sterben! Könnt Ihr ihm nicht von Herzen vergeben, so befehlt ihn doch in die Hände des großen Gottes und überlaßt ihm das Gericht. Aber bedenkt: er war noch jung; vielleicht riß ihn ein Augenblick des Zornes hin — wer kann es wissen? Wer kündet all die Qual und Angst, die ihm sein böses Gewissen bereitet hat? Wer weiß, wie heiß er oft gewünscht hat, seine Tat ungeschehen zu machen? Und bedenkt, daß auch für ihn eine Mutter auf Erden oder im Himmel betet; wollt Ihr ihre Fürbitte kreuzen durch Euern Fluch?"

Mit geschlossenen Augen lag Gundula da, aber ihre Züge zeugten davon, daß sie nicht schlief, sondern die Worte des Greises in ihrem Herzen bewegte. „Ihm vergeben?" murmelte sie, „ihm, den ich zehn Jahre lang gehaßt habe mit jedem Schlage meines Herzens? Ihm vergeben, der meinen Guntram erschlug, der mir teurer war als mein eigener Sohn, und der meiner Gunda das Herz brach? Unmöglich, unmöglich — ich kann es nicht."

„Habt Ihr nie von dem gehört," fragte Bruder Eckbert feierlich, „der am Kreuz für seine Mörder betete? Er verlangt von uns, unserem Groll abzusagen und unsere Feinde zu lieben, wie er es getan."

„Er war ein Gott," entgegnete Gundula, „und ich bin nur ein armes Weib."

„Aber er lebte unter uns als ein Mensch, in menschlicher Gestalt und mit menschlichem Gefühl, und er will auch uns zu seiner heiligen Höhe erheben." Er warf sich neben dem Bett auf die Knie, hob seine Hände empor und betete laut um Gnade und Vergebung und um die Kraft, dem Beispiel des Heilandes zu folgen. Der harte, feindselige Ausdruck in dem Gesicht der Alten ließ allmählich nach, Tränen drangen unter den geschlossenen Wimpern hervor. „Gebt mir das Kruzifix!" flüsterte sie, und Gerda legte es in ihre Hände.

„Das hat Guntram geschnitzt," fuhr die Kranke fort, „und manch gutes Wort hat er dabei gesprochen, denn er liebte Gott und Menschen und trug keinem einen Groll nach. O Herr des Himmels, gib auch mir ein mildes Herz — strafe den Sünder nicht zu hart — und wenn er seine Tat wirklich bereut hat — dann will auch ich — ihm vergeben!"

„Amen!" sprach der Klausner aus tiefstem Herzen. „Kommt, Kinder, daß die Ahne euch segne!"

Die beiden knieten neben dem Bett nieder, und die Alte legte die zitternden Hände auf die jungen, tiefgesenkten Häupter. „Der Herr über Himmel und Erde segne und beschütze euch! Möchten seine Engel euch geleiten und vor Unglück bewahren! Haltet euch wacker — vergeßt der alten Gundula nicht, die es treu mit euch meinte.“ Sie sank erschöpft zurück, leise glimmte der schwache Lebensfunke weiter, erst gegen Morgen hauchte sie den letzten Seufzer aus.

Der Einsiedler schaufelte mit eignen Händen ein Grab unter der uralten Eiche mit dem Muttergottesbild; da hinein senkten sie die Tote, über der er die Gebete der Kirche sprach. Weinend hielten die beiden nun völlig verwaisten Kinder einander umschlungen; sie fühlten dunkel, daß auch ihr bisheriges Leben zu Ende sei, und wußten noch nicht, was ihnen die Zukunft bringen würde. Fürs erste kehrten sie in die Hütte zurück, bis Bruder Eckbert weitere Schritte getan haben würde. —

Der Alte saß noch auf dem Steinsitz vor seiner Klause und überlegte alles, was er sagen und tun wollte — denn es war ein seltnes Ereignis, daß er einmal die stille Waldestiefe verließ und sich unter Menschen begab —, als er nicht weit von sich ein Pferd wiehern und gleich darauf kräftige Schritte sich nähern hörte. Einen Augenblick später stand Herr Diether von Buchenbühl vor ihm; er sah bleich und verstört aus, und ein Zug tiefen Leidens erhöhte noch den ernsten Ausdruck seines Gesichts. „Gelobt sei Jesus Christ!“ sagte er mit ehrerbietiger Neigung.

„In Ewigkeit, Amen!“ vollendete der Klausner. „Was führt Euch zu mir, edler Herr? Kann ich Euch dienen?“

„Ich möchte Euch beichten,“ erwiderte der andere, „sind wir hier unbelauscht?“

„Sprecht ohne Scheu, es sieht und hört uns niemand als Gott allein, der allgegenwärtig ist.“

Der Ritter warf sich auf den moosigen Boden und stützte das Haupt in die Hand. „So hört denn meine Geschichte!“ begann er. „Schon früh verlor ich meine Eltern; ein Freund meines Vaters erzog mich. Jeder schmeichelte dem Knaben, der so jung schon Herr großer Güter war; doch ward ich dadurch nicht schlecht, denn meiner Seele schwebte ein leuchtendes Bild von Rittertugend vor, dem ich mit allen Kräften nachtrachtete. Aber ich war ein kecker, übermütiger Geselle, der nicht viel Widerspruch vertragen konnte, und in dem der Zorn leicht aufloderte, wenn einer seinem Recht entgegentrat; auch hatte ich einen hohen Begriff

von der Stellung, die mir, dem Erben eines alten, berühmten Namens, in der Welt gebühre. Bis zu meinem sechzehnten Jahre hatte noch keine ernste Wolke den Himmel meines Lebens getrübt. Da geschah es eines Tages, daß die Knappen meines Vormundes in Streit mit den Begleitern eines reisenden Kaufmannes gerieten. Der Grund war mir herzlich gleichgültig, mich lockte nur der Kampf, der schon in vollem Gange war, als ich dazukam. Als der Krämer mit den Seinen bezwungen war und auf die Burg geführt wurde, gewahrte ich in einiger Entfernung ein Mädchen; in lachendem Übermut ritt ich auf sie zu und sagte ihr, sie sei meine Gefangene. Beim heiligen Kreuz! Ich meinte nichts Böses und wollte ihr kein Leid antun, deshalb empörte es mich um so mehr, daß ein Spielmann, der mir wohlbekannt war, sich mir entgegenstellte und sich zu ihrem Beschützer aufwarf. Seine Worte reizten mich, ich ergriff mein Schwert, um ihm einen Denkzettel zu geben; da stürzte er nieder, zum Tode getroffen, und sein letztes Wort nannte mich einen Mädchenräuber, einen Feigling, der Wehrlose überfalle! Ich jagte davon und sagte niemand etwas von diesem Vorfall; erst mehrere Stunden später schlich ich heimlich zu der Stelle zurück, um nach dem Spielmann zu sehen. Keine Spur von ihm oder dem Mädchen; totenstill war der Wald; aber plötzlich war mir's, als erhielte jeder Baum eine Stimme, als riefe es jeder Vogel mir zu: Fluch dem Feigling, der einen Wehrlosen erschlagen hat! Und wohin ich auch ging, und was ich auch tat, beim Waffenwerk und beim Gebet, immer und überall tönten die schrecklichen Worte in meinen Ohren wider. O Vater, was hab' ich gelitten! Einem frommen Priester beichtete ich meine Sünde, er legte mir schwere Bußen auf, er ließ mich große Summen an Kirchen und Klöster zahlen — was half's? Nach kurzer Frist war es wieder, wie es gewesen war, und meine Seele fand keine Ruhe.

Zu dieser Zeit wünschte mein Oheim, der Ritter von Buchenbühl, mich an Stelle seines verstorbenen Sohnes an Kindes Statt anzunehmen und seinen Namen, der sonst aussterben mußte, auf mich zu übertragen; schwer fiel mir der Entschluß, dem Namen meiner Ahnen zu entsagen, aber ich tat es dennoch, in der Hoffnung, der alten Erinnerung dadurch zu entfliehen und den Flecken von mir zu tilgen. Ich zog in den Kampf gegen die Heiden an der Ostsee, ward zum Ritter geschlagen und mit Auszeichnung überhäuft; man rühmte meinen tapfern Arm, mein kühnes Draufgehen, und es schien, als seien endlich die anklagenden Stimmen verstummt. Da kam ich hierher, und neben dem Glück, das

ich hier fand, erwachte auch der alte Fluch, und auf Schritt und Tritt fühle ich mich unwiderstehlich an die alte Schuld gemahnt. Aus den Augen seines ahnungslosen Sohnes schaut strafend der erschlagene Vater mich an; die letzte Bitte der alten Frau, die mich des Mordes an Tochter und Eidam zeiht, verpflichtet mich, den Enkel vor mir selbst zu schützen. Zeigt mir einen Ausweg aus diesem Irrsal an, ehrwürdiger Vater; sagt mir, was ich tun soll, um meine Sünde zu büßen und frei und erlöst mein Leben weiter zu führen, das mir heute nur wie eine drückende Last erscheint."

„Armer, armer Mann!" sagte der Klausner ergriffen, „seid Ihr der Junker von Maltheim?" Der Ritter nickte nur. „So wisset, daß die alte Gundula in ihrer letzten Stunde dem Mörder ihres Eidams vergab, falls er seine Schuld aufrichtig bereue. Und ich glaube, daß Gott Euch längst vergeben hat, denn er siehet das Herz an und weiß zwischen vorbedachtem Mord und der unglückseligen Verblendung eines heiß bereuten Augenblicks wohl zu unterscheiden. Die beste Buße für Eure Schuld aber ist es, wenn Ihr Euch des verwaisten Knaben annehmt und für ihn Sorge tragt."

„Das will ich!" rief Herr Diether aufspringend und die Hand zum Schwur erhebend; „ich will für ihn sorgen, als wäre er mein leiblicher Bruder. Sagt mir nur, was ich am besten für ihn tun kann."

„Bringt ihn nach Tannenrode in die Klosterschule; Gott hat köstliche Gaben in seine Seele gelegt, die sich dort frei und fröhlich entfalten werden."

„Ins Kloster mit dem frischen Buben?" fragte der Ritter zweifelnd; „gebt ihn mir lieber als Knappen mit; ich will ihn in allem Waffenwerk unterweisen, vielleicht kann er noch einmal die Ritterwürde erwerben."

„Nein, Herr," entgegnete der Klausner entschieden, „dazu ist er nicht geschickt; es ist altes Bauernblut in ihm, das widerstrebt der ritterlichen Zucht. Er soll ja kein Mönch, er soll ein Sänger werden, und wenn er eine tüchtige Erziehung erhält, so wird er vielleicht einst ein helles Licht für sein ganzes Volk sein. Das ist sein eigner heißer Wunsch, für dessen Erfüllung er Euch danken wird sein lebelang."

„Ich will Eurer Weisheit vertrauen," sagte der Ritter nach kurzem Besinnen, „sprecht mit Friedel über Euren Plan, aber zwingt ihm nichts auf, was seiner Natur widerspricht. Ich wünsche aufrichtig, das für ihn zu tun, was ihm heilsam ist und ihm ein glückliches Leben sichert. Zählt allezeit auf mich!"

Der Einsiedler reichte ihm die Hand. „So soll es sein, edler Herr; glaubt mir, der Knabe ist meinem Herzen teuer, und auch ich sorge um ihn wie ein Vater um seinen Sohn.“

Öde und leer stand kurze Zeit darauf die Waldhütte da, die von sämtlichen Bewohnern verlassen war. Gerda hatte freundliche Aufnahme auf der Burg gefunden; Mechthild, die noch immer leidend war, hatte sie sich zu besonderer Pflege und Gesellschaft ausgebeten, und das kleine Mädchen mit dem liebevollen Herzen, den geschickten Händen und dem glücklichen Sinn, der sich leicht in Gegebenes fand, hätte sich in der neuen Umgebung ganz behaglich gefühlt, wäre nur nicht die bitter schmerzliche Trennung von Friedel gewesen. Aber wenn sie bei Tage auch durch mancherlei Beschäftigung in Anspruch genommen und von dem ungeahnten Reichtum um sie her angezogen wurde, so machten sich doch an jedem Abend Entbehrung und Sehnsucht von neuem geltend und preßten ihr heiße Tränen des Kummers aus.

Noch schwerer aber fiel es Friedel, sich in die Beschränkung der Klosterschule zu finden. Viel Mühe hatte Bruder Eckbert gehabt, ihn zu überreden, daß er in diese Entscheidung über sein Schicksal willigte; nur die oft wiederholte Zusicherung, daß er dort nur einige Jahre bleiben solle, um dann ein echter, ganzer Sänger zu werden, machte endlich Eindruck auf ihn. Der Klausner hatte ihn selbst ins Kloster begleitet, um ihn dem Abt zu übergeben und der besonderen Fürsorge des milden Bruders Jakobus, des Musikers, zu empfehlen; als er sich aber verabschieden wollte, da klammerte sich der Knabe fest an seinen Arm und beschwor ihn mit Tränen, ihn wieder mitzunehmen; er wolle mit ihm in der Klause leben und jeden Dienst für ihn tun, auch fleißiger als bisher die schweren Buchstaben lernen — nur hier, zwischen diesen hohen Mauern, unter all den fremden Gestalten in den dunkeln Kutten solle er ihn nicht lassen, hier müsse er vor Angst vergehen. Da hatte der Abt seine Hand ergriffen und mit sanftem, aber festem Tone gesagt: „Hab nur ein wenig Geduld, mein wilder Waldvogel; in kurzem wirst du dich heimisch fühlen in der neuen Welt, wo es jedermann gut mit dir meint. Glaub mir's, das Kloster ist eine gütige Mutter für alle Vater- und Mutterlosen; auch du wirst die milde Hand segnen lernen, die dich liebevoll leiten und vor aller Gefahr beschirmen kann. Aber hüte dich, dich gegen sie aufzulehnen, denn dieselbe Hand kann die Wider-

spenstigen auch strafen mit väterlicher Strenge.“ Da wurde Friedels widerstrebendes Herz von ehrfürchtiger Scheu ergriffen, und wie oft er auch noch, dem gefangenen Tiere des Waldes gleich, an den Stäben des Käfigs zu rütteln suchte: die straffe Zucht des Klosters bezwang ihn, wie sie schon Tausende vor ihm bezwungen hatte.

Selten nur kamen die beiden Kinder zusammen; wenn Gerda am Sonntag mit den andern zur Kirche nach Tannenrode kam, sah sie ihn unter den Chorknaben, welche die Weihrauchfässer schwangen und die heiligen Gesänge erschallen ließen; nachher stand er wohl vor der Tür und begrüßte sie beim Herausgehen; aber es waren immer nur kurze, halb verstohlene Augenblicke, die kein Ausschütten des Herzens erlaubten. Solch ein Wiedersehen machte sie nur noch trauriger, denn es führte ihr immer wieder die große Veränderung vor Augen, die mit Friedel vorgegangen war: die üppigen Locken waren nach geistlichem Brauch kurz verschnitten, die dunkle Kutte denen der Mönche ähnlich, der sonst so helle, lachende Blick ernst und verschleiert. Und dann schämte sie sich fast des guten Lebens, das sie selber führte, und es kam ihr wie ein Unrecht vor, daß sie frei durch Feld und Wald wandeln durfte, während er hinter Mauern trauern mußte!



Elftes Kapitel.

Gott will es!

Ritter Wolfram von Scharfeneck und seine beiden ritterlichen Gäste kamen von ihrem Besuch auf der Wartburg in sehr ernster Stimmung zurück, und die Frauen erhielten auf ihre Fragen nur ziemlich einsilbige Antworten. Sogar Jutta konnte von Herrn Diether nicht viel mehr herausbekommen, als daß viel von einem neuen Kreuzzuge gesprochen worden sei, den Kaiser Friedrich schon vor vielen Jahren, bei seiner Krönung zu Aachen, gelobt und immer noch nicht ausgeführt habe. Diese Kunde erfüllte sie mit einer dunkeln Angst, der sie keine Worte zu geben wagte, die aber dadurch noch erhöht wurde, daß sie die Augen ihrer Mutter häufig rot von heimlichen Tränen fand. Wohl hatte sie mit Begeisterung den Berichten über frühere Züge nach dem Heiligen Lande gelauscht und es sich oft als herrliche Aufgabe eines Ritters ausgemalt, als Streiter Christi auszuziehen und die Ungläubigen zu bekämpfen; jetzt aber stand der Gedanke, daß die, welche ihrem Herzen teuer waren, die gefahrvolle Reise antreten und aus der trauten Heimat für lange Jahre scheiden könnten, wie eine dunkle Wolke über ihr.

Alle Glocken des Klosters Tannenrode luden zur Andacht ein, und doch war es weder Sonntag noch einer der vielen Feiertage. Von allen Seiten zogen Ritter und edle Herren heran, auch das Landvolk strömte herzu, denn es hieß, ein Gesandter aus Rom sei gekommen, um an Vornehme und Geringe eine Botschaft des Heiligen Vaters auszurichten. Von Scharfeneck her kamen die Ritter, denen sich Frau Hildgunde und Jutta angeschlossen hatten. Die Kirche war gedrängt voll, der Abt selbst hielt das Hochamt; dann betrat ein noch junger Bruder vom neugegründeten Orden der Franziskaner in grober, härener Kutte, die nur mit einem Strick gegürtet war, die Stufen des Altars. Er schilderte der Versammlung mit beredten Worten die traurigen Zustände im Heiligen Lande, wo die Christen zu schwach geworden wären, sich der

Moslemin zu erwehren, wo die teuersten Stätten der Christenheit, die heilige Grabeskirche zu Jerusalem, Bethlehem und Golgatha, im Besitz der Ungläubigen seien.

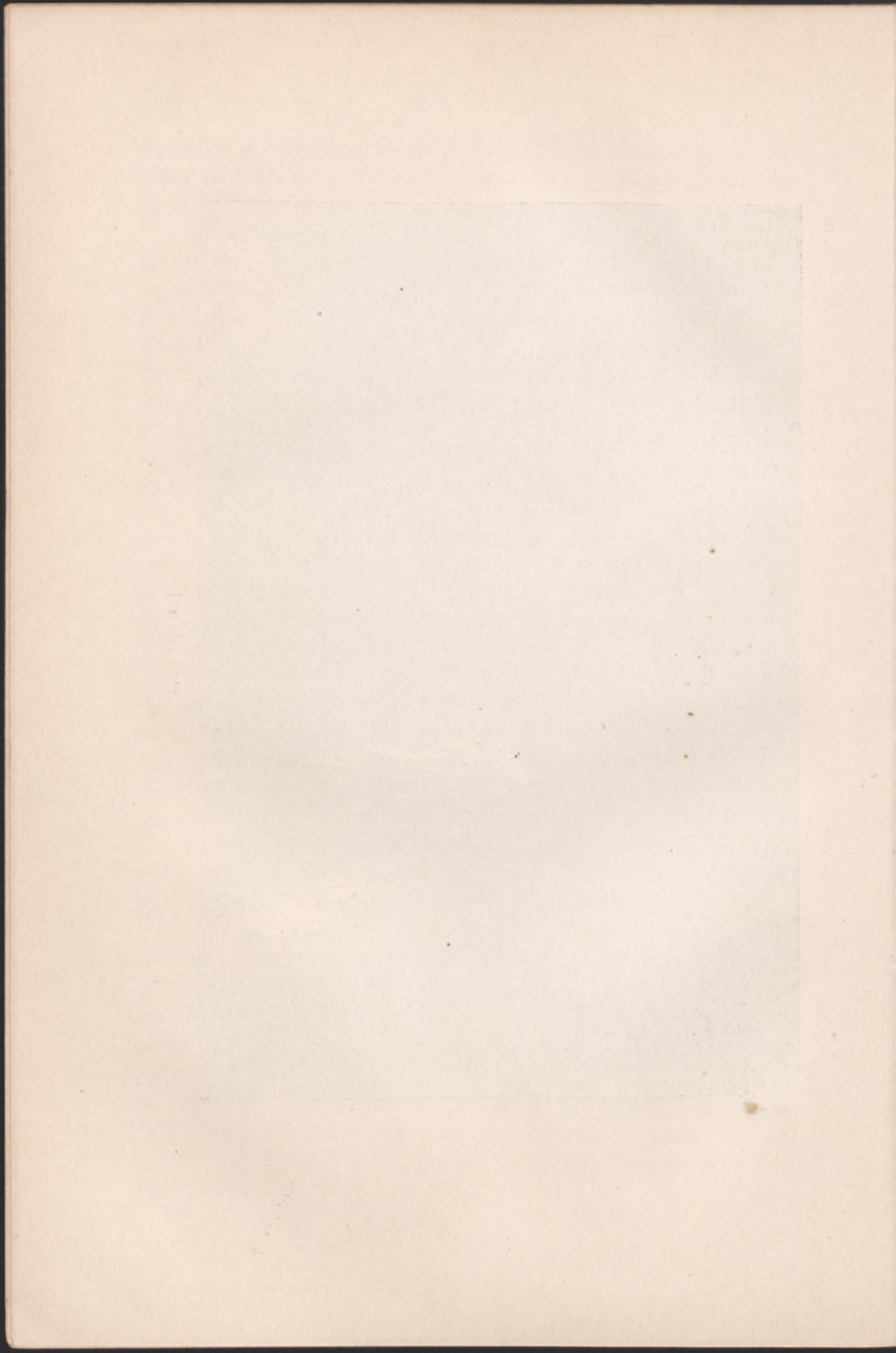
„Seht,“ rief er, „wie sich tausend Hände im Orient ausstrecken, um den Beistand, die tatkräftige Hilfe des Abendlandes anzurufen; willst du, deutsches Volk, das von dem Herrn so hoch erhoben ist, allein ferne stehn und den Ruhm, die Ehre und das Eigentum des Erlösers zu verteidigen, den Welschen und Galliern überlassen? Schon rüsten sich England und Frankreich, die geweihte Erde den Heiden zu entreißen; von allen Seiten ziehen sie heran — und ihr wollt müßig und träge daheim bleiben? O sprecht nicht: Was geht uns das fremde Land an? — Ist denn die Stätte, wo euer Heiland lebte und litt und euch im blutigen Tode die ewige Heimat erwarb, euch ein fremdes Land? Ist jener Boden, auf dem Maria, die Mutter der Gnaden, euer aller trostreiche Mutter, wandelte, nicht auch euer Vaterland? Darum auf, Ritter und Edle, zieht die Schwerter aus der Scheide, eilt in den Kampf unter dem Banner des höchsten Himmelsherrn! Auf, ihr Bauern, laßt Pflug und Sense liegen und weiht euch einem höheren Dienste! Der Heilige Vater bietet jedem, der das Kreuz nimmt, Vergebung seiner Sünden und einen Platz im Himmelreich, den Frauen und Kindern aber, die er zurückläßt, den mächtigen Schutz der Kirche für zwei volle Jahre. Darum zögert nicht, versäumt nicht euer irdisches und ewiges Heil, macht euch bereit, um Christi willen zu verlassen Weib und Kind, Haus und Hof, Gut und Eigentum, denn so wahr ich hier vor euch stehe; Gott will es!“

Die feurige Rede des Franziskaners schlug zündend in die Menge ein; jedes Ohr hing an seinen Lippen; Stöhnen und Seufzen begleiteten seine Worte, und als er schloß, da brauste ein gewaltiger Ruf bis zum Gewölbe der Kirche hinauf: Gott will es, Gott will es Und alsbald begann ein Drängen nach dem Altar; Ritter und Bauern, Männer und Jünglinge traten vor, knieten nieder und ließen sich das Kreuz anheften. Zitternd folgten die Frauen dem Vorgang; jetzt drückte Frau Hildgunde krampfhaft die Hand der Tochter, als Ritter Wolfram das heilige Zeichen empfing, und gleich darauf verbarg Jutta das Antlitz an der Brust der Mutter, denn auch Herr Diether von Buchenbühl kniete vor dem Altar. „Auch er, auch er!“ schluchzte sie leise, „o, es hat mir geahnt, daß dieses Glück nur von kurzer Dauer sei!“

(S. 100.)



Gott will es!



In dumpfem Schweigen kehrten die Scharfenecker nach Hause zurück; mühsam bekämpften die Frauen ihren Kummer, auch die Männer waren ernst und still. Erst als Frau Hildgunde mit dem Gatten allein war, ließ sie ihrem Jammer freien Lauf. „O, mein lieber Herr,“ rief sie weinend, „wie soll ich es ertragen, daß Ihr mich und die Kinder auf lange Zeit verlassen wollt? Und was soll aus einem Häuflein unbeschützter Frauen werden in dieser Zeit, wo nur der Starke die Macht hat und das Recht des Schwächeren mit Füßen tritt? Kann das in Wahrheit Gottes Wille sein, daß Tausende von Familien zerstört, die heiligsten Bande zerrissen werden? Warum sendet der Heilige Vater nicht die Scharen von Mönchen und Geistlichen aus, die weder Weib noch Kind haben?“

„Um aller Heiligen willen, Weib, lästere nicht!“ rief Herr Wolfram, „willst du Gottes Willen besser kennen als der Papst, der doch sein Stellvertreter auf Erden ist? Ein Ritter darf sich nicht träge verliegen, und wenn es daheim keinen Grund gibt, sein Schwert zu ziehen, so mag er in der Fremde für eine heilige Sache kämpfen und sich den Himmel erstreiten. — Doch nun laß uns ruhig überlegen, Hildgunde, wie wir alles am besten für die Zeit meiner Abwesenheit einrichten, damit es euch hier an nichts fehle. Ich lasse dir den alten Klaus und sechs standhafte Knappen zurück, um euch zu schützen; doch meine ich, es wird dir lieb sein, einen geistlichen Beistand in der Nähe zu haben. Ich habe an Bruder Eckbert, den Klausner, gedacht.“

„Ich hörte ihn immer als einen heiligen Mann rühmen,“ erwiderte die Frau, „und ich könnte herzliches Vertrauen zu ihm fassen, aber glaubst du, daß er seine Einsiedelei aufgeben und wieder unter Menschen gehen würde?“

„Ich hoffe es, denn er ist alt, und der rauhe Winter in der dürftigen Klause muß ihm beschwerlich fallen. Noch eine wichtige Sache: unsern Wolf werde ich zum Grafen von Henneberg bringen, damit er ihn in seine Zucht nehme; er hat es mir längst versprochen.“

„Nein, nein,“ rief Frau Hildgunde leidenschaftlich, „das wirst du mir nicht antun! Soll ich zugleich meinen Gatten und meinen süßen Knaben verlieren? Ich ertrüge es nicht! Bis zum vollendeten siebenten Jahre gehört der Sohn seiner Mutter, und ich will mir dies heilige Recht nicht entreißen lassen; ich will es wahren gegen jedermann, selbst gegen dich!“

„Gemach, gemach, liebes Weib“, sagte Herr Wolfram, erschreckt durch die ungewohnte Heftigkeit der sonst so ruhigen und gefügigen Frau. „Ich will dir kein Unrecht antun, sondern nur meine Pflicht an dem Knaben erfüllen, dem einzigen Träger meines alten Namens. Doch will ich deinem Wunsche nachgeben und den Grafen bitten, ihn selbst gegen Ausgang des Winters von hier abzuholen; du kannst dich also noch mehrere Monate an deinem Sohn erfreuen. Sei tapfer, Hildgunde,“ fügte er in herzlichem Ton hinzu, indem er liebevoll den Arm um sie schlang und ihre gesenkte Stirn küßte, „eines Ritters Weib darf nicht zagen, und der Gottesstreiter muß starke Herzen hinter sich lassen, die für ihn beten und auf seinen Sieg vertrauen.“

Sie lehnte den Kopf an seine Brust und drückte seine Hand an ihr Herz. „Du hast recht, Wolfram,“ sagte sie dann fest und schaute ihm mutig ins Angesicht, „ich will nicht klagen und feige sein. Ziehe hin und streite mannhaft für Gott und die heilige Kirche, ohne Sorge um die, welche du daheim lässest. Mir aber werden die Heiligen beistehen, hier deine Stelle zu vertreten und dir das Deine zu behüten. So Gott will, sehen wir uns alle in Glück und Freude wieder.“

Die Ritter von Buchenbühl brachen zuerst auf, mußte doch Diether daheim für sich und die Seinen die Ausrüstung zur Kreuzfahrt beschaffen, um, wie verabredet, im Juli mit Herrn Wolfram in Augsburg zusammenzutreffen. Ehe sie Abschied nahmen, traf der junge Ritter Jutta im Gärtchen am Burgwall; sie hatte sich dorthin geflüchtet, um allein zu sein, denn das Herz schien ihr vor Kummer schier zu springen. „Ihr flieht unsere Gesellschaft, edles Fräulein,“ hob er an, „und doch möchte ich so gern einen Abschiedsgruß aus Euerm Munde hören und einen Segenswunsch auf die weite Reise mitnehmen.“

„Mögen Gott und alle Heiligen Euch geleiten, Herr Ritter,“ erwiderte sie mit gesenktem Blick; „vergeßt auch derer nicht, die daheim für Euch beten.“

„Ich ihrer vergessen?“ rief er feurig, „seht, Fräulein Jutta, hier ist der Talisman, der mich jederzeit an die schönsten Tage meines Lebens erinnern wird.“ Er zog ein blaues Band, das er beim Turnier getragen, aus der Brust. „Solange ich das bei mir habe, mahnt es mich im Wachen und im Träumen an die holdselige Königin Minne, und solange ich lebe, soll kein Feind und kein Freund mir den Schatz entreißen. Und wollt auch Ihr mir gestatten, Euch ein kleines Zeichen zu hinter-

lassen, das Euch zuweilen an den Ritter des Frühlings erinnert?“ Er zog eine feine, goldene Kette hervor, an der ein Goldplättchen hing, darin waren fünf blaue Steine so kunstreich eingelegt, daß sie eine Blume bildeten. „Es ist ein Schmuckstück meiner seligen Mutter,“ sagte er weich, „auf ihrem Sterbebette gab sie es mir und hieß mich es in Ehren halten und ihrer dabei gedenken, denn das Blümlein riefe immer: Vergiß mein nicht! Ich habe es nie, nie von mir gelassen; wollt Ihr es jetzt in Eure Hut nehmen, Jutta, und Euch auch zuweilen von dem Blümchen zurufen lassen: Vergiß mein nicht?“

„Habt Dank, Herr Ritter,“ flüsterte sie unter Tränen, „ich will es treu bewahren und mir sein Sprüchlein fleißig vorsagen lassen.“ Sie verbarg das Kleinod an ihrer Brust, drückte ihm flüchtig die Hand und entfloh. Erst im Augenblick des Aufbruchs, unter allen übrigen, sah er sie wieder; aber lange noch wehte ihr weißes Tuch vom Söller ihm nach, bis eine Biegung des Weges ihm den Anblick der Burg entzog.

Die nächsten Wochen vergingen den Frauen auf Scharfeneck in eifriger Tätigkeit, denn es war fürwahr keine kleine Aufgabe, zehn Männer mit neuer Gewandung zu versehen; vom Morgen bis zum Abend klapperten die Scheren, flogen die Nadeln in fleißigen Fingern auf und ab. Stiller als sonst ging es dabei zu; Jutta, die früher immer bereit gewesen war, ein Lied anzustimmen oder irgendein Scherzwort in die eintönige Arbeit einzuflechten, saß stumm und trübe da, und manch heimliches Tränlein fiel auf ihrer Hände Werk hinab. Auch unter den Mägden dachte manche kummervoll an die Trennung von diesem und jenem Knappen, der ihr freundlich geholfen hatte, den schweren Eimer aus dem tiefen Ziehbrunnen herauf zu heben oder Holz zu spalten und andere schwere Arbeit mit heiterm Wort zu erleichtern. Nur Mechthild war voll glühender Begeisterung für die Kreuzfahrt; sie bat es sich als besondere Gunst aus, jedes Stück mit dem heiligen Zeichen zu schmücken, und stickte mit kunstfertiger Hand ein riesiges Kreuz in die weiße Heerfahne des Vaters. Oftmals stimmte sie das Lied an, das aus den Zeiten des Kaisers Barbarossa stammte und also lautete:

„Auf, ruft es mit Posaunenschallen
Von Syria bis Thuleland,
Auf, Palästina ist gefallen,
Jerusalem in Heidenhand!

Geschändet sind die heil'gen Stätten,
Der Roßschweif auf dem Ölberg wallt,
Der fromme Pilger geht in Ketten,
Die Kirche Gottes trägt Gewalt.

Ihr Ritter, eitle Schlachtenschläger
Um ird'schen Tand und Torenstreich,
Auf, hier ist Christus Bannerträger,
Und Siegespreis das Himmelreich!

Und wer im heil'gen Land der Palmen
Den schönsten Siegestod gewann,
Den tragen unter Siegespsalmen
Die Engel Gottes himmelan."

(Felix Dahn.)

Der Tag der Abreise war herangekommen; im Burghofe hielten die Begleiter Herrn Wolframs in voller Ausrüstung, drei Ritter und sechs Knappen, dazu noch vier ledige Pferde und einige Wagen, die mit Futter und Lebensmitteln beladen waren und den Zug so weit begleiten sollten, wie die Vorräte reichten. Oben in der Kemenate nahm der Ritter von den Seinen Abschied; sein Weib hing schluchzend an seinem Halse, als könnte sie ihn nicht von sich lassen; weinend drängten sich die Töchter an den Vater. Nur der kleine Wolf teilte den allgemeinen Kummer nicht, er hatte des Vaters Helm aufgestülpt, sein kleines hölzernes Schwert gezogen und stolzierte damit umher, indem er beständig rief: „Auf, in den Krieg zur Ehre Gottes! Weicht, ihr elenden Muselmänner, vor dem Streiter des heiligen Kreuzes! — Nehmt mich mit Euch, Herr Vater", bat er, als ihn der Ritter zärtlich in seine Arme schloß. „Klaus hat mich schon fechten gelehrt, und ich will Euer Knappe sein."

„Du mußt daheim bleiben, Wolf, um deine Mutter und deine Schwestern gegen alle Feinde zu verteidigen; du bist der einzige Mann in der Familie, halte dich brav, bis ich wiederkomme!"

„Das will ich!" rief der Knabe mit glänzenden Augen, „seid ohne Sorge, Herr Vater! Wenn einer es nur wagen wollte, die Burg zu betreten, so will ich ihn mit meinem Schwerte niederschlagen, ich, der Junker von Scharfeneck!"

Zum letzten Male winkte der Ritter den Seinen, die ihm vom Söller aus nachschauten; der Herold stieß ins Horn, und der Zug setzte sich in Bewegung. Auf der Zugbrücke stand Klaus mit Bruder Eckbert. „Fahrt

wohl, edler Herr," sagte Klaus, dem eine heftige Bewegung durch das runzlige Antlitz zuckte, „möge Euch Sankt Georg in seinen besonderen Schutz nehmen und Euch sicher geleiten! Gebe Gott, daß diese alten Augen Euch noch einmal begrüßen dürfen!"

Der Ritter reichte dem wackeren Diener die Hand. „Eurer erprobten Treue empfehle ich Weib und Kind, mein alter Klaus, sorgt für sie und bewahrt meinem Knaben sein väterliches Erbe, wenn — ich nicht heimkehren sollte." Er sprengte vorwärts, um die Rührung zu bemeistern, die sich seiner bemächtigte. Bruder Eckbert erhob seine Hände: „Der Herr segne Euern Ausgang und Euern Eingang," rief er, „zieht aus zum heiligen Kampfe, und möchte er zu einem glücklicheren Ende führen als der des großen Kaisers Friedrich Rotbart!"

So zogen sie von dannen; vom Söller und vom Burgwall herab wehten ihnen die Tücher der Frauen nach, denn auch Frau Wendelmuth und die Mägde wollten die Scheidenden noch einmal sehen. Aber bald waren jene im Walde verschwunden, und nur vereinzelte Töne des Heerhorns trug der Wind noch an das lauschende Ohr der vereinsamten Burgbewohner.



Zwölftes Kapitel.

Singen und Sagen.

Stille war es auf Scharfeneck, und in eintönigem Gleichmaß zogen Tage, Wochen und Monate an den einsamen Frauen vorüber. Ein großer Trost war die Nähe Bruder Eckberts, der ihnen mit seiner reichen Erfahrung und milden Ruhe gerade das gewährte, was sie am meisten bedurften. Er hatte sich nur schwer entschlossen, der Bitte des Ritters zu folgen; aber als er bedachte, daß ihm die Beschwerden des letzten Winters saurer erschienen waren als je zuvor, daß seine Kräfte langsam abnähmen und sein großes Werk, die Lebensbeschreibung seines geliebten Kaisers, noch unvollendet sei, da hatte er nachgegeben, denn seine ganze Seele hing an seiner Arbeit, und ihr vor allem brachte er das Opfer, sein stilles Waldasyl zu verlassen. Dicht an der Kapelle hatte er sich ein bescheidenes Zellchen eingerichtet, nicht viel behaglicher als seine Klause, aber doch vor Sturm und Unwetter geschützt. Da saß er täglich viele Stunden vor seinem Pergament, war aber immer bereit, die Traurigen zu trösten, den Zagenden Mut einzusprechen und für die Abwesenden zu beten.

Unter allen Bewohnern der Burg fühlte sich in dieser Zeit keine so zufrieden wie Mechthild. Vor ihrer Seele stand sonnenklar die Gewißheit, daß der geliebte Vater etwas Großes für das Wohl der heiligen Kirche und das Heil der eigenen Seele täte, und kein persönliches Schmerzgefühl konnte ihr dieses triumphierende Bewußtsein trüben. Auch war ihr heißer Wunsch erfüllt, an dem Altar der kleinen Burgkapelle täglich Opfer der Anbetung dargebracht zu sehen, und mit inniger Verehrung schloß sie sich an Bruder Eckbert an. In Gerda aber fand sie das teilnehmende Herz, nach dem sie sich stets gesehnt hatte; ihr konnte sie von allem sprechen, was ihr Gemüt bewegte, vom Klosterleben und der schwärmerischen Hingabe an einzelne Heilige, die sie sich zu Schutzpatronen ihres Lebens erwählt hatte. Wenn das Waldkind ihr auch nicht auf

die Höhe ihrer Begeisterung folgen konnte, so lauschte es doch in andächtigem Schweigen und sah so bewundernd zu Mechthild empor, als trüge diese selbst schon den Glorienschein der Heiligen um das junge Haupt.

Auch die beiden Kinder hatten sich mit Zärtlichkeit an Gerda angeschlossen, die so kindlich froh mit ihnen verkehrte, und oft zogen während der schönen Sommertage diese vier in Begleitung des treuen Knappen Ludolf und einer Magd hinaus in den Wald: die kleine Hilda in einem Wägelchen, Mechthild und Wolf zu Pferde, während Gerda an der Seite ihrer jungen Herrin ging und sie sorgfältig vor jedem Stoß zu bewahren suchte. Dann wurde an der schönsten Stelle ein Lager von schwellendem Moos für das Fräulein bereitet, das die Blumen, welche die anderen pflückten, zu Kränzen wand; die Kinder tummelten sich fröhlich umher, und wenn sie müde wurden, setzten sie sich neben die Schwester und baten: „Gerda, sing uns ein Lied, oder erzähle uns eine Geschichte.“ Und Gerda wurde des Singens und Sagens nicht müde; denn die Lieder stammten fast alle von Friedel, die Märchen von der Großmutter, und so bildeten sie ein Band zwischem ihrem früheren und ihrem jetzigen Leben.

„Sage, Gerda, wo bleiben die Tiere des Waldes, wenn sie alt werden?“ fragte einmal Wolf, indem er sich, müde von der vergeblichen Jagd auf ein flinkes Eichhörnchen, zu ihren Füßen niederwarf; „Ludolf sagt, nicht die Hälfte von ihnen würde die Beute des Jägers, und doch fände man nie ein totes Wild im Walde.“

„Das kommt daher, weil sie auf ihren Kirchhof gehen, wenn sie sich alt fühlen; dort sterben sie und werden sogleich begraben.“

„Auf ihren Kirchhof? Wo ist der, und wer begräbt sie dort?“

„Tief im Walde,“ erzählte Gerda, „wohin noch nie ein Menschenfuß gedrungen ist, liegt ein stiller Platz, ringsum von hohen Dornenhecken umgeben, die auch dem kühnsten Auge den Einblick verwehren. Dort stehen die herrlichsten alten Bäume und verbreiten lieblichen Schatten; dort rauschen die klarsten Quellen, an deren Rande Tausende von duftigen Blumen und würzigen Kräutern stehen, und darüber singen die Vögel ihre süßesten Lieder. Jedes Tier, das im Walde lebt, kennt den verborgenen Friedhof: wenn die Zähne des braunen Bären stumpf und die Augen des Wolfes trübe werden; wenn der Hirsch seine schlanken Läufe zittern fühlt und der Hase müde wird, oder die Flügel des Habichts ihn nicht mehr aufwärts tragen wollen, dann suchen sie das geheime Pfört-

chen in der Dornenhecke und kehren ein in die Stätte des Friedens. Denn hier hört alle Feindschaft auf; ruhig äst das Reh neben dem Wolf, gurrt die Taube neben dem Weih, spielt das Eichhörnchen um die Tatze des Bären, keins tut dem andern ein Leid an, alles ist Eintracht und Liebe. Wenn aber ein Tier stirbt, so graben die andern eine Grube, senken es hinein und bedecken es mit Erde, und darüber blühen die Blumen um so schöner und üppiger, und die kleinen Vögel singen ihm das Totenlied."

„Das ist schön," sagte Mechthild sinnend, „ein liebliches Vorbild des Himmelsgartens, wo wir uns zu den Füßen des Herrn in ungetrübtem Frieden zusammenfinden werden aus aller Welt Enden. Aber um wieviel herrlicher wird es dort sein, wo kein Tod mehr ist und der Himmel widerhallt von den Chören der Heiligen und der seligen Engel!"

„Komm, Gerda," rief Wolf aufspringend, „wir wollen hingehen und den Friedhof suchen; vielleicht ist in der Hecke ein winzig kleines Gucklöchelchen, durch das wir hineinlugen können, ich möchte gar zu gern sehen, wie es drinnen aussieht."

„Das Suchen würde nichts helfen, Junker Wolf, denn die Zwerge hüten alle Zugänge und würden uns arg in die Irre führen."

„Die Zwerge — gibt es denn hier welche?"

„Ei freilich! Der ganze Wald ist von ihren unterirdischen Gängen durchzogen, und Großmutter hat mir oft die Stellen gezeigt, wo sie bei nächtlicher Weile auftauchen oder im Morgentau ans Licht treten. Sie warnte mich, dort zu verweilen, damit ich nicht unvermutet einen der kleinen Leute sähe."

„Warum nicht? Sind sie böse?"

„O nein, aber sie lieben es nicht, belauscht zu werden, und können gegen den unberufenen Eindringling in schlimmen Zorn geraten. Läßt man sie aber gewähren, so sind sie hilfreich und gut, und schon mancher arme Mann, der abends mit Tränen zu Bette ging und nicht aus noch ein wußte, hat am andern Morgen einen Schatz gefunden, der seiner Not ein Ende machte. Aber auch große Herren haben den Beistand der Zwerge nicht verschmäht, und sogar Könige ließen sich von ihnen helfen."

Alle lauschten aufmerksam Gerda Worten, auch Ludolf und die Magd waren ganz nahe herangetreten. Nur Hilda war in ihrem Wägelchen eingeschlafen; als die Erzählerin schwieg, schlug sie die blauen Augen auf, streckte die Ärmchen aus und rief: „Gerda soll singen." Willfährig erhob das Mädchen die klare Stimme und sang in kosendem Ton:

„Im Rosengarten Zwergkönig sitzt —
Die Rosen blühen viel holde.
Sein Schwert blinkt hell, seine Krone blitzt,
Sein Panzer funkelt von Golde.
Er lugt nach den Bergen, er lauscht auf den Wind,
Der sagt ihm, wo artige Kindlein sind.
Luarin!
Luarin legt Bein auf Bein und denkt,
Was er den Kindern im Schlafe schenkt.
Luarin! Luarin!

Es weht von den Bergen wie Rosenduft —
Schlaf ein, lieb Kind, in der Wiegen —
Gezogen, geflogen kommt durch die Luft
Zwergkönig und sieht dich liegen.
Er wirft dir zwei knospende Rosen hin,
Die heißen Gesundheit und froher Sinn.
Luarin!
Luarin, o komme nur spät und früh,
Daß unser Kind wie ein Röslein blüh!
Luarin! Luarin!“

(Aus Wolffs Tannhäuser.)

Aber während die jüngeren Kinder die Sehnsucht nach dem abwesenden Vater leicht vergaßen und sich in ihren Freuden durch keine Sorge stören ließen, hing über Jutta eine Wolke von Kummer und Schwermut. Nie nahm sie an diesen Ausflügen teil; ihr Pferd stand müßig im Stall, und sie verweilte am liebsten im Burggärtchen, wo sie träumend über die Mauer schaute und den geschlungenen Weg verfolgte, der sich bald im Waldesdickicht verlor, oder sie sah vom Söller hinaus über das weite Land und ließ ihre Gedanken in noch weitere Fernen schweifen. So stand sie auch einmal da, ließ ihre Finger über die Laute gleiten und fing endlich an, mit halblauter, tränenumflorter Stimme also zu singen:

„Fliege, mein Falke, fliege von dannen
Über Länder und Meere hin.
Ach, ich kann die Gedanken nicht bannen,
Zu ihm folgt dir mein sehnender Sinn.
Hast du ihn funden,
Grüß ihn all Stunden.
Sag ihm, ich denke sein,
Frag, ob er denke mein.
Fliege, mein flüchtiger Falke.

Aber nicht dauernd darfst du dort weilen,
Kurz nur rasten vom raschen Flug.
Stracks wieder Strecken und Ströme durcheilen
Sollst du, mein Tierlein, getreulich und klug.
Sag, wenn du landest,
Wie du ihn fandest,
Ob er noch mein gedenkt,
Heimwärts die Blicke lenkt.
Künd mir's, mein kundiger Falke."

Sie schrak zusammen, als sich eine Hand auf ihre Schulter legte und Frau Hildgunde fragte: „Wem gilt deine Sehnsucht, Jutta? Ist es dein Vater, dem du solche Botschaft sendest?"

„Nein, Mutter," entgegnete sie mit gesenkten Augen, „ich dachte an einen andern."

„Und gab dir der andere ein Recht, ihm mit so treuem Gedenken zu folgen?"

Jutta richtete sich stolz empor. „Ja, Mutter", sagte sie und nestelte von ihrem Halse das Kettchen los, das sie bisher vor jedem Blick tief verborgen hatte. „Dies gab er mir zum Unterpfand seines Gedenkens."

„Und du?"

„Ich gab ihm nichts zurück; doch bewahrt er von mir das blaue Band, das er beim Turnier getragen."

„Also doch!" sagte Frau Hildgunde und wollte eine strenge Miene annehmen; aber plötzlich schmolz der Ausdruck ihrer Züge, und ihre Augen schimmerten feucht. „Armes Kind!" sagte sie weich und streckte ihr beide Hände entgegen, „ich dachte dich vor Leid zu bewahren, aber es war zu spät. Laß uns zusammen weinen und beten für die, welche uns die liebsten sind."

Da warf sich Jutta in die offnen Arme und weinte ihren Kummer am treuen Mutterherzen aus, und von Stund an gab es nichts mehr, was Mutter und Tochter nicht in vollem Vertrauen miteinander geteilt hätten.



Dreizehntes Kapitel.

Winterliches Stilleben.

Sommer und Herbst waren entflohen; früher als sonst breitete der Winter sein schneeweißes Leichentuch über Berge und Täler aus. Nur einmal hatten die Frauen auf Scharfeneck Kunde von den Kreuzfahrern erhalten, als im Spätherbst die Wagen zurückkehrten, die Herrn Wolfram bis an den Fuß der Alpen begleitet hatten. Die Knechte berichteten, daß bis dahin alles gut gegangen und Herr Diether von Buchenbühl in Augsburg mit ansehnlichem Gefolge zu ihrem Herrn gestoßen sei; auch andere kleine Züge von Rittern und Reisigen hätten sich den beiden Führern unterwegs angeschlossen, und so wären sie als ein stattlicher Heerhaufen über die Alpen gezogen. Die Ritter sandten Grüße und Bestellungen, aber es waren alles nur mündliche Botschaften, denn die Kunst des Schreibens war bei den Männern der damaligen Zeit sehr wenig verbreitet, und vergebens hoffte Jutta auf irgendein Wort, das ihr persönlich gegolten hätte.

Nun spann sich das Leben in endlosem Gleichmaß ab; ein Tag glich genau dem anderen, und nur die Witterung brachte kleine Veränderungen, die wenigstens von denen empfunden wurden, die sich nicht ganz auf die Mauern der Burg beschränkten. Oft stieg Mechthild, die jetzt völlig hergestellt war, mit Gerda hinab ins Tal, wo in einem Häuflein kümmerlicher Hütten die hörigen Leute wohnten, die in hartem Frondienst die Scharfenecker Felder bestellen und das Vieh hüten mußten. Der Winter brachte diesen armen Menschen viele Plagen, Krankheit und Entbehrung, und wenn Frau Hildgunde auch mit gütiger Hand manchem hungernden Kinde eine Mahlzeit reichte oder seine Blöße deckte, so dachte doch selten jemand an die Alten und Hilflosen, die an ihr elendes Lager gefesselt waren und nicht für sich selbst bitten konnten. Wenn Weg und Wetter es nur irgend erlaubten, traten die beiden Mädchen ihre Samaritergänge an, und wo sie in einer Hütte einkehrten, da war es, als fiele vom

Himmel ein freundlicher Strahl in die Dürftigkeit und das Leiden der Bewohner. Mechthild mit ihrer sanften Miene, mit den frommen Worten des Trostes auf den Lippen, wurde wie ein Engel verehrt, während Gerda mit ihrem sonnigen Antlitz, mit dem fröhlichen Lachen oder den schnell bereiten Tränen des Mitleids immer einen Hauch von Frische und Heiterkeit mitbrachte, der die Alten erquickte und die Kinder glücklich machte.

Eines Tages gingen die Mädchen aus, um eine alte, kranke Frau zu besuchen, die ganz am Ende des Dörfchens wohnte. Als Mechthild eben die Tür öffnen wollte, hörte sie innen Harfenspiel und gleich darauf eine wohlklingende männliche Stimme, so daß sie überrascht und lauschend stehen blieb.

„Wer mag hier bei Mutter Grete so lieblich singen?“ fragte sie voll Staunen, indem sie geräuschlos die Tür aufklinkte und eintrat. Auf der niedrigen Bank am Herde saß ein Fremder, der sich bei ihrem Anblick langsam erhob. Eine seltsame Erscheinung! Man konnte schwer sagen, ob es ein Greis oder ein Mann in der Blüte seiner Jahre sei: die Gestalt war hoch und kräftig gebaut, aber gebeugt, wie unter dem Druck einer schweren Last; der volle Bart war von hellem Braun, das Haupthaar aber schneeweiß, und über den Kopf hin lief eine breite, rote Narbe bis auf die Stirn. In den wohlgeformten Zügen lag eine unendliche Traurigkeit, und die Augen blickten halb erloschen drein, als fänden sie nichts mehr in der Welt, was des Schauens wert gewesen wäre. „Woher kommt Ihr, fremder Mann?“ fragte das Fräulein teilnehmend, „und was führt Euch bei dieser rauhen Winterszeit in diese armselige Hütte? Habt Ihr Freunde hier, die Ihr aufsuchen wollt?“

Er schüttelte trübe den Kopf. „Nein, ich habe keinen Freund mehr in der Welt, ich suche die Heimat, Weib und Kind, aber sie sind alle dahin, dahin! Und wie ich auch wandre und suche, ich finde sie nimmermehr!“

„So sucht sie im Himmel, guter Mann, dort findet Ihr sie sicher wieder, wenn sie nicht mehr auf Erden weilen. Es geht keine Menschenseele verloren, die einmal in die Hände Gottes und seiner guten Engel befohlen ward.“

Er nickte fast unmerklich: „Vielleicht sind sie dort — mein liebes Weib mag wohl in seligem Frieden ruhen, sie war zart und fein — aber der Knabe war stark und frisch, warum sollte er nicht leben und blühen im sonnigen Licht? O warum verließ ich sie und zog in die Welt hinaus? Grausame Alte, du hast mich hart gestraft!“

Er sagte das alles halb vor sich hin, als spräche er mehr mit den Flammen, die auf dem Herde loderten, als mit den Menschen, die um ihn waren. Die beiden Mädchen waren wunderbar ergriffen von dem tiefen Schmerze, der aus jedem Blick und jedem Worte sprach.

„Fasset Mut, Fremdling,“ sagte Mechthild sanft, „und laßt die Hoffnung nicht fahren, vielleicht geleiten Euch die Heiligen auf die richtige Spur. Aber hier ist kein Platz für Euch, kommt auf die Burg meiner Eltern; Frau Hildgunde von Scharfeneck wird Euch gern ein Unterkommen gewähren, und vielleicht kann Euch Vater Eckbert oder der alte Klaus einen guten Rat geben. Gern hörte ich mehr von Euern Liedern, sicher singt Ihr noch viele zum Klang der Harfe.“

„Einst,“ erwiderte er traurig, „einst, als ich jung und glücklich war, da quoll das Herz mir über, und ungesucht drängten sich die Worte auf die Lippen. Aber das ist lange her — ich kann die Jahre nicht zählen — eine dichte, dunkle Wolke liegt dazwischen, ich kann es nicht ergründen, was sie barg; war es ein Blitz vom Himmel, war es ein Schlag von Menschenhand? — Einst sang ich frohe Lieder — dann war ich lange stumm — jetzt kann ich nur traurige Weisen erdenken, denn meine Brust ist wund, und mein Herz blutet vor Jammer und Sehnsucht.“

„Wie heißt Ihr?“ fragte Mechthild, während Gerda nur schweigend auf den Fremden schaute und seinen Worten fast andächtig lauschte.

„Die Brüder nannten mich Renatus, den Wiedererstandenen; sie hielten mich wohl schon für einen Toten und waren erstaunt, als ich endlich doch wieder zum Leben erwachte. Es hält schwer, ein Menschenleben auszutilgen — deshalb meine ich auch, Weib und Kind könnten doch noch leben — darum weiter, immer weiter und treu gesucht, bis ich sie finde oder ihr Grab.“

Er wollte aufstehen, fiel aber auf seinen Sitz zurück. „Ich bin müde,“ klagte er, „und mich hungert — der Leib ist schwach geworden, er gehorcht der Seele nicht mehr.“ Gerda griff schnell in das Körbchen, das sie am Arme trug, und legte Brot und Fleisch vor ihn hin, das für die Kranke bestimmt gewesen war. „Habe Dank, gutes Kind“, sagte er mit wehmütiger Freundlichkeit und legte die schmale Hand auf ihr blondes Haar. „Du mahnst mich an die Verlorene — mit so klaren, blauen Augen sah sie mich an, die ich suche; weißt du von ihr?“

„Ich kenne Euch und die Euern nicht, guter Mann," erwiderte sie in herzlichem Ton, „möchten Gottes Engel sie Euch zuführen und Euch wieder froh machen!"

„Lebt einstweilen wohl," sagte Mechthild, „auf der Burg sehe ich Euch wieder." Er neigte das Haupt mit ehrerbietigem Gruß. „Ich danke Euch, edles Fräulein; möge der Segen eines müden Pilgers Euch Gutes bedeuten für Euern Lebensweg: Gott behüte Euch und die holde Kleine!"

Als die beiden Mädchen auf dem Rückweg waren, brach Gerda plötzlich in Tränen aus. „O, Fräulein!" rief sie schluchzend, „der arme Mann ist so einsam und unglücklich! Und wenn ich ihn ansah und ihm zuhörte, mußte ich immerfort an Friedel denken: der war früher auch so froh und glücklich und sang so helle, lustige Lieder, und jetzt ist er trüb und still und singt nur ernste Weisen. Und wenn er vom Vater und vom Mütterlein sprach, so klang es gerade so sehnsüchtig wie die Klagen dieses Pilgers."

Ganz erfüllt von dem Erlebten, berichtete Mechthild der Mutter von der Begegnung und bat sie um Aufnahme für den Wanderer, die jene auch bereitwillig zusagte. Aber sie warteten vergebens den ganzen Tag — der Fremde kam nicht, und als bei einbrechender Dunkelheit Ludolf ins Dorf geschickt wurde, um ihn sicher auf die Burg zu geleiten, brachte er die Nachricht, jener sei schon vor mehreren Stunden aufgebrochen; niemand wisse, wohin. Die Mädchen waren tief bekümmert; sie sprachen noch oft von dem rätselhaften Manne, der in ihren Gemütern einen unvertilgbaren Eindruck hinterlassen hatte, doch blieb jede Spur von ihm verloren.

Starke Schneefälle und klingender Frost bannten bald alle Bewohner an die Räume der Burg; es war ein ungewöhnlich harter Winter, und jeder war froh, der ein schützendes Dach über dem Haupt und ein wärmendes Feuer in seiner Nähe hatte. Der Tag verging den Frauen auf Scharfeneck in gewohnter gleichmäßiger Arbeit; nach der frühen Abendmahlzeit sammelten sich die Mägde im Gaden um Frau Wendelmuth, wo sie beim unsichern Schein flackernder Kienspäne spannen und schwatzten, während sich nebenan in Frau Hildgundens Zimmer die Schloßfrau, ihre Töchter, Gerda und oft auch Vater Eckbert um den Kamin scharten, in dem mächtige Holzscheite eine wohltuende Wärme verbreiteten. Dann sprach der Klausner von alten Zeiten und den Erfahrungen seines langen Lebens; auch Frau Hildgunde wußte hübsch zu

erzählen. Lebhafte Teilnahme schenkten die Frauen der Lebensbeschreibung des von Eckbert hochverehrten Kaisers Rotbart, woran der Alte so eifrig arbeitete, daß er zuweilen das Essen darüber vergaß. Mitunter las er ihnen Stücke daraus vor und ergänzte durch das lebendige Wort die schwerfällige Chronik. „Was habt Ihr heute geschrieben, Vater?“ fragte Mechthild eines Abends.

„Ich habe berichtet, wie Kaiser Friedrich zum sechsten Male über die Alpen nach Welschland zog.“

„Und warum zog er so oft dahin? Ist's denn so schön im Lande Italia?“

„Ja, es ist schön — so schön, mein Kind, daß man denkt, die seligen Fluren des Paradieses hätten sich aufgetan, um uns ihre ganze Herrlichkeit zu zeigen. Da glüht die Sonne heißer, der Himmel ist leuchtender und blauer, die Erde üppiger und lachender als bei uns. Auch die Menschen sind schön von Gestalt und einschmeichelnd von Sprache und Gebärden; aber inwendig sind sie falsch und schlecht; ins Gesicht sagen sie Euch süße und kluge Worte, aber hinter dem Rücken sinnen sie auf Verrat und heimlichen Mord. So hat es der große Kaiser oft erfahren, und doch hat es ihn immer wieder hingezogen in das lockende, tückische Land.“

„Aber was suchte er dort, da doch Deutschland groß und schön genug war und treuere Herzen sein eigen nannte?“

„Ihn lockte der Glanz der Kaiserkrone, und die konnte ihm niemand aufs Haupt setzen als der Heilige Vater in Rom. So war er denn nicht lange zum deutschen König erwählt, als er sich aufmachte, um auch Welschland unter sein Zepter zu zwingen. Schwere Kämpfe mit den aufsässigen Großen und den rebellischen Städten, die längst verlernt hatten, einen Kaiser über sich anzuerkennen, warteten seiner, und nicht immer war das Glück seinen Fahnen hold. Manchen sauern Tag habe ich mit meinem Herrn geteilt, und mit schwerem Herzen sind wir mehr als einmal über die Alpen heimgezogen, nachdem Tausende ihr Grab in welscher Erde gefunden hatten.“

„Und doch hatte der Kaiser den Mut, so oft das Land zu besuchen, in dem er so viel Schweres erlebte“, sagte Jutta sinnend. „Wahrlich, er muß ein großer Mann gewesen sein, denn ein kleinerer hätte sich durch solche Erfahrungen schrecken lassen.“

„Da habt Ihr wahr gesprochen, meine Tochter,“ bestätigte Vater Eckbert, „er war ein großer Mann von gewaltigem Willen, und nichts,

wie bitter es auch sein mochte, konnte seinen Mut und seine Tatkraft beugen. Aber wieviel Not und Verluste ihm Welschland auch bereitete — endlich kam doch der Tag des Triumphes, wo alles ihm zujauchzte, wo die feindseligen Städte des Lombardenlandes wetteiferten in Beweisen der Ehrfurcht und Ergebenheit. Das war, als Kaiser Friedrich zum letztenmal über die Alpen zog, diesmal nicht als Held und Heerführer, sondern in friedlicher Absicht und mit auserlesenem Gefolge, galt es doch, seinen Erstgeborenen, König Heinrich, mit der Erbin des mächtigen Normannenreiches zu vermählen. Das stolze Mailand, das einst so schwer unter des Kaisers Zorn gelitten hatte, seitdem aber wieder herrlich erblüht war, bat sich die Ehre aus, das Hochzeitsfest in seinen Mauern ausrichten zu dürfen; Tausende der edelsten Fürsten und Ritter zogen dorthin, um das Fest zu feiern, das zugleich einen ewigen Frieden zwischen Deutschland und Italien besiegeln sollte. Das waren stolze, glanzreiche Tage, in denen Kaiser Rotbarts Ruhm und Größe strahlten wie die Sonne, und wenn ihnen etwas fehlte, so war es die edle Kaiserin Beatrix, die Freud' und Leid seines Lebens so treu mit dem Gemahl geteilt, und die der Himmel kurz vorher von dieser Erde abgerufen hatte."

„Auch ich habe eine Beatrix gekannt," sagte Frau Hildgunde, „ein Enkelkind jener edlen Kaiserin, und ein holdseligeres Mägdlein ist wohl niemals über diese Erde hingewandelt. Wenn ich an sie denke, kann ich mich kaum der Tränen erwehren — aber Ihr kennt wohl ihre traurige Geschichte, Vater Eckbert?"

„Nein, edle Frau; mir versank mit dem Tode meines kaiserlichen Herrn die ganze Welt in Dunkel, und von dem, was sich seither zugetragen hat, habe ich kaum etwas erfahren."

„So wißt Ihr auch nichts von dem Schicksal der Söhne Kaiser Barbarossas? Jener Heinrich, dessen Hochzeit zu Mailand Ihr mitgefeiert habt, fand nach kurzem Regiment im tückischen Welschland seinen Tod; ihm folgte nach manchen Kämpfen sein jüngster Bruder Philipp auf dem deutschen Thron. Er war ein echter Sohn seines Vaters, wenn er auch nicht dessen gewaltige Willenskraft besaß; von ihm und seiner holden Gemahlin hat Walter von der Vogelweide mit Recht gesungen:

„Ein König ganz, von Kopf zu Füßen,
War er von Antlitz und Gestalt,
Der blauen Augen freundlich Grüßen
Von blondem Lockenhaar umwallt;

Aus seinem anmutreichen Bilde
Sprach eines freien Geistes Glut;
Sein Größtes aber war die Milde
Und seines Herzens Edelmut.
Und läßt sich eine Krone schmücken
Mit Köstlicherm als Demantschein;
Ist noch ein König zu beglücken,
Wenn alles Reichtums Fülle sein:
Dann sicher war's Philipp von Schwaben,
Denn ihm zur Seite, wunderhold,
Schritt eine Königin, an Gaben
Viel werter als gediegnes Gold;
Die Rose ohne Dorn, Irene,
Ein Königskind aus Morgenland,
Umschlang, wie seines Thrones Lehne,
Ihn mit der treusten Liebe Band."

(Aus Wolffs Tannhäuser.)

An diesen Hof brachte mich mein Vater, der immer ein treuer Anhänger der Hohenstaufen gewesen war, und unvergeßliche Jahre habe ich in der Nähe der süßen Königin verlebt, obgleich die Zeiten stürmisch waren, und die Kämpfe mit Otto von Braunschweig, der die deutsche Krone für sich begehrte, kaum aufhörten. Endlich, als aller Widerstreit gebrochen schien, als alle Parteien bereit waren, Philipp als ihrem Herrn zu huldigen — da mußte die ruchlose Hand eines deutschen Fürsten dem edlen, unbefleckten Leben des Königs ein Ende machen! Der Mordstahl traf nicht Philipp allein, auch meine Königin erlag ihm — wie hätte sie den Tod des geliebten Gatten überleben können?! Zwei Monate nach ihm senkten wir sie ins Grab; im Kloster Lorch, wo man vom grünen Hügel hinabschaut in das tannenumsäumte, freundliche Wiesental, da liegt an der Seite des Stammherrn der Hohenstaufen die holde Irene, die Taube ohne Galle, als welche die Dichter sie in den letzten Tagen besungen hatten."

„So wenig war das Glück den Söhnen meines Kaisers hold!" sagte Eckbert traurig. „Aber hinterließ Philipp keine Kinder, die ihm im Regimente folgen konnten?"

„Nur eine zehnjährige Tochter, eben jene Beatrix, von der ich erzählen wollte. Nach Philipps Tode wurde Otto einstimmig zum deutschen König erwählt; als er mit der Krone Karls des Großen auf dem Haupt zu Frankfurt den Thron bestieg, da öffnete sich die Tür, und geführt vom

Bischof Konrad von Speier, der des Reiches Kanzler war, gefolgt von ihren Frauen, unter denen auch ich mich befand, trat Beatrix in den fürstlichen Kreis, warf sich mit züchtigen Gebärden dem Könige zu Füßen und flehte ihn schluchzend an, den Mörder ihres Vaters zu verfolgen und zu strafen. Der Anblick des minniglichen Mägdeleins, das die feine Schönheit beider Eltern in sich vereinte, rührte die anwesenden Männer bis zu Tränen, und laut stimmten sie in die Forderungen des Kindes ein. Gütig neigte sich König Otto zu Beatrix nieder, hob sie auf und hieß sie ihm getrost vertrauen, er werde den Mörder strafen, wie sich's gebühre. Als Unterpfand seiner huldreichen Gesinnung aber wollte er selbst die Vormundschaft über die Hohenstaufentochter übernehmen und sie, sobald sie zur Jungfrau herangereift sei, zu seiner Gemahlin erheben.

Und also geschah es; im nächsten Jahre feierte König Otto auf der Reichsversammlung zu Würzburg die feierliche Verlobung mit der holden Beatrix. Alles war voll Jubel und Freude, denn der alte Widerstreit zwischen Welfen und Staufen schien nun für immer versöhnt. Bald danach verließ ich das Königskind und folgte meinem Gatten hierher, doch zogen wir im Sommer des Jahres 1212 nach Nordhausen, wo ein glänzendes Hochzeitsfest den inzwischen gekrönten Kaiser mit der minniglichen Maid vereinte, die in so zartem Alter schon die höchste irdische Ehre trug. Aber ihr war es nicht beschieden, den Glanz ihrer Stellung zu genießen oder über die baldige Verstoßung ihres Gemahls vom Throne zu trauern — wenig Tage später sank sie ins Grab, die reizendste Blüte aus dem stolzen Hohenstaufenstamm, die wohl zu zart war, den rauhen Sturm des Lebens auszuhalten. Mir aber schwebt ihr Bild vor der Seele wie das eines Engels, von dem nie etwas anderes als Liebe und holdselige Freundlichkeit ausgegangen war."

Hier trat Frau Wendelmuth ins Zimmer und klirrte geflissentlich mit ihrem riesigen Schlüsselbunde. „Was begehrst du?" fragte Frau Hildgunde.

„Ich wollte die Herrin fragen," entgegnete die Beschließerin in einem Ton, der trotz seiner Ehrerbietung doch eine große Unzufriedenheit erkennen ließ, „ob die Mägde ungesegnet zur Ruhe gehen sollen? Sie können kaum noch die Augen offen halten vor Müdigkeit."

„Ist's schon so spät, Wendelmuth?"

„Ich habe die Sanduhr seit Mittag schon achtmal umgewendet, und das neunte Glas ist zur Hälfte abgelaufen."

„Ist es möglich?" riefen die Mädchen, „der Abend ist heute so schnell verlaufen wie noch nie." Alle standen auf und gingen in den Gaden, wo Vater Eckbert einen Abendsegen sprach; dann verließ er die Kemenate, und Frau Wendelmuth schloß mit einem gewissen Ingrimm die Tür hinter ihm ab. „Unerhört!" murmelte sie vor sich hin, „ist nicht der Tag lang genug zum Beten und Vermahnen, und muß auch noch die halbe Nacht dazu verbraucht werden?!"



Vierzehntes Kapitel.

In die Freiheit.

Ernst und still waren Herbst und Winter an Friedel vorübergezogen; allmählich hatte er sich in sein Schicksal gefunden und jeden Widerstand aufgegeben. Er lernte jetzt mit überraschender Schnelligkeit lesen und schreiben, auch etwas Latein, und erstaunte oft selbst über die Kenntnisse, die sich in seinem Kopfe ansammelten. Sein größter Trost aber war die Musik: wenn die hellen Knaben= und die tiefen Männerstimmen in feierlichem Chor zusammenklangen, dann war es ihm, als trüge der Strom der Töne ihn hoch hinaus über die Enge, die ihn umgab. Bruder Jakobus, der seine Gaben bald erkannt hatte, nahm sich seiner väterlich an und lehrte ihn mancherlei Instrumente spielen; zwar die Fiedel durfte er hier nicht hören lassen, das war ein zu weltlicher Klang in Klostermauern, wohl aber Harfe, Psalterion und Flöte, deren Begleitung besser zu geistlichem Gesange paßte.

Noch einen Freund hatte Friedel unter den frommen Brüdern, das war Bruder Paulus, der sich auf die wunderbar feinen Schnitzereien verstand. Oft saß der Knabe in der Zelle des Mönchs und sah ihm zu, wie sich unter seiner geschickten Hand aus dem formlosen Stück Holz allmählich ein Kruzifix oder ein Wappenbild oder eine Mutter Gottes mit dem Kindlein herausgestaltete, die, mit Farben kunstreich bemalt, gar lieblich anzuschauen waren. Bruder Paulus zog Friedel gern zur Hilfe heran, lehrte ihn mancherlei Handgriffe und erklärte ihn für so befähigt zu seiner Kunst, daß er ihn am liebsten ganz zu seinem Schüler gemacht hätte. So tat der Aufenthalt im Kloster viel für die Ausbildung des Knaben; die Mönche sahen mit einem gewissen Stolz auf ihn, ließen sich gern von ihm vorsingen und hofften große Dinge von seiner Zukunft.

Nun war der Winter zu Ende, überall begann es zu knospen und zu treiben, und mit dem neuen Leben in der Natur regte sich auch in des Knaben Seele unwiderstehlich die alte Lust, im grünen Walde zu schweifen. Er fand bei Tag und Nacht keine Ruhe mehr in den engen Klostermauern; die Schulbank dünkte ihm unerträglich, und wo er nur konnte, suchte er ins Freie zu entwischen. Herber Tadel und Strafe trafen ihn, man sperrte ihn sogar ein und entzog ihm den täglichen Aufenthalt im Klostergarten — da lernte er die heißen Wünsche seines Herzens verbergen, aber die Sehnsucht nach Freiheit schlug immer tiefere Wurzeln, und er hatte kaum noch einen anderen Gedanken als den, aus dem Kloster zu entfliehen. Herr Diether von Buchenbühl hatte ihn vor seiner Abreise besucht, hatte ihn seiner bleibenden Freundschaft und Fürsorge versichert und ihm verheißen, sich seiner aufs brüderlichste anzunehmen, sobald er aus dem Heiligen Lande zurückgekehrt sei. Darauf baute Friedel, ihn wollte er aufsuchen, und er zweifelte auch gar nicht daran, daß er ihn irgendwo finden würde; hatte er doch keinen Begriff davon, wie groß die Welt und wie fern das Morgenland sei!

Wieder kam der Mai, und vom Dorfe her erscholl das Jauchzen und Singen der bäuerlichen Festgenossen bis in die stillen Räume des Klosters hinein. Aber auch hier herrschte frohe Bewegung, denn auch die frommen Brüder wollten ein Frühlingsfest feiern. Ein Teil des Waldes gehörte dem Kloster; dort lag ein Platz, den die herrlichsten Bäume in einen natürlichen Dom verwandelten, und in diesem pflegten die Mönche einen ganzen Maientag zu verleben. Dann lockerten sich die Bande strenger Klosterzucht ein wenig, man durfte sich einmal frei ergehen; der Bruder Kellermeister ließ den besten Wein dorthin bringen, und bei Gesang und Spiel entschwanden die Stunden nur zu schnell.

Der festliche Morgen brach an, in froher Geschäftigkeit eilten alle Insassen des Klosters hin und her, denn gleich nach der Frühmette sollte es hinausgehen in den lenzfrischen Wald. Bald ordnete sich der lange Zug: voran die Klosterschüler, je zwei und zwei, welche die Fahnen trugen und die Weihrauchkessel schwangen, dann der hochwürdige Abt und hinter ihm die Mönche, zuletzt die dienenden Brüder und die Knechte, die des Klosters liegende Güter bebauten und das Vieh versahen. Alle schauten fröhlich und wohlgemut in den sonnigen Morgen hinaus, und als sich die Tore öffneten, stimmte Bruder Jakobus einen Gesang an, in den alle Stimmen jubelnd einfielen:

„Auf, zu psallieren im frohen Choral,
Pförtner, erschließe des Klosters Portal!
Frühling ist kommen voll sprossender Lust,
Schmücket, ihr Brüder, mit Veilchen die Brust!
Wandelt lobsingend zum Buchwald hinaus,
Denn auch der Wald ist der Gottheit ein Haus.

Sehet die Halle, wie stolz sie sich hebt,
Stolz zu der Bläue des Himmels aufstrebt,
Riesige Buchen, mit Tannen gepaart,
Stehen als Säulen der edelsten Art.
Und als ein Kuppeldach, luftig und weit,
Wölbt sich der Wipfel laubgrünendes Kleid.

Stimmet die Lauten und Zimbeln nun rein,
Vögel im Laubversteck, fallet mit ein,
Schalle ernstkräftig, du Waldespsalm, auf,
Wirble wie Weihrauch zum Himmel hinauf:
Ehre und Preis sei dem Bauherrn der Welt,
Der sich als Tempel den Wald hat bestellt!“

(Aus Scheffels Frau Aventiure.)

In Friedels Innerem stand es fest: heute sei der rechte Tag, um seine Flucht auszuführen. Doch ließ er sich äußerlich nichts merken, sondern erschien als der Frohesten einer; er nahm lebhaften Anteil an den Spielen der Schüler, schenkte den Brüdern ein und war so flink, so lustig und gewandt, daß alle ihn lobten und keiner Böses ahnte. In der allgemeinen Feststimmung bemerkte niemand, daß sich der Himmel mit dunkelm Gewölk bezogen hatte; plötzlich fielen große Tropfen herab, ein scharfer Windstoß jagte durch den Wald, und in rasender Eile zogen höher und höher die weißen Wolkenberge hinauf, die züngelnde Blitze und rollende Donnerschläge in ihrem Schoße trugen. Eine allgemeine Verwirrung entstand, jeder eilte, um sich selbst und das, was ihm am meisten am Herzen lag, vor dem Gewitter in Sicherheit zu bringen: der eine griff nach Krügen und Bechern, der andere nach Fahnen und Kirchengerät, und in regelloser Flucht kehrten Mönche und Schüler nach dem Kloster zurück. In der ersten Unruhe hatte keiner bemerkt, daß Friedel fehlte; er hatte sich still davon gestohlen und, bekannt, wie er mit Weg und Steg im Walde war, nicht eher im Laufen innegehalten, als bis er Vater Eckberts verlassene Klause erreichte; dort barg er sich vor dem strömenden Regen und erwartete die Nacht. —

Das Gewitter hatte bis zum Abend angehalten, und die Frauen und Mägde auf Scharfeneck waren nicht eher zur Ruhe gegangen, als

bis auch der letzte Donner in der Ferne verhallt war. Aber Gerda fand auch jetzt noch keinen Schlaf; ihr war unruhig und beklommen zu- mute, sie wußte selbst nicht, weshalb. Mit offnen Augen lag sie auf ihrem Bett in der Kammer, die sie mit den beiden Kindern teilte, als plötzlich der laute Ruf eines Regenpfeifers durch die Stille der Nacht an ihr Ohr schlug. Sie lauschte erstaunt — war es wirklich ein Vogel? Der pflegte zu solcher Stunde doch sonst nicht zu pfeifen. Der Ton wiederholte sich mehrmals in immer größerer Nähe, und auf ein- mal wurde es dem Mädchen klar, daß es Friedel sei, der sie rufe; hatte er doch früher oft diesen Pfiff gebraucht, um ihr ein Zeichen zu geben, wenn sie sich im Walde voneinander verloren hatten. Sie sprang auf und öffnete geräuschlos das Fenster. „Gerda," rief es gedämpft von unten herauf, „bist du es?"

„O Friedel, wie kommst du hierher? Ich kann unmöglich zu dir hinabkommen."

„Bleib, wo du bist, höre mich an und schweige wie das Grab. Ich bin aus dem Kloster entflohen und ziehe in die Welt hinaus, dazu brauche ich Kleider und meine Fiedel. Nimm alles, was du findest, aus der Truhe und bring es mir morgen um diese Zeit in den Burggarten, ich erwarte dich an der Mauer. Verrate mich nicht, sonst siehst du mich nie wieder; sei klug und vorsichtig!"

Ehe sich das Mädchen vollständig gefaßt hatte, klang der Ruf des Regenpfeifers schon fern und ferner, Friedel war fort. Halb be- täubt tappte sie auf ihr Lager zurück und dachte fiebernd vor Er- regung über das nach, was sie eben gehört hatte. Der Gedanke an seine Flucht und Gefahr schnürte ihr das Herz zusammen; die Aussicht, daß er noch weiter, als bisher, von ihr gehen wollte, preßte ihr heiße Tränen aus, aber daran durfte sie jetzt nicht denken; seine Wünsche mußten erfüllt werden, das stand fest, aber das „wie" war noch eine schwere Sorge.

Als am nächsten Abend Bruder Eckbert nach dem Abendsegen die Kemenate verließ, stahl sich Gerda, an allen Gliedern zitternd, hinter ihm drein; sie hörte, wie Frau Wendelmuth den schweren Schlüssel umdrehte, und floh ungesehen in den Burggarten, wohin sie schon vor- her heimlich alle Schätze aus Großmutters Truhe getragen hatte, die Friedel von Nutzen sein konnten: ein Bündel mit Wäsche und Klei- dern, die Geige und sogar ein Beutelchen mit Geld, das sie ohne Be- sinnen ihm ungeteilt überliefern wollte. Sie blickte sehnsüchtig über

den Burgwall, aber sie mußte lange warten; endlich tauchte aus dem Waldesdickicht ein dunkler Schatten auf und schwang sich über die Mauer — Friedel stand vor ihr. Sie schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn, wie sie seit vielen Monaten nicht getan hatte. „O Friedel!" schluchzte sie, „soll ich dich nur wiederhaben, um dich für lange zu verlieren? Wie soll ich es tragen, daß du fortgehst, und wo willst du hin?"

„In die Weite hinaus, wie mein Vater, um das Glück und die Freiheit zu suchen; ich kann zwischen engen Mauern nicht leben. Ritter Diether hat mir Hilfe und Freundschaft verheißen, ihm will ich nachziehen."

„Aber Friedel, er ist im Heiligen Lande, weit, weit von hier, jenseit des Meeres, wie willst du dorthin kommen? O Gott, du wirst nicht mehr heimkehren, und ich werde dich nie, nie wiedersehen!" Sie barg ihr Gesicht in den Händen und weinte bitterlich.

„Sei unbesorgt, kleine Gerda," sagte er beschwichtigend, „ich bin nicht mehr der kindische Knabe, der ich war; ich habe im Kloster viel gelernt und werde meinen Weg durch die Welt schon finden. Aber ich muß einen Vorsprung haben, der mich gegen Verfolgung sichert; deshalb mußt du fünf Tage lang schweigen und durch kein Wort bekennen, daß du etwas von mir weißt. Danach magst du Vater Eckbert sagen, daß ich ausgezogen bin, um seinen Auftrag zu erfüllen, und daß ich ein würdiger Sänger seines großen Kaisers sein will. Nun schwöre mir bei allem, was dir heilig ist, daß du mich nicht verraten willst."

„Ich schwöre es dir, so wahr — so wahr ich dich lieb habe, Friedel, ich weiß nichts Gewisseres."

„Gute, kleine Gerda!" sagte der Knabe gerührt und schlang zärtlich den Arm um ihre Schulter, „du bleibst mir treu, bis ich zurückkomme, und dann sollen die schönen, alten Zeiten wiederkehren, und wir wollen so froh und glücklich sein, wie wir's als Kinder waren. Und nun merke auf, ich will dir ein Liedchen singen, das sollst du dir alle Tage wiederholen und mein dabei gedenken, und wenn du es einmal singen hörst, dann weißt du, daß dein Friedel wieder da ist." Er sang in leisem Ton:

„Was blickst du so trübe, was grämst du dich so?
Sieh, Frühling und Liebe macht alle Welt froh.
Es schmettern die Vögel aus jubelnder Brust:
Das Glück ist die Regel im Lenz und die Lust!

Auf, trockne die Tränen, dein Klagen vergiß,
Es stillt all dein Sehnen der Lenz dir gewiß;
Hell lacht uns die Sonne vom blauen Gezelt,
Bald tauchet in Wonne auch dir sie die Welt!"

„Weißt du, wo ich das Lied her habe?" fuhr Friedel fort. „Sieh, ich hab' es nicht ersonnen wie die anderen, ich habe es nur aus meinem Kopf oder aus meinem Herzen hervorgesucht, wo es lange geschlafen hatte. Ich meine, es muß von meinem Vater stammen, denn je länger ich daran dachte, um so mehr tauchte es empor wie aus einem alten, halb vergessenen Traum. Ich will es überall singen, vielleicht erinnert sich hier und da einer des Sängers Guntram und begrüßt mich freundlicher um meines Vaters willen."

„Warum sagst du immer »mein Vater«, Friedel, ist er denn nicht auch der meinige?"

„Nein, Gerda, wir sind nur Geschwisterkinder, dein Vater und meine Mutter waren Bruder und Schwester."

„Und so habe ich nicht einmal vollen Teil an dir? Ich bin dir nicht das Liebste und Nächste auf der Welt? O Friedel, wie einsam und verlassen bin ich!"

Sie brach aufs neue in Tränen aus, aber Friedel küßte sie fort. „Du bist mir teurer als eine Schwester und sollst es immer bleiben, niemand soll uns trennen. Bete für mich, Gerda, und behalte mich lieb, lieber als alle anderen Menschen. Versprich mir das."

„Wie gern!" rief sie aus tiefstem Herzen und umschlang ihn mit beiden Armen. „Mögen alle guten Engel dich schützen und geleiten! Ich will täglich vielmals für dich zu Gott und der heiligen Jungfrau beten, und ich werde nicht eher froh werden, als bis ich dich wieder habe."

„So leb wohl, Gerda! Gottes Segen sei mit dir und mir!" Er ergriff das Bündel, hing die Fiedel auf den Rücken und schwang sich über die Mauer zurück. Noch einmal winkte er, noch einmal hörte sie sein: „Ade, auf Wiedersehen!" Ein paarmal knackte es noch in den Büschen, dann war alles still, und sie war ganz allein. Sie faltete die Hände und sprach ein heißes Gebet; für eine ganze Weile vergaß sie alles um sich her. Als sie endlich aufblickte, begann es schon zu dämmern; aber über der Burg lag noch das Schweigen der Nacht. Sie schlich zur Kapelle, deren Tür unverschlossen war; dort kniete sie am Altar nieder, aber die Müdigkeit überwältigt sie und in tiefem Schlafe sank sie zu Boden.

Als Bruder Eckbert in der Morgenfrühe die dämmerige Kapelle betrat, um die Hora zu singen, fand er mit Schrecken eine weibliche Gestalt wie tot auf den Stufen des Altars liegen; er beugte sich zu ihr hinab und richtete ihr Antlitz auf, in dem er mit Angst und unendlicher Überraschung Gerda erkannte. Sie schlug langsam die Augen auf und blinzelte ihn schlaftrunken an. „Armes Kind," sagte er mitleidig, „wie kommst du hierher?"

„Ich ging abends hinaus — die Nachtigall sang so schön," stammelte sie; „als ich zurückkam, war die Tür verschlossen."

„Und so hast du die ganze Nacht hier gelegen?"

Sie nickte nur, während eine glühende Röte ihr in die Wangen schoß: sie hatte noch nie im Leben ein unwahres Wort gesprochen, und die erste Lüge brannte auf ihrer Seele. Wie gern hätte sie sich dem guten Pater zu Füßen geworfen und ihm alles gebeichtet, aber sie hatte Friedel Schweigen gelobt und mußte ihren Schwur halten, koste es, was es wolle. „Frau Wendelmuth wird mich heftig schelten," sagte sie mit niedergeschlagenen Augen, „ich fürchte mich vor ihr."

„Ich will mit dir gehen und dir helfen, sie um Verzeihung bitten," sagte der Alte mit gutmütiger Freundlichkeit, „aber erst muß ich meiner geistlichen Pflicht genügen." Während er sang, blieb Gerda andächtig auf den Knien liegen; als die Hora beendigt war, gingen beide nach der Kemenate. Die Tür stand offen, das Mädchen schlüpfte hinein; Frau Wendelmuth war schon in der Milchkammer beschäftigt und sah sie nicht. Gerda nickte Vater Eckbert zu, flog die enge Stiege hinauf und warf sich auf ihr Bett; die Kinder schliefen noch ruhig, niemand hatte ihre Abwesenheit bemerkt. Sie dankte der heiligen Jungfrau für ihren Schutz und nahm geduldig die Scheltreden der Beschließerin über ihre Trägheit hin, als diese sie eine Stunde später aus dem Schlafe erweckte.

In unsäglicher Herzensangst verlebte Gerda die nächsten Tage; ihr scheues Wesen, der traurige Ausdruck ihrer Augen, der so ganz von ihrer gewohnten Fröhlichkeit abwich, fielen Mechthild sogleich auf, und liebevoll drang diese in die Gespielin, ihr zu sagen, was ihr fehle. Aber jene wies alle Teilnahme mit nie gezeigter Heftigkeit zurück, versicherte, daß sie sich ganz wohl fühle und nur in dieser Frühlingszeit noch mehr Sehnsucht als sonst nach Friedel empfinde, den sie so lange nicht gesehen habe. Am vierten Tage rief Bruder Eckbert sie zu sich: „Was weißt du von Friedel?" fragte er ernst.

Sie erbebte bis ins innerste Herz hinein: „Ist ihm etwas geschehen?“ stotterte sie angstvoll, ist er krank? O laßt mich zu ihm!“

„Gerda,“ sagte der Greis eindringlich, „ein Bote aus Tannenrode war bei mir: Friedel ist aus dem Kloster entwichen, du aber weißt um seine Flucht; in jener Nacht, als ich dich in der Kapelle traf, hast du ihn gesprochen. Sage mir alles, mein Kind, mir kannst du vertrauen.“

Wie eine Verbrecherin stand das Mädchen vor dem würdigen Alten; bleich und zitternd stieß sie die Worte hervor: „Ich kann Euch nichts sagen, Vater, ich weiß nichts.“ Er schwieg eine Weile und sah sie prüfend und traurig an. „So muß ich zu Frau Hildgunde gehen und ihr die Sache berichten, vielleicht schickt sie einen berittenen Knappen aus, um den Flüchtling zu suchen.“ Da stürzte Gerda vor ihm auf die Knie nieder. „O Vater, erbarmt Euch,“ rief sie mit gerungenen Händen, „wartet nur bis morgen, vielleicht gibt Euch Friedel dann selbst eine Nachricht. O, ich bitte, ich flehe Euch an, habt Geduld, bis der morgende Tag zu Ende geht.“

Die verzehrende Angst, die sich in ihrem Wesen kundgab, rührte das Herz des alten Mannes, das die beiden Kinder mit dem letzten Rest von Wärme umfaßte, der ihm geblieben war. „Steh auf,“ sagte er mild, „ich will deine Bitte erfüllen; aber wenn ich bis zum morgenden Abend keine Kunde erhalte, muß ich die Hilfe der Schloßfrau erbitten. Es ist ein schweres Unrecht, das Friedel begangen hat gegen das Kloster, gegen seinen Wohltäter, auch gegen mich — Gott wolle es ihm gnädig vergeben!“

Am nächsten Abend kam Gerda ungerufen zu Vater Eckbert. „Ich will Euch beichten, Vater“, sagte sie leise, kniete vor ihm nieder und bekannte ihm alles; sie wiederholte jedes Wort, das Friedel gesprochen hatte, und weinte Tränen der Angst und Trauer dabei. „Sagt mir nur das Eine,“ schloß sie, „ob sich mein Friedel so vergangen hat, daß ihm die heilige Jungfrau darob zürnen und ihren Schutz entziehen wird? O helft mir, sie bitten, daß sie ihm vergebe und mich an seiner Statt strafe; ich will gern Krankheit und Hunger, sogar den Tod ertragen, wenn sie nur ihn schirmen und schützen will!“

Der Greis war ergriffen von der tiefen, aufopfernden Liebe des Kindes und legte gütig die Hand auf ihr gesenktes Haupt; dennoch sagte er im Tone sorgender Ermahnung: „Kind, Kind, vergiß nicht den Schöpfer über dem Geschöpf und mache dir keinen Abgott aus einem

sterblichen Menschen — ich habe erfahren, wie es tut, wenn einem der entrissen wird, an den man das ganze Herz gehängt hat. Suche dir deinen Gott im Himmel, da kann ihn dir keiner rauben, und er will alle Tage bei dir sein bis ans Ende. — Doch sei getrost, meine Tochter, deine Sünde soll dir vergeben sein; Gott ist die Liebe, und er wird das am wenigsten strafen, was wir aus reiner, selbstloser Liebe gefehlt haben. Laß uns alle Tage zusammen beten, daß Gott und die Heiligen Friedel gnädig geleiten und ihn vor allen Irrwegen behüten mögen."

„Und Ihr werdet die Schloßfrau nicht bitten, ihn verfolgen zu lassen?" fragte Gerda flehend.

„Nein," erwiderte Eckbert nach kurzem Besinnen; „mag er auf eigene Faust sein Heil versuchen; ich meinte es wahrlich gut mit ihm, als ich ihn ins Kloster brachte, und doch war es vielleicht ein Mißgriff. Ich habe Herrn Diether versprochen, ihm keinen Zwang anzutun; möchte er es mir nicht verdenken, daß der Waldvogel entflohen ist — ich konnte ihn nicht halten. Deine Beichte aber will ich als heiliges Geheimnis bewahren und zu niemand davon sprechen, daß du um Friedels Flucht gewußt hast."

Da erhob sich Gerda wunderbar getröstet von ihren Knien und küßte mit heißer Inbrunst des Alten Hände. „Habt Dank, Vater Eckbert, habt tausend Dank für Eure Güte und Freundlichkeit! O wüßte ich nur, wie ich Euch meine Erkenntlichkeit beweisen sollte! Aber das weiß ich, daß Friedel Euch noch Freude machen wird, und daß Ihr eines Tages stolz auf ihn sein werdet!"



Fünfzehntes Kapitel.

Auf der Wanderschaft.

Durch den maiengrünen Wald wanderte ein frischer, junger Bursche, das bescheidene Bündel auf dem Rücken, die Fiedel an der Seite, ein Sträußchen am Hut, und trällerte so lustig in die blaue Luft hinaus, daß es jeder hören konnte, wie von Herzen froh und zufrieden der Sänger sei.

„Daß ich wieder singen und jauchzen kann,
Daß alle Lieder geraten,
Verdank' ich nur dem Streifen im Tann,
Den stillen Hochwaldspfaden.
Aus schwarzem Buch erlernst du's nicht,
Auch nicht mit Kopfzerdrehen.
O Tannengrün, o Sonnenlicht!
O freie Luft der Höhen!"

(Aus Scheffels Frau Aventiure.)

So klang es hell mit den Vögeln um die Wette. „Gott zum Gruß, Kamerad!" rief ein junger Mann, der, hinter einem blühenden Busch halb verborgen, behaglich im schwellenden Grase lag.

„Schönen Dank, lieber Herr", rief der Wanderer zurück und schwenkte seinen Hut; näher tretend aber rief er voll frohen Staunens: „Meister Rudibert! Das nenne ich ein Glück, daß ich Euch hier treffe; etwas Besseres hätte ich mir kaum wünschen können!"

„Woher kennst du mich?" fragte der andre.

„Ei, vom Turnier in Erfurt, wo Ihr mit Euerm Gesange das Fest eröffnetet, wißt Ihr's nicht mehr? Wart Ihr es doch, der den

Ritter von Buchenbühl zu mir führte, als ich elend in der Herberge lag."

„Ja, wahrhaftig, du bist derselbe Knabe, der damals unter die Hufe der Pferde geriet! Es freut mich, dich wiederzufinden, denn ich habe oft an dich gedacht; du erinnerst mich wunderbar an jemand, den ich früher gekannt habe. Wo kommst du her, Knabe, und wo willst du hin?"

„Ich habe den Winter in einer Klosterschule verlebt; nun ziehe ich in die Welt hinaus, um das Glück zu suchen."

„Und auf welchem Wege denkst du es zu finden? Willst du betteln oder arbeiten?"

„Ich will singen und die Geige spielen."

„Wer hat es dich gelehrt? Die Gesänge aus dem Kloster passen schlecht für einen fahrenden Gesellen."

„Ich kann auch andre — soll ich Euch eins singen?" Rudibert nickte, Friedel stimmte schnell seine Geige und sang mit einfacher Begleitung die Verse, die er Gerda beim Abschied gesagt hatte. Rudibert hatte sich schon bei den ersten Tönen aufgerichtet und immer gespannter zugehört.

„Wer hat dich das gelehrt, Knabe?" rief er in lebhafter Bewegung, „ich kenne das Lied gar wohl und habe es oft, wenn auch mit etlichen Abweichungen, aus dem Munde meines ersten Meisters gehört. Aber er ist lange tot, und du kannst es nicht von ihm selbst haben."

„O sagt, wie hieß Euer Meister?" fragte Friedel in aufgeregtem Tone.

„Er war ein großer Sänger, und hätte er nicht allzufrüh ein trauriges Ende gefunden, so hätte er wohl noch viel Ruhm und Ehre eingeerntet. Ich selber bin nur ein Stümper gegen Meister Guntram von Rippoltsau."

„Das war mein Vater!" sagte der Knabe, ganz blaß vor innerer Erregung.

„Dein Vater? So wärst du der kleine Friedel, mit dem die alte Gundula in die Fremde hinauszog? Darum also kamst du mir so bekannt vor, daß ich oft darüber sinnen mußte, wo ich dich schon gesehen? — Ja, warum habe ich mir das denn nicht gleich gedacht, hast du doch dieselben leuchtenden Augen wie Meister Guntram und dasselbe braunlockige Haar, wenn es auch bei dir noch sehr die Klosterschere spüren läßt."

„Und seht nur die Geige,“ fiel Friedel glückstrahlend ein, „das ist Vaters eigne Fiedel, die ich geerbt habe, mein höchstes Kleinod, mein teuerster Schatz!“

Rudibert reichte ihm beide Hände. „Schlag ein, Knabe, und laß uns gute Freunde sein! Was ich tun kann, um meines lieben Meisters Sohne die rechten Wege zu weisen, das soll geschehen, denn viel danke ich ihm, und wie ein Vater hat er einst an mir armem Buben gehandelt.“

Hocherfreut schlug Friedel ein. „Wenn das Gerda wüßte!“ dachte er in seinem Herzen, und leise sang er vor sich hin:

„Du liebes, kleines Vögelein,
Sag an, willst du mein Bote sein?
Flieg hin und grüß die liebe Kleine,
Die ich von ganzem Herzen meine!
Sag ihr, ein guter Engel hat
Bisher begleitet meinen Pfad.
Ich traue ihm und meinem Stern:
Das Glück, das Glück ist nicht mehr fern!“

In einer Talsenkung, die durch waldige Berge begrenzt wurde, lag ein ansehnliches Dorf; mitten drin auf einer Anhöhe ragte ein Kirchlein empor, von schattigen Bäumen geschützt und vom Kirchhof umgeben, den eine hohe Mauer einschloß; am letzten Ende aber stand eine Schenke, deren buntgemaltes Schild an einer langen Stange über den Weg hing, einem ausgestreckten Finger vergleichbar, der dem Wanderer eindringlich zuwinkte, hier Rast zu halten. Dort lag, lang ausgestreckt auf einer der rohen Holzbänke, ein Mann von kräftigem Wuchs, doch waren Haare und Bart verwildert, seine Kleider arg zerfetzt: die ganze Erscheinung trug den Stempel grober Vernachlässigung. Er hob kaum den Kopf auf, als zwei andere Gesellen des Weges daher kamen, ebenfalls vor der Schenke Platz nahmen und vom Wirt frisches Brot und schäumendes Bier zum Imbiß begehrten. Erst als die beiden — es waren Rudibert und Friedel — bei ihrem einfachen Mahle saßen, richtete er sich zur Hälfte auf und sagte, halb bittend, halb trotzig: „Ihr solltet einen armen Bruder, der keinen roten Heller mehr in der Tasche hat, auch mit einem Bissen und einem kühlen Trunk bedenken; auch euch kann einmal das Geld ausgehen,

und Wind und Wetter werden euerm schmucken Aussehen in kurzer Zeit ein Ende machen."

„Aber Wasser genug zum Waschen wird es immer in Bächen und Teichen geben, und eine Striegel, um sein Haar zu glätten, kann man aus jedem Stück Holz schneiden", sagte Friedel dagegen.

„Will so ein Hans-guck-in-die-Luft auch schon mitreden, wenn Männer sprechen?" erwiderte der Lange mit höhnischem Grinsen; „warte doch, Bürschchen, bis du hinter den Ohren trocken geworden bist! Von deinem Beutel erwarte ich keine Hilfe, denn so kleinen Buben pflegt die liebe Mutter kein Zehrgeld auf die Reise zu geben."

„Meint Ihr?" rief Friedel, aufgeregt durch den Spott, und war klirrend eine kleine Silbermünze auf den Tisch. Der lange Geselle griff hastig danach: „Schönen Dank, mein feiner Knabe! Ich sehe, ich tat dir unrecht. — Heda, Mann, eine Kanne Bier!"

Der dicke Wirt erschien in der Tür. „Erst das Geld, und dann die Ware," sagte er mürrisch, „Leuten wie Euch kann ich nichts borgen."

„Elender," sprach der Mann auf der Bank mit großartiger Miene und ließ die Münze zwischen den Fingern spielen, „meint Ihr, ich hätte nicht schnödes Geld in Fülle? Ich dachte Euch zuerst mit Besserem zu bezahlen, nämlich mit Spiel und Gesang, aber Ihr seid dessen nicht wert und müßt mit Geringerem vorliebnehmen."

„Ihr seid ein Spielmann?" fragte Friedel.

„Ich bin ein Magister der sieben freien Künste, ich kann den Hagel und das Wetter, das Feuer und Ungeheuer beschwören, sogar über den Gottseibeiuns habe ich Macht und Gewalt. Vor allem aber kann ich mit meiner Fiedel die Frauen und Mädchen bezaubern, daß sie tun müssen, was ich will — es hat noch keine die Füße still gehalten, wenn ich zu geigen begann."

Erstaunt sah Friedel den Sprecher an; ihm graute vor dem Manne, der sich so offen geheimer Kunst rühmte. „Vermutlich seid Ihr mächtiger mit der Zunge als mit der Tat", sagte er halblaut.

„Zweifelst du an mir, kleiner Knirps?" fragte der andere mit einem scharfen Blick, „nimm dich in acht, daß du meine Macht nicht an dir selbst verspürst!"

„Laßt's gut sein, Kamerad," warf Rudibert dazwischen, „der junge Geselle ist einer der Unsrigen, und fahrende Leute müssen allezeit zusammenhalten. Stoßt an auf eine fröhliche Reise und gutes Glück!"

„Ich kann's brauchen!" rief der Lange, „ich laufe ihm schon seit Jahren nach, und mir ist oft übel zumute. Ihr habt mich erquickt, zum Dank will ich euch eins singen; der Heimbold hat's von jeher nicht schlecht verstanden." Er zog eine Geige unter der Bank hervor, spielte und sang dazu:

„Kein Tröpflein mehr im Becher,
Kein Geld im Säckel mehr —
Da wird mir armem Zecher
Das Herze gar so schwer.
Das Wandern macht mir Pein,
Weiß nicht, wo aus noch ein.
Ins Kloster möcht' ich gehen,
Da liegt ein kühler Wein.

Ich zieh' auf dürrem Wege,
Mein Rock ist arg bestaubt,
Weiß nicht, wohin ich lege
In dieser Nacht mein Haupt.
Mein' Herberg ist die Welt,
Mein Dach das Himmelszelt,
Das Bett, darauf ich schlafe,
Das ist das breite Feld.

Ich geh' auf flinken Sohlen,
Doch schneller reit't das Glück,
Ich mag es nicht einholen,
Es läßt mich arg zurück.
Komm' ich an einen Ort,
So war es eben dort.
Da kommt der Wind geflogen,
Der pfeift mich aus sofort.

Ach, wer den Weg doch wüßte
In das Schlaraffenland!
Mich dünket wohl, ich müßte
Dort finden Ehr' und Stand.
Mein Mut ist gar so schlecht.
Daß ich ihn tauschen möcht',
Und so's Dukaten schneite,
So wär' mir's eben recht."

(Geibel.)

In steigender Verwunderung horchte Friedel auf Heimbolds Spiel und Gesang: das war etwas ganz anderes als alles, was er bisher gehört hatte; zuweilen klang es wie Tränen und dann wieder wie spöttisches Kichern und Lachen; es war, als hätte sich ein ganzer Chor von Stimmen vereint. Der wilde Mann, der ihm zuerst unendlich häßlich und abstoßend erschienen war, kam ihm mit einemmal höchst anziehend vor, und er wünschte sehnlich, ihm seine Künste abzulauschen. Als daher Rudibert aufstand, um zur nahen Burg aufzusteigen, deren Herr ihm von früher bekannt und hold war, erklärte er, er wolle bei Heimbold bleiben, und bat diesen dringend, ihm einigen Unterricht in der Handhabung des Bogens zu geben. Der Spielmann war dazu bereit, wenn jener ihn dafür bezahlen wolle, umsonst tue er nichts in der Welt; so zog denn Friedel sein Beutelchen hervor und legte ein Geldstück auf den Tisch, dem bald noch eins und noch eins folgte, denn der Knabe war ebenso unersättlich im Lernen wie der andere im Fordern und Einstreichen. „Weißt du was, mein Junge,“ sagte Heimbold zuletzt, „morgen ist Feiertag, da gehen wir auf den Kirchhof und geigen den frommen Leuten etwas Lustiges vor; laß sehen, was sie stärker lockt, die geistlichen Lieder oder die weltlichen.“

„Ihr werdet doch nicht während der heiligen Messe zum Tanz aufspielen oder den Kirchhof durch Eure Lieder entweihen wollen?“ rief Friedel entsetzt.

„Warum nicht?“ lachte der andere; „entweder ist die Kirche mächtig genug, um ihnen die Ohren gegen mein Spiel zu verstopfen — dann tue ich ihnen keinen Schaden; oder sie springen lieber im Reigen, als daß sie vor dem Altar knien — dann hat sie der Teufel ohnehin am Fädchen, und es ist gleich, wer sie zum Abfall verführt.“

Friedel schlug ein Kreuz; er war sowohl durch Bruder Eckbert als durch den Aufenthalt im Kloster gewöhnt, Kirche und Gottesdienst mit heiliger Ehrfurcht zu betrachten, und die leichtfertigen Reden des fahrenden Mannes verletzten sein tiefstes Gefühl. „Laßt mich,“ sagte er unwillig, „ich mag nichts mit Euern Späßen zu tun haben; ich will Meister Rudibert entgegengehen.“

„Ja ja, laß dich nur gehorsam ins Gängelband schnüren,“ höhnte Heimbold, „das ist mir ein rechter Spielmann, der sich vor Meistern und Pfaffen fürchtet! Du siehst mir eher aus wie ein entlaufener Klosterschüler; kriech schnell zu Kreuze, Bürschchen, und tu Buße in

Sack und Asche, weil du auf Heimbolds Reden gehorcht und seine Künste gelernt hast; er ist freilich bei den frommen Herren nicht zum besten angeschrieben.“ Friedel wurde blutrot, hielt sich die Ohren zu und lief davon; er fürchtete, der unheimliche Gesell sähe ihm sein ganzes Leben an den Augen ab.

Er wäre gern am anderen Morgen in die Kirche gegangen, doch stand er davon ab, als er hörte, daß dort Mönche von der Regel des heiligen Benedikt wohnten, derselben, der auch das Kloster Tannenrode folgte; denn er fürchtete, sie möchten etwa Kunde von seinem Entweichen bekommen haben und ihn festhalten. Da Rudibert wieder auf die Burg beschieden war, so ging er früh in den Wald hinaus, sang dort für sich allein die gewohnten Kirchengesänge, die er im Kloster gelernt hatte, und fühlte sich wohl und geborgen dabei. Als er in die Herberge zurückkehrte, war Heimbold fort; es lockte ihn unwiderstehlich, sich auf den Kirchhof zu schleichen, nur um ganz von fern zu sehen, ob jener seinen eichtsinnigen Plan wirklich ausführen werde. Da saß der wilde Spielmann in der Tat auf einem Grabstein, die Fiedel am Kinn, den Bogen in der Hand, als wolle er sogleich zu spielen anfangen. Die Türen der Kirche standen weit offen, und da das Gebäude viel zu klein war, die Menge der Gläubigen zu fassen, so knieten viele auf dem Kirchhof oder hatten sich auf die Grabhügel gesetzt und hörten andächtig den Klängen zu, die von innen herausdrangen.

Plötzlich ließ Heimbold die Saiten erklingen, zuerst ganz leise, so daß nur die Allernächsten etwas davon hörten: einige blickten ihn zornig an, andere nickten fast unmerklich dazu, so daß der Spieler immer kühner wurde und den Bogen immer lebhafter bewegte. Es war eine schmeichelnde, lockende Melodie, die mit der blühenden Umgebung trefflich harmonierte und das Ohr der Hörer immer mehr gefangen nahm; ein paar Kinder jauchzten und faßten sich an den Händen; die Mütter wollten es ihnen wehren, aber die Jungen drängten sich enger um den Spielmann und lauschten immer erregter den zauberischen Tönen. Bald kehrte die Mehrzahl derer, die außen geblieben waren, dem Kirchlein den Rücken; auch von innen traten Mädchen und Burschen ins Freie, um zu sehen, was da vor sich gehe, und der Kreis um den fahrenden Mann wurde immer dichter.

Plötzlich ging er in eine lustige Tanzweise über; wie auf ein Kommandowort umschlangen sich die Arme; die Füße hoben sich, und über die niedrigen Grabhügel hinweg tobte in wilden Sprüngen der Tanz.

Vergebens strebten die älteren Männer Ruhe und Ordnung zu schaffen; umsonst schalt ein Mönch mit heftigen Worten und Gebärden auf die Betörten ein, drohte ihnen mit allen Strafen der Kirche und der Hölle und beschwor den Verführer, den er als den argen Teufel selbst bezeichnete, das Feld zu räumen — ungehört verhallte seine Stimme in dem Getümmel. Friedel war auf einen Hügel gesprungen; wie gebannt schaute er dem tollen Treiben zu; der Anblick war zu lächerlich, ihn ergriff eine unwiderstehliche Lustigkeit, und unter lautem Lachen stimmte er händeklatschend in Heimbolds Weise ein. Plötzlich packte ihn eine schwere Hand unsanft am Kragen. „Du bist des Bösen Helfershelfer!" schrie eine zornige Stimme, und ehe er sich's versah, stießen ihn ein Paar starke Arme vorwärts und schoben ihn in eine kleine dunkle Zelle, wo er zu Boden stürzte, während hinter ihm die Tür ins Schloß fiel.

Eine lange Weile lag er halb betäubt da, denn er war hart gegen die Mauer gefallen, und der unerwartete Vorgang raubte ihm Atem und Besinnung. Dann tappte er im Dunkel umher, setzte sich auf einen Stein in der Ecke, stützte den schmerzenden Kopf in beide Hände und fing an, über seine Lage nachzudenken. Was wollte man mit ihm machen? Er hatte ja so wenig verbrochen, traf ihn doch keine größere Schuld als alle die anderen Zuhörer, die sich von Heimbolds Spiel hatten betören lassen; unmöglich konnten sie alle im Gefängnis schmachten. Er fing an zu rufen, zu bitten, zu toben; er schlug gegen die Tür, bis ihm die Hände wund waren — vergebens! Kein Laut von außen drang zu ihm. Endlich setzte er sich müde und verzweifelt wieder auf den Stein und weinte bittere Tränen; allmählich wurde er ruhiger, und seine Gedanken sammelten sich zum Gebet; er flehte Gott und alle Heiligen um Errettung an und gelobte, sich nie wieder von bösen Buben verlocken zu lassen. Mit gefalteten Händen schlief er ein und erwachte nicht eher, als bis ihn jemand an der Schulter rüttelte. Er schlug die Augen auf und sah Rudibert und einen Mönch vor sich stehen. „Meister," jauchzte er, „seid Ihr gekommen, mich frei zu machen? O kommt fort, weit fort von hier!"

„Halt, Bube," sagte der Mönch und packte ihn mit eisernem Griff am Arm, „so schnell geht es nicht in die Freiheit, erst kommst du ins Verhör, denn schlimmer Verdacht lastet auf dir."

Er führte den Gefangenen ins Refektorium des Klostergebäudes, das sich eng an die Kirche anschloß; dort saß mit strenger Amtsmiene

der Prior und um ihn im Halbkreis die Brüder. Das Verhör begann, der Knabe mußte von seiner Herkunft und seiner Erziehung berichten; dann fühlte ihm der Prior scharf auf den Zahn wegen seines Glaubens; doch war Friedel, dank dem Klosterunterricht, in allen Lehren trefflich beschlagen, konnte sein Vaterunser, das Ave Maria und manch andres Gebetlein wie am Schnürchen hersagen, und als er immer noch zweifelhafte Mienen vor sich sah, intonierte er mit seiner hellen Knabenstimme mehrere lateinische Gesänge, wie sie die Meßhandlung zu begleiten pflegen. „Wo hast du die gelernt?“ fragte der Prior mit mißtrauischem Blick. Friedel zauderte einen Augenblick, er hätte von der Klosterschule lieber geschwiegen, doch antwortete er der Wahrheit gemäß. „Und wie kamst du dorthin?“

„Mein Beschützer, der Ritter von Buchenbühl, brachte mich für den Winter in die Schule, um mich in allem unterweisen zu lassen, was ein rechter Sänger braucht; als es Frühling wurde, zog ich aus, um meinen Beruf anzutreten und dem deutschen Volke die Taten Kaiser Friedrichs, des Rotbarts, zu verkünden.“

„Du?!“ sagte der Richter, und sein strenges Gesicht zog sich in heitere Falten, während die Mönche herzlich lachten, „nun wahrlich, wenn des Kaisers Ruhm und Andenken in so starken Händen liegen, so sind sie wohl aufgehoben!“

„Darf ich Euch eine Probe geben, hochwürdiger Herr?“ rief Friedel mit blitzenden Augen, während er den Kopf stolz emporwarf, „gebt mir nur meine Fiedel oder eine Harfe, ich will Euch gleich ein Lied singen, das Euch gefallen soll.“ Der Prior winkte, man brachte eine kleine Harfe, und nach kurzem Besinnen hob der Knabe also an:

„Auf dem Königsplatz zu Aachen wogt die frohbewegte Menge,
Und aus tausend deutschen Kehlen dringen helle Jubelklänge:
Heil! Heil Friedrich Rotbart!

Da steht er, den als den Besten hat der Fürsten Rat erfunden,
Und mit kräftiger und weiser Hand zu heilen Deutschlands Wunden:
Heil! Heil Friedrich Rotbart! — —

Auf der Ebne zu Roncaglia, in des Südens goldnen Auen,
Drängt sich welsches Volk, begierig, seinen Kaiser dort zu schauen:
Vivat Barbarossa!

Und es prangt der deutsche Reichsschild, und es flattern deutsche Fahnen;
Heimlich knirschend folget Welschlands Ritterschaft des Kaisers Bahnen:
Vivat Barbarossa! — —

An des Kalykadnos Strande dumpfe Trauerklänge hallen:
»Weh! Uns hat der Tod entrissen«, also hört man's jammernd schallen,
»Unsern Kaiser Rotbart!«

Doch du bist nicht ganz geschieden, bargst dich nur im tiefen Berge,
Sitzest dort im Zauberschlummer, und es hüten dein die Zwerge,
Großer Kaiser Rotbart!

Aber wenn die Zeit gekommen, wirst du glorreich auferstehen
Und zu Deutschlands Ruhm und Ehre kühn dem Feind entgegengehen,
Sieger Barbarossa!"

Die Gesichter der Mönche hatten sich während dieses Gesanges merkwürdig aufgehellt; einige verrieten sogar lebhafte Bewunderung, und als er geendet hatte, erklang ein Murmeln des Beifalls. „Du hast die Probe nicht übel bestanden," sagte der Prior, „und ich wäre geneigt, dich auf die Fürsprache dieses Mannes" — er wies auf Rudibert — „zu entlassen, wenn nicht dein Verhältnis zu jenem teuflischen Gesellen noch aufzuklären wäre. Nachdem er hier seinen höllischen Spuk getrieben hatte, verschwand er wie ein Nebel unter unseren Händen; du aber bist schon gestern im Dorfe in seiner Begleitung gesehen worden. Sprich die Wahrheit, mein Sohn, und sage mir, was du von seinen Künsten weißt."

„Ich habe ihn gestern zum erstenmal gesehen, hochwürdiger Herr, und anfangs war er mir widerwärtig in Aussehen und Reden. Aber er versteht es meisterhaft den Bogen zu führen, und ich bat ihn, mich seine Kunst zu lehren — weiter nichts. Gewiß ist er ein lockerer Zeisig, denn seine Zunge war voll Spott und Mißachtung des Heiligen, aber dennoch glaube ich fest, daß er ein Mensch ist wie andere, denn er hatte Hunger und Durst und keinen Heller in der Tasche, um sich Speise und Trank zu kaufen. Könnte er sich nicht leichtlich alle Schätze der Welt verschaffen, wenn er etwas mit dem Fürsten der Hölle gemein hätte?"

„Da hast du den Nagel auf den Kopf getroffen, mein feiner Knabe," rief eine rauhe Stimme dazwischen, „und mit deiner Kinderweisheit den Verstand dieser klugen Männer zuschanden gemacht!"

Aller Augen wandten sich erschrocken dem offenen Fenster zu, an dem plötzlich Heimbolds großer Kopf mit den wirren Haaren auftauchte. „Haha, ihr geistlichen Herren,“ lachte der Spielmann höhnisch, „meint ihr wirklich, es gehöre Hexerei dazu, um die Herzen der Menge euerm geistlosen Geplärr und den langweiligen Sermonen abwendig zu machen und sie zu ausgelassener Freude zu entflammen? Das ist ein kinderleichtes Stücklein, das ich alle Tage aufführen könnte, wenn mir nicht gerade der Magen vor Hunger knurrt oder die Knochen so schmerzen, daß mir der Spaß vergeht. Der Bube da hat mich gestern gut bezahlt für meine Lehren, deshalb soll er nicht in der Patsche sitzen bleiben, sonst hätte ich euch gern in der Meinung gelassen, daß seine höllische Majestät selber euch einen Besuch gemacht habe. Um euch aber aufs deutlichste zu zeigen, daß ich nur ein Sänger bin wie jener da, will ich euch auch ein feines Lied zur Ehre des Rotbarts singen.“ Er fuhr mit dem Bogen über die Saiten und begann:

„Am Schank zur goldnen Traube,
Da saßen im Monat Mai
In blühender Fliederlaube
Guter Gesellen drei.

Es trug in funkelnden Kannen
Der Wirt den Wein auf den Tisch;
Lustige Reden sie spannen
Und sangen und tranken frisch.

Da war auch einer drunter,
Der grüne Jägersmann;
Vom Kaiser Rotbart munter
Zu sprechen hob er an:

»Ich habe den Herrn gesehen
Am Rebengestade des Rheins,
Zur Messe wollt' er gehen
Wohl in den Dom zu Mainz.

Das war ein Bild, der Alte,
Fürwahr nach Kaiserart,
Bis auf die Brust ihm wallte
Der lange braune Bart.«

Ins Wort fiel ihm der zweite,
Der mit dem Federhut:
»Ei Bursch, bist du gescheite?
Dein Märlein ist nicht gut.

Auch ich hab' ihn gesehen
Auf seiner Burg am Harz,
Am Söller tät er stehen,
Sein Bart, sein Bart war schwarz.«

Da fuhr vom Sitz der dritte,
Der Mann mit Koller und Sporn,
Und in der Zänker Mitte
Rief er in hellem Zorn:

»So geht mir doch zur Höllen,
Ihr Lumpen, Glück zur Reis'!
Ich sah den Kaiser zu Köllen,
Sein Bart war weiß, war weiß!«

Das gab ein grimmes Zanken
Um Weiß und Schwarz und Braun:
Es sprangen die Klingen, die blanken,
Und wurde scharf gehaun.

Verschüttet aus den Kannen
Floß der vieledle Wein;
Blutige Tropfen rannen
Aus leichten Wunden drein.

Und als es kam zum Wandern,
Ging jeder mit zornigem Mut,
Sah keiner nach dem andern,
Und waren sich jüngst so gut!

Ihr Brüder, lernt das eine
Aus dieser schlimmen Fahrt:
Zankt, wenn ihr sitzt beim Weine,
Nicht um des Kaisers Bart!"

(Geibel.)

Wie bezaubert hörten Prior und Mönche den eigenartigen, spöttischen Klängen zu; keiner wagte sich zu rühren, und sie wiegten nur unwillkürlich die Oberkörper nach dem Takte der Musik und lächelten vergnügt dazu. Der letzte Ton war kaum verhallt, als das Gesicht des Spielmanns vom Fenster verschwand; einer der Mönche beugte sich hinaus, um ihm nachzusehen, aber schon war keine Spur mehr von ihm zu erblicken. Das sah verdächtig genug aus, dennoch war des Priors Mißtrauen gegen Friedel gehoben, und mit einer ernsten Verwarnung, sich nie wieder in so schlechte Gesellschaft zu begeben, entließ er ihn. In der Herberge fand der Knabe sein Bündel und seine Fiedel, und froh, den Staub dieses Dorfes von seinen Füßen zu schütteln, wanderte er noch an demselben Abende mit Rudibert weiter — um ein gutes Teil ernster und erfahrener, als er gekommen war.



Sechzehntes Kapitel.

Allerlei Botschaft.

Schon wehten die Winde rauh und herbstlich um Burg Scharfeneck, und immer noch waren die Frauen allein, ja, es war noch leerer geworden als zuerst, denn im Frühling war der Graf von Henneberg gekommen, um Junker Wolf abzuholen — und mit blutendem Herzen hatte sich Frau Hildgunde von dem einzigen Sohne getrennt. Seitdem war sie noch ernster und stiller geworden, und ihre Seele war oft von bangen Ahnungen erfüllt.

In trübes Sinnen verloren, saß sie eines Tages in ihrem Zimmer; die sonst so fleißigen Hände lagen müßig in ihrem Schoße. Am Fenster lehnte Jutta, die in diesem schweren Jahre wunderbar gereift war; aus dem übermütigen fröhlichen Mädchen war eine stolze, sinnige Jungfrau geworden, die treue Freundin ihrer Mutter und Gefährtin aller ihrer Sorgen und Gedanken. „Kann es wirklich Gottes Wille sein," sagte die Schloßfrau halblaut vor sich hin, „daß Gatten und Väter hinausziehen in eine weite, fremde Welt und Haus und Kinder der Obhut Fremder überlassen? Hat nicht Gott selbst die heiligen Bande der Ehe und Familie geknüpft?"

„Und ist das nicht auch wider Gottes Ordnung," fiel Jutta ein, „daß sich zwei Menschen lieb gewinnen, um sich sofort zu trennen auf lange Zeit, vielleicht auf Nimmerwiedersehen? Sagt nicht Vater Eckbert, daß Gott die Liebe sei, und kann er Gefallen daran finden, die auseinander zu reißen, die sich in Treuen gefunden haben?"

Frau Hildgunde richtete sich auf und sah ihre Tochter mit einem erschrockenen Blicke an. „Kind, Kind," sagte sie, „laß uns unsere Herzen nicht in Zweifel und Murren verstricken! — Deine Worte zeigen mir klar, wie unrecht ich tat, als ich durch meine rebellischen Gedanken die

deinen bestärkte. Bedenke, was uns Vater Eckbert gesagt hat: die Kreuzfahrten sind ein Gebot der Kirche, dem wir uns in kindlichem Gehorsam unterwerfen müssen, ohne viel zu fragen und zu grübeln; das aber ist sicherlich Gottes Wille und Absicht gewesen, daß wir beide dadurch in diesen Feuerofen der Trübsal kommen sollten. Laß uns still halten und Sehnsucht und Entbehrung mutig ertragen! — Das ist unser Kreuzzug, und auch er ist dem Herrn wohlgefällig."

Sie waren so in ihr Gespräch vertieft, daß sie nicht bemerkten, wie nebenan im Gaden eine lebhafte Unruhe entstand; erst als die Beschließerin den Vorhang zurückschlug, sah die Schloßfrau auf. „Herrin," sagte Frau Wendelmuth, und ihre Stimme bebte vor Erregung, „ein Bote — unser eigner Knappe Eberhard — er bringt Euch Nachricht von unserm Herrn."

„Von Wolfram!" rief Frau Hildgunde und wollte aufspringen; aber sie zitterte so sehr, daß sie auf ihren Stuhl zurücksank; Jutta flog an ihre Seite und stützte sie. „Laß ihn hierher kommen, Mutter," bat sie, „und uns zuerst mit ihm allein sprechen; wer weiß, was er für Kunde bringt!" Sie rief Wendelmuth den Befehl zu, und bald stand der Knappe vor beiden Frauen, vor denen er ehrerbietig das Knie beugte. „Gott grüße Euch, Herrin, und Euch, edles Fräulein! Ritter Wolfram von Scharfeneck entbietet Euch und allen den Seinen herzlichen Gruß."

„Gottwillkommen, Eberhard, wo hast du deinen Herrn verlassen?"

„Zu Otranto an der apulischen Küste."

„So ist er schon zurück aus Jerusalem? Er folgt dir auf dem Fuße? Wann können wir ihn erwarten?"

„Mit Vergunst, edle Frau, er ist gar nicht im Heiligen Lande gewesen; er kehrte mit dem Landgrafen zurück, nachdem wir uns erst wenig Tage zuvor eingeschifft hatten."

„Und wo ist der Landgraf jetzt?"

„Er ist tot, Herrin."

„Tot? Der Landgraf tot? O heilige Mutter Gottes, welch ein Schlag! Und nicht einmal im Kampfe gegen die Ungläubigen gefallen, so daß die Engel seine Seele gleich ins Paradies trugen?"

„Nein, er starb am Fieber, das schrecklich unter dem Kreuzheer wütete."

„Und dein Herr?"

„Auch er lag an demselben Fieber krank danieder, als ich ihn verließ."

„Ihr Heiligen!“ stöhnte Frau Hildgunde und bedeckte das Gesicht mit den Händen, „soll auch er den unrühmlichen Tod im fremden Lande sterben? — O mein Wolfram!“

Jutta schlang die Arme um die gebeugte Frau, auf daß sie nicht zusammenbräche. „Mut, Mutter, Mut!“ flüsterte sie ihr zu, „noch ist nicht alles verloren; laß uns hoffen, solange es möglich ist! Geht jetzt, Eberhard, und stärkt Euch mit Speise und Trank; später rufe ich Euch wieder, dann erzählt Ihr uns genau, wie sich alles zugetragen hat.“

Als Eberhard nach einigen Stunden wieder die Kemenate betrat, fand er im Gaden die Gebieterin im Kreise aller ihrer Hausgenossen und begann vor ihnen seine Erzählung.

„Wohl war es gute Zeit, als wir im vorigen Sommer die teure Heimat verließen, und uns allen dünkte eine Kreuzfahrt das fröhlichste Unternehmen. Doch wurde das schon anders, als wir an die Alpen kamen und unsre Wagen, die uns bisher reichlich mit Nahrung für Mensch und Tier versorgt hatten, leer heimkehrten. Grausam hoch sind dort die Berge, die mit ihren Spitzen schier bis in den Himmel ragen; trotz des Sonnenscheins liegt oben Eis und Schnee, und uns fror wie im Winter. Als wir hinabstiegen, tat sich uns zwar ein Land auf, das wie ein Garten Gottes anzuschauen war; aber die Herbergen wurden immer schlechter, die Wirte und ihre Preise immer unverschämter. Dazu kam, daß sich das ganze Lombardenland im Aufruhr befand; viele seiner Städte hatten sich gegen den Kaiser empört und ihm und seinen Verbündeten blutige Fehde geschworen. Da war ein deutscher Heerhaufe übel dran! Oft mußten wir lange an einem Orte liegen bleiben und vorsichtig spähen, ob die Straße frei sei, und mancher von den Unsrigen fiel im heißen Kampfe. So wurde es Weihnachten, ehe wir Rom erreichten, wo unsere Herren den Segen des Papstes für sich und ihre Fahnen begehrten. Ein seltsamer Ort; man sollte meinen, die Stadt des Heiligen Vaters müsse der Himmel auf Erden sein, voll Liebe und Eintracht, Friede und Frömmigkeit — aber weit gefehlt! Nie haben meine Augen ein wüsteres Treiben geschaut, nie hörte ich so viele wilde Flüche, und nirgends sah ich so viel heimliche und offene Missetat! Der Welsche hat die Hand immer gleich am Dolch; wenn man einmal bei nächtlicher Weile durch die Straßen ging, hörte man sicher ein Stöhnen, und im Schatten der alten Mauern lag ein Mann mit der Todeswunde in der Brust oder im Nacken.

„Schwer fanden es unsere Herren, bis vor das Angesicht des Heiligen Vaters zu dringen; Ostern stand vor der Tür — da scholl der dumpfe Ton einer Totenglocke durch den Lärm der Straßen, und von Mund zu Mund flog die Kunde: »Der Papst ist tot!« Er soll ein edler, milder Herr gewesen sein, aber man meinte, er hätte das Schifflein der Kirche Christi mit allzu sanfter Hand durch das wilde Meer steuern wollen. Kaum drei Tage waren vergangen, da tönten alle Glocken, und die Stadt klang von hellem Jubelruf wider, denn ein neuer Papst war erwählt. Ich sah ihn selbst, als er in feierlichem Zuge auf milchweißem Zelter, unter Posaunenklang und Gesängen, nach dem Lateran durch die Straßen zog, die mit Palmen und Blumen und goldgestickten Teppichen verschwenderisch geschmückt waren. Papst Gregor ist ein Greis, aber sein Auge leuchtet wie Feuer, und schlimme Worte drangen an deutsche Ohren: dieser werde ganz anders gegen den Kaiser auftreten und mit eisernem Zaum das widerspenstige Roß zu leiten wissen.

„Bald kam denn auch ein neuer Geist in alle die Scharen der Waller und Ritter, die schon lange müßig umherlungerten; in langen Zügen eilten sie der Küste zu, wo sie eingeschifft werden sollten. In Brindisi wurde ein gewaltiges Lager aufgeschlagen: täglich strömten Tausende und aber Tausende hinzu — ach, es war dort ein übles Leben, und statt unter Christen, die zusammen einem heiligen Ziele zustrebten, konnte man sich unter Räubern und Wölfen wähnen. Die Lebensmittel waren knapp, einer suchte sie dem andern zu entreißen, Hader und Zwist nahmen kein Ende. Dazu brach das Fieber aus, und die Leute aus dem kühleren Norden schmolzen hin wie der Schnee vor der Frühlingssonne. Herr Diether von Buchenbühl hatte sich schon früher von unserm Herrn getrennt und sich dem Hochmeister der Deutschen Brüder, Hermann von Salza, angeschlossen, er schiffte sich schon vor Monden ein und hat wohl längst das Heilige Land erreicht; unser Herr Wolfram aber blieb im Gefolge des Landgrafen, der, wie der Kaiser selbst, arg am Fieber litt. Endlich gingen wir im September unter Segel, aber kaum waren wir auf hoher See, da brach die Seuche stärker unter uns aus, so daß kaum einer verschont blieb; wir kehrten um, und nach drei Tagen war der Fürst von Thüringen eine Leiche. Die Pilgerscharen aber liefen auseinander wie eine Herde Schafe ohne Hirten.

„Bald danach ließ Herr Wolfram mich zu sich rufen und befahl mir, mich den Boten anzuschließen, welche die Trauerkunde nach der

Wartburg bringen sollten. Er trug mir auf, Euch, edle Frau, zu sagen, daß er zu Weihnachten heimzukehren hoffe, so Gott ihm das Leben lasse; früher könne er seine Besserung nicht erwarten."

„Zu Weihnachten!" sagte Mechthild entzückt und hob die Augen und Hände dankbar empor, „nur noch wenig Wochen dürfen wir auf den teuern Vater warten!" Aber Frau Hildgunde stimmte nicht in ihre Freude ein; sie saß stumm da, mit gesenkten Augen, und auf ihre gefalteten Hände fielen große Tropfen hinab. Auch Juttas Antlitz spiegelte nur Kummer und Sorge wider.

„Und habt Ihr Euern Heimweg unangefochten zurücklegen können?" fragte Vater Eckbert. — „Wir mußten uns manchmal tüchtig durchschlagen und oft listig verbergen", erwiderte Eberhard. „Die Welschen sind den Deutschen ohnehin wenig hold, und ihr Widerwille wurde noch durch die Priester geschürt, denn der Heilige Vater war über den vereitelten Kreuzzug in großem Zorn entbrannt. Man sagte, er hätte die Gesandten des Kaisers, den die Ärzte in die Bäder von Pozzuoli geschickt hatten, nicht einmal vorgelassen und dessen Krankheit für eitel Heuchelei erklärt; deshalb sprach er den Bann über ihn aus. Als wir einmal im Welschland in eine Kirche traten, hallte sie wider von Verwünschungen gegen unsern Kaiser, und der Bischof verkündete von hoher Kanzel herab den furchtbaren Fluch, während die Priester, die zu beiden Seiten des Hochaltars aufgereiht standen, die brennenden Kerzen voll Haß und Zorn zur Erde schleuderten, zum Zeichen, daß das Andenken des Verfluchten ausgelöscht sein solle in Zeit und Ewigkeit."

Die Zuhörer bekreuzten sich in Schauder und Schrecken. „Es ist eine schwere, böse Zeit!" seufzte Eckbert, „wie oft habe ich Ähnliches mit meinem Kaiser durchleben müssen! Es hat noch nie ein dauernder Friede zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht bestanden und wird es auch nie, solange beide miteinander um die Herrschaft über diese Erde ringen."

Gerda lag an diesem Abend lange schlaflos und netzte ihr Lager mit heißen Tränen. „O wie schrecklich ist die Welt!" jammerte sie, „und wie wird es Friedel darin ergehen? Wenn er auch sein Leben glücklich durch alle Gefahren rettet, wie soll er seine Seele vor Befleckung bewahren? Ist es doch, als gäbe es draußen nur Greuel und Sünde, als ob vom Höchsten bis zum Geringsten hinab jeder dem andern Unrecht und Gewalt antäte. O du gnadenreiche Mutter Gottes, breite deine Hände über ihn aus und schütze, schütze ihm Leib und Seele!"

Wenig Tage später wurde Frau Wendelmuth unter sicherem Geleit nach Eisenach entsandt, um auf dem dortigen Markt allerlei wirtschaftliche Bedürfnisse für den Winter einzukaufen. Aber es war heute ein schlechtes Handeln, nur wenige Krämer waren erschienen, auch die Käufer ließen sich fast gar nicht sehen; es war, als hinge eine dunkle Wolke von Sorge und Trauer über der Stadt. Kein Rufen und kein Schreien, kein Drängen und Lachen wie sonst; die Leute flüsterten nur miteinander, beklagten den Tod des seligen Herrn Landgrafen, raunten sich zu, daß der neue ein gar gewalttätiger Herr und der frommen Frau Elisabeth von Herzen gram sei, und daß dieser traurige Zeiten bevorstünden. Auf einmal kamen mehrere Weiber von außen in die Stadt gerannt. „Wehe, wehe!“ riefen sie, „es begibt sich etwas Schreckliches; von der Burg herab kommt ein kläglicher Zug: die Frau Landgräfin ist aus der Wartburg vertrieben!“

Ein Häuflein Frauen, unter ihnen Frau Wendelmuth, lief vor das Tor, und siehe! da kam die Fürstin selber im Trauergewande, ein Kind auf dem Arm, den Knaben an der Hand, und hinter ihr eine einzige Dienerin, die das kleine Mädchen trug. Die fromme Frau ging gebeugt, wie unter schwerer Last, die Augen zu Boden geschlagen; die Kinder weinten, nur das jüngste auf der Mutter Arm jauchzte hell auf, als es die teilnehmenden Frauen am Wege stehen sah, die sich tief und ehrerbietig verneigten, wie es sich vor ihrer Fürstin gebührte. Da schlug diese die großen Augen auf — eine Welt voll Trauer lag darin, aber keine Träne entquoll ihnen; es war, als hätten sie schon allen Jammer ausgeweint und nun kein Tröpfchen mehr übrig. In ehrfurchtsvoller Entfernung folgten die Weiber, aber als sie wieder in die Stadt kamen, war alles wie ausgestorben; die Krämer hockten halb verborgen hinter ihren Tischen und in ihren Buden, alle Türen waren fest verschlossen, nirgends ließ sich ein Mensch auch nur am Fenster blicken. Eben sah Frau Wendelmuth, wie die Landgräfin mit schmerzlicher Miene von einer Tür zurücktrat, an die sie vergeblich gepocht hatte; da ergriff die Alte der Grimm, und sie ließ ihre Fäuste gegen die Pforte donnern. Eine kleine Spalte öffnete sich, und eine leise Stimme fragte, wer da sei. „Macht auf,“ schrie sie empört, „und laßt Eure Fürstin ein! Schämt Ihr Euch nicht Eurer Hartherzigkeit und elenden Menschenfurcht? Habt Ihr schon vergessen, wieviel Gutes sie an Euch und Euern Kindern, Euern Armen und Kranken getan hat, und wollt Ihr der Verfolgten aus jämmerlicher

Feigheit den Eintritt verweigern, nur um es mit dem regierenden Herrn nicht zu verderben?"

Der Frager innen hatte vor der Strafpredigt längst die Tür zugeschlagen, und als jene nicht aufhörte, mit lauter Stimme zu schelten und zu drohen, kam über den Marktplatz der Weibel geschritten und sagte ihr, er müsse sie ins Gefängnis setzen, wenn sie solchen Lärm mache. „Ins Gefängnis, mich, die ehrsame Frau Wendelmuth, Beschließerin auf Burg Scharfeneck?" rief sie in höchster Entrüstung, und ihre spitzen Finger näherten sich bedenklich seinem Gesicht, als hätten sie nicht übel Lust, ihm die Augen auszukratzen; „wagt es, mich anzurühren, und Ihr sollt Euer blaues Wunder sehen!" Ludolf ergriff die Erzürnte beim Arm und führte sie gewaltsam mit sich fort, um dem Streit ein Ende zu machen; im letzten Augenblick sah sie noch Frau Elisabeth und die Kinder in der Tür des Frauenklosters verschwinden — die Verstoßene hatte wenigstens eine Zuflucht gefunden!

Als die Beschließerin heimkehrte, sah sie so blaß und verstört aus, daß sich alle um sie drängten und mit Fragen auf sie einstürmten. Lange rang sie vergeblich nach Worten; es war, als schnüre Leid und Ingrimm ihr die Kehle zu; endlich faßte sie sich so weit, um unter vielen Unterbrechungen ihre Erlebnisse zu erzählen. „O warum sind die Menschen so schändlich!" schloß sie ihren Bericht, „und warum fahren nicht des Himmels Blitze darein, um die Ungeheuer zu vertilgen, die weder Treue noch Dankbarkeit kennen?"

Alle waren tief ergriffen von dieser Kunde und gaben ihrem Mitleid mit der unglücklichen Fürstin und ihrem Abscheu wider den Landgrafen Heinrich in lauten Worten Ausdruck; nur Frau Hildgunde schwieg, nicht, weil sie beides nicht ebenso lebhaft empfunden hätte, sondern weil das bange Vorgefühl kommender Bedrängnis ihr Herz zusammenpreßte. Wenn der regierende Landgraf nicht einmal der Witwe seines Bruders und der eigenen Neffen und Nichten schonte, was würde er sich nicht gegen fremde Frauen und Kinder erlauben, denen der natürliche Beschützer fehlte? Immer heißer und brünstiger wurden die Gebete um die Rückkehr des Gatten und Vaters, die täglich zu Gottes Thron aufstiegen; aber noch schien sein Ohr verschlossen und die Hilfe fern.

Kurze Zeit vor Weihnachten wurde Frau Hildgunden gemeldet, daß ein Ritter vom landgräflichen Hofe vor der Burg erschienen sei und die Gebieterin selbst zu sprechen begehre, um ihr eine Botschaft seines Herrn

auszurichten. Sie erschrak heftig darüber, denn sicher konnte der Bote nichts Gutes bringen; dennoch suchte sie ihre Fassung wieder zu gewinnen, um ihm mit aller geziemenden Würde entgegenzutreten. Sie legte eine gewählte Kleidung an und warf den langen Mantel um; die Töchter mußten ein Gleiches tun, auch Frau Wendelmuth und Bruder Eckbert wurden herbeigerufen. So nahm Frau Hildgunde Platz auf der erhöhten Bühne der großen Halle, einer Fürstin gleich, die inmitten ihres Hofstaates einen fremden Gesandten empfängt. Der Ritter wurde von Klaus, dem Burgwart, und einigen Knappen mit aller gebührenden Ehrfurcht und Förmlichkeit hereingeführt und der Herrin vorgestellt. Er schien zuerst eine hochfahrende Miene annehmen zu wollen, aber der Anblick der stattlichen Schloßfrau, die ihn mit höflicher Herablassung begrüßte, brachte ihn auf andere Gedanken; er verbeugte sich tief und begann in ehrerbietigem Ton seine Rede:

„Mein hoher Herr, der regierende Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen, entbietet seinen huldreichen Gruß der edeln Frau Hildgunde, Witwe des weiland Ritter Wolfram von Scharfeneck, und versichert sie seines herzlichen Bedauerns über den Tod eines Mannes, der sich immer als ein treuer Gefolgsmann des verewigten Landgrafen bewiesen hat und auch an seiner Seite gestorben ist. Da mit seinem Tode das Lehn von Scharfeneck erledigt ist, so fordert mein Gebieter Frau Hildgunde auf, es zu Neujahr kommenden Jahres in die Hände des Lehnsherrn zurückzugeben, doch bietet er ihr, aus besonders gütiger Rücksicht auf die Verdienste ihres Gatten, einen Witwensitz für Lebenszeit auf einem Meierhofe bei Eisenach an, ja er will sogar erlauben, daß sie mit ihren Töchtern, falls Weg und Wetter um Neujahr zu rauh für eine Übersiedlung edler Frauen sein sollten, bis zu besserer Zeit gastweise auf Scharfeneck verbleibe, unter der Bedingung, daß der neue Inhaber, Lothar von Kalmburg, der bereits den Lehnseid geleistet hat, hier als Herr walte und das bisherige Gefolge, soweit es nicht zur persönlichen Bedienung der Damen gehört, entlassen werde.“

Erbleichend hatte Frau Hildgunde diese Rede angehört und die Hand fest auf das pochende Herz gedrückt, um jedes Zeichen von Unruhe oder Bestürzung zu ersticken. Die Töchter wechselten angstvolle Blicke, folgten aber dem Beispiel der Mutter; viel Mühe jedoch hatte Vater Eckbert, Frau Wendelmuth festzuhalten, die mehrmals zornig von ihrem Sitz auffahren und dem Ritter in die Rede fallen wollte. „Der

Freche!“ murmelte sie, „wie kann er sich unterstehen — soll ihm keiner das Maul stopfen dürfen —?“

Jetzt erhob sich die Schloßfrau und sprach mit ruhiger, klarer Stimme: „Meldet dem Herrn Landgrafen meinen untertänigen Gruß und Dank für seine Teilnahme, doch sei er falsch berichtet, wenn er wähne, mein Gatte, Ritter Wolfram von Scharfeneck, sei tot: vor wenigen Wochen erhielt ich die Botschaft von ihm durch seinen eigenen Knappen, daß er das Weihnachtsfest zu Hause zu feiern gedenke — ich erwarte ihn daher in den nächsten Tagen. Sollte aber auch — was der Himmel in Gnaden verhüte — mein Gatte auf fremder Erde sein Ende finden, so fällt das Lehn nach unbestrittenem Recht unserm Sohne zu, denn es ist erblich, und solange ein rechtmäßiger Erbe vorhanden ist, kann eine Erledigung nicht eintreten. Sobald ich daher triftigen Grund haben sollte, meinen Gatten als tot zu betrauern, würde ich solches dem Herrn Landgrafen anzeigen lassen, und die Vormünder meines Sohnes würden an seiner Statt den Lehnseid leisten. Bis zu seiner Mündigkeit aber steht mir das unveräußerliche Recht zu, meinen Sitz auf Scharfeneck zu nehmen und das Erbe meines Sohnes mit treuer Hand zu verwalten. Solches meldet Euerm Herrn!“

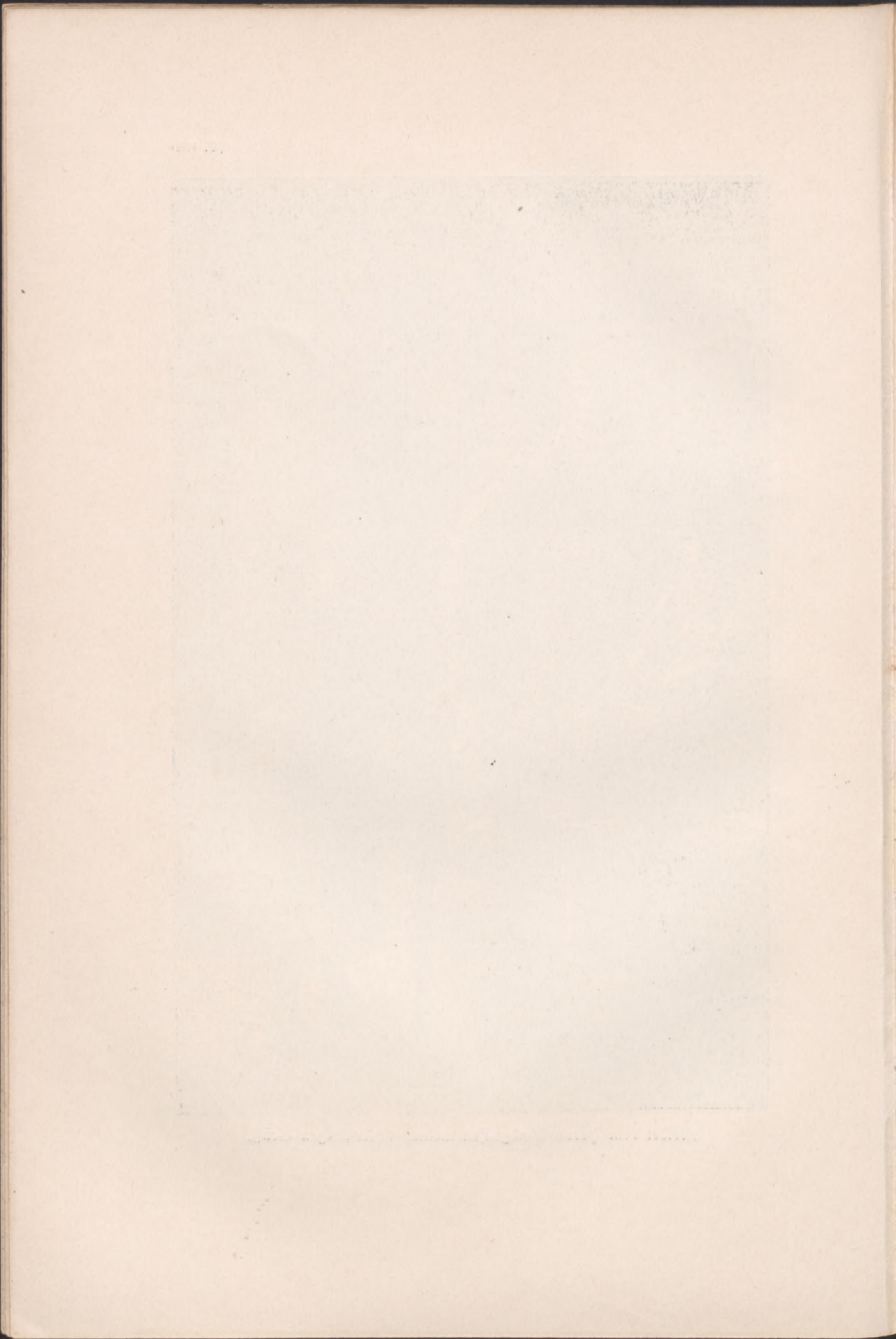
Der Ritter verneigte sich und wurde mit der vorigen Höflichkeit hinausgeführt. Kaum hatte sich die hohe Tür hinter ihm geschlossen, als Frau Wendelmuths Entrüstung hervorbrach wie ein Strom, dessen geschwollene Fluten sich nicht länger eindämmen lassen. „Soll dieser Lotterbube ungestraft von dannen ziehen?“ rief sie, „und will ihm keiner einen verständlichen Denkzettel auf den Rücken schreiben? Seit wann teilt man die Haut des Löwen, solange er lebt? Aber wartet nur, ihr Speichellecker, ihr feilen Knechte, die ihr euch dazu hergebt, solch ungewaschenes Zeug vor ehrbaren Leuten auszubreiten; der Löwe wird seine Tatze bald erheben und das kleine Geschmeiß vernichten! Laßt ihn nur kommen, diesen Ritter Lothar von Kalmburg, der sich nicht entblödet, sich fremdes Gut anzumaßen; wir wollen ihm einen lustigen Empfang bereiten und ihm und den Seinen manch steinernes Nüßlein auf den Kopf werfen, woran sie schwer knacken sollen; mit siedendem Wasser wollen wir ihnen den Weg weisen, den sie gekommen sind, so daß sie des Wiederkehrens vergessen.“

Sie fiel vor der Schloßfrau auf die Knie nieder, während sich die Töchter um die Mutter drängten und sie weinend umschlungen hielten. „O edle, teure Herrin!“ rief sie aus, und über ihr faltenreiches Gesicht

(S. 150.)



Meldet dem Herrn Landgrafen meinen untertänigen Gruß.



leuchtete ein Strahl der Begeisterung, „grämt Euch nicht zu sehr und verzaget nicht, denn Gott wird sicher die Anschläge des bösen Landgrafen zuschanden machen und unsern gnädigen Herrn glücklich heimführen. Inzwischen aber wollen wir alle zu Euch stehen bis zum letzten Blutstropfen und Euch und Euer Recht gegen alle Feinde verteidigen. Seht: Klaus und Ludolf und die alte Wendelmuth, die weichen keinem und geben freudig ihr Leben für Euch und die Eurigen; auch die Knappen sind brav, und sogar die Mägde, so windig und leichtfertig sie oft auch scheinen — im Grunde wissen sie doch alle, was sie Euch schuldig sind. Vertraut auf den Himmel und unsre Treue, und alles wird noch zum guten Ende kommen!“

Frau Hildgunde mußte unter ihren Tränen lächeln. „Gute, brave Seele,“ sagte sie warm und drückte der Beschließerin beide Hände, „ich weiß, daß ich auf deine Ergebenheit Häuser bauen könnte. Aber Gott verhüte, daß es zum Äußersten käme, denn der Gewalt würden wir doch weichen müssen. O barmherziger Himmel, führe meinen Gatten zurück und erhalte meinem Sohn sein Erbe und sein Recht!“ —

In angstvoller Spannung verflossen die nächsten Tage, kein anderer Gedanke kam in die Gemüter aller, als die Erwartung des abwesenden Burgherrn. Kam er, wie verheißen, zurück, so hatte alle Not ein Ende — blieb er fern, so mußte man auf alles gefaßt sein. Aber wie sehr auch der Türmer seine Augen anstrengte, um das Banner seines Herrn in der Ferne zu erspähen; wie gespannt auch jedes Ohr hinauslauschte, um den wohlbekannten Klang des Heerhorns zu vernehmen — es blieb alles leer und still, und kein Fuß nahte der Burg. Vergebens schickte man Boten bis Erfurt aus, um Kundschaft einzuziehen — sie kamen unverrichteter Sache wieder zurück. So ging das Weihnachtsfest vorüber; am Tage danach erschien jener Ritter wieder vor der Burg, verlangte mit spöttischer Höflichkeit, den zurückgekehrten Gebieter zu begrüßen, und zeigte an, daß am Tage nach Neujahr der Ritter von Kalmburg sein Lehn antreten werde. Er achtete nicht auf den Protest, den ihm Klaus überbrachte; wohlgemut eilte er von dannen und hieß seinen Trompeter ein lustiges Stücklein spielen — was bei Frau Wendelmuth einen lauten, aber machtlosen Wutausbruch erregte.

Nun hielt Frau Hildgunde eine letzte Beratung mit ihren Getreuen, deren Ergebnis war, daß sie mit den Töchtern die Burg verlassen sollte, um den Schutz König Heinrichs gegen die Vergewaltigung des Landgrafen anzurufen. Zu diesem Zweck wollte sie sich zunächst

nach Nürnberg begeben, wo eine Freundin ihrer Jugend an einen reichen Kaufherrn verheiratet war. Gerda sollte sie als einzige Dienerin begleiten, während sich eine mäßige Besatzung unter dem Befehl des alten Klaus in den Bergfried zurückziehen sollte, um wenigstens einen festen Punkt gegen die eindringenden Feinde zu halten. Frau Wendelmuth erklärte bestimmt, daß sie bei den Verteidigern aushalten werde; kein Mensch solle sie zwingen, den Boden zu verlassen, der, solange sie denken könne, ihre Heimat gewesen wäre. Sie erwählte sich unter den Mägden die kräftigste und treueste und richtete mit ihr einige Räume des alten Turmes zu Küche und Kammer ein, die sie mit allen erdenklichen Vorräten vollstopfte, während die anderen Dienerinnen zu den Ihrigen entlassen wurden. Unterdessen packten die Frauen ihre notwendigsten Habseligkeiten zusammen; die Schätze und Kleinodien des Hauses wurden in sichern Gewahrsam gebracht und ein beladener Wagen vorausgeschickt. Es herrschte eine rastlose Tätigkeit; am Morgen des Neujahrstages war alles gerüstet, die gesattelten Pferde standen auf dem Hofe bereit. Zum letztenmal knieten die Frauen vor dem Altar der Burgkapelle und empfingen den Segen Vater Eckberts, der ruhig in seiner Zelle verbleiben wollte. Heiße Tränen flossen auf allen Seiten beim Abschiede; mit Gewalt mußte Frau Hildgunde der herzbeweglichen Szene ein Ende machen. So zogen sie von dannen, begleitet von Ludolf und einigen Knappen, zunächst nach Eisenach, wo auf ihren heißen Wunsch Mechthild samt der kleinen Hilda der Hut des Klosters übergeben wurde. Dann eilte die beraubte Frau mit Jutta und der treuen Gerda weiter, so schnell es ihre Kräfte erlaubten, bis sie nach einer an Strapazen aller Art reichen Reise im Laufe des Januars Nürnberg erreichten und im Hause des Kaufmannes, der durch einen vorausgesandten Boten von ihrer Ankunft benachrichtigt worden war, freundliche Aufnahme fanden.



Siebzehntes Kapitel.

In den Mauern der Stadt.

Das Haus des Rats- und Kaufherrn Christian Tucher war eins der stattlichsten, die in der Straße, nahe am Markt in Nürnberg, standen. Die weiten, düstern Gewölbe des Erdgeschosses dienten zu Kaufhallen und Warenräumen; auf einer engen, dunkeln Treppe stieg man zum oberen Stock hinauf, der die Wohn- und Schlafgemächer der Familie enthielt. Das große Staatszimmer war in seiner Einrichtung von der Kemenate in Scharfeneck nicht sehr verschieden; dieselben langen Bänke an den Wänden, dieselben lauschigen Sitze in den Fensternischen, derselbe Überfluß an gestickten Decken, Kissen und Vorhängen; nur zwei Verbesserungen waren den Gästen noch fremd, nämlich der hohe, grüne Kachelofen in der Ecke, der mit bequemen Sitzen umgeben war, und die in Blei gefaßten Glasscheiben in den Fenstern, die bedeutend mehr Licht hereinließen als die sonst übliche Blasenhaut. Die Straße war nicht breit und lief in gewundener Linie hin; das obere Stockwerk ragte meist etwas über das untere hinaus, und jedes Haus hatte oben noch seine vorspringenden Erker und Söller, die sich denen des Gegenüber zuweilen so sehr näherten, daß die Straße dadurch empfindlich verdunkelt wurde.

Frau Hermentrud Tucher saß mit ihrem Gast im großen Erker, und beide tauschten ihre Erlebnisse in den letzten zwanzig Jahren aus. Sie hatten einst beide dem Hofstaat der Königin Irene angehört, sich aber seitdem nicht wieder gesehen, nur zuweilen Grüße und Botschaften durch Dritte ausgewechselt.

„Einmal war ich dir ganz nahe," sagte Frau Hermentrud, „das geschah, als ich meinen Vater auf die Wartburg begleitete, um dem großen Sängerkampf unter Landgraf Hermann beizuwohnen. Das waren herrliche, unvergessene Tage, an denen die edelsten Sänger aus allen deutschen Landen ihre Kräfte maßen. So stolz und gewaltig Herr

Wolfram von Eschenbach erschien, so lieblich Herr Walter von der Vogelweide sang, so gern man auch den andern lauschte — einer nahm doch das Ohr, der Jugend wenigstens, am meisten gefangen; das war Herr Heinrich von Osterdingen, der schöne, bleiche Jüngling, der so wundersüß von Minnelust und Minneleid zu singen wußte. Und als zwischen ihm und Wolfram der heiße Kampf entbrannte, in dem es sich nicht um einen vergänglichen Ehrenkranz, sondern um Leib und Leben für den Unterliegenden handelte, da schlugen die Pulse der jungen Fräulein alle für Heinrich, und das Herz wollte uns vor Jammer brechen, als er sich für besiegt erklärte. Und dann stimmte er seinen Schwanengesang an, und die Töne quollen so bestrickend, so himmlisch rein und unsagbar traurig von seinen Lippen, daß kein Auge trocken blieb: der hochgesinnte Wolfram riß den Kranz von der eigenen Stirn, um ihn dem Osterdingen aufs Haupt zu drücken und ihn versöhnt an seine Brust zu schließen. Wie groß und schön erschienen beide Sänger in diesem Augenblick; er ist meiner Seele unvertilgbar eingeprägt."

„Ich war damals krank", versetzte Frau Hildgunde, „und mußte dem Feste fern bleiben; aber bis in meine stille Kemenate drang die Bewegung jener Tage und die Bedeutung dieser Stunde. Doch sage mir, Hermentrud, wie ging es eigentlich zu, daß du, die Stolzeste unter uns allen, die stets am höchsten von ihrem alten Namen dachte, einem Städter in sein Kaufhaus folgtest? Es schien mir immer wie ein unbegreifliches Wunder, und ich dachte zuerst, dein Gatte müßte dich gewaltsam entführt haben."

„Nein, ich bin ihm freiwillig gefolgt," erwiderte die andere mit einem halben Seufzer, „der Himmel fragt nicht viel nach unsern Lieblingsgedanken und führt uns oft ganz andere Wege, als wir wünschen. — Bald nach jenem Feste starb mein Vater, und da er keinen Sohn hinterließ, fiel die Burg, die kaiserliches Lehn war, an einen entfernten Vetter. Meine Mutter mußte mit uns Schwestern die teure Heimat verlassen; wir zogen auf einen Hof unweit Nürnberg, der ihr väterliches Erbe war. Aber wir verlebten dort kümmerliche Tage, und als der reiche Christian Tucher aus altem, patrizischem Geschlecht um meine Hand warb, redete meine stolze Mutter selbst mir zu, einen so günstigen Antrag anzunehmen, der uns alle mit einemmal der beengenden Not entheben konnte. So folgte ich ihm hierher, anfangs mit schwerem Herzen, doch habe ich den Entschluß nicht bereut, denn Christian ist mir immer ein liebevoller Gatte und den Meinen ein gütiger Freund gewesen, und

das Leben in der Stadt ist mir mit der Zeit lieb geworden. Auch meine Schwestern haben Kaufleute geheiratet und sind glücklich geworden; unsere Kinder wachsen als Glieder städtischer Geschlechter heran; die alte, stolze Linie derer von Wendelstein ist völlig erloschen. — Doch nun sage du mir, Hildgunde, was dich eigentlich in dieser Winterszeit zu uns geführt hat."

Frau Hildgunde erzählte der Freundin ihre ganze Bedrängnis, und daß sie den Wunsch habe, die Vermittelung des Königs anzurufen, um die Rechte ihres Sohnes zu schützen und den Eindringling aus der Burg zu vertreiben. „Das trifft sich gut," sagte Frau Hermentrud, „König Heinrich beabsichtigt, wie wir hörten, das Osterfest in Nürnberg zu verleben, da kannst du am leichtesten einen Zugang zu ihm finden. Früher würde es bei seinem unsteten Leben und wilden Treiben kaum möglich sein, und du und deine Tochter, ihr seid uns so lange herzlich willkommen."

Das nahm die vertriebene Frau mit warmem Dank an; sie sandte Ludolf zum Grafen von Henneberg, um ihm von allem Vorgefallenen Kunde zu geben, und trug ihm zugleich auf, Nachricht einzuziehen, wie es auf Scharfeneck stünde, und ob das treue Häuflein dort noch tapfer aushielte. Dann suchte sie ihre bekümmerte Seele in Geduld zu fassen, bis das Osterfest ihr die ersehnte Gelegenheit gäbe, das Ohr des jungen Königs zu gewinnen. —

Im Tucherschen Hause herrschte ein reges, heiteres Leben; war auch der Hausherr ein ernster Mann, so sah er doch gern fröhliche Gesichter um sich, und seine Gattin wußte es allen ihren Gästen traulich und heimisch zu machen. Die verheirateten Schwestern der Hausfrau mit ihren Männern und Kindern gingen häufig aus und ein; auch andre Freunde, junge und alte, fehlten nicht. Frau Hildgunde hielt sich von allem Verkehr zurück, soweit es die Höflichkeit erlaubte, doch war es ihr Wunsch, daß Jutta an allem teilnehmen möchte, und diese war auch noch zu jung, um nicht, trotz ihres geheimen Kummers, jede angenehme Zerstreuung mit Freuden zu begrüßen. Die heitere Stimmung des Hauses stieg noch, als ein mit Spannung und Sorge erwarteter Warentransport, der erste nach langer Winterruhe, glücklich in der Stadt eintraf; er wurde von Gotthold Tucher geführt, dem jüngsten Bruder des Nürnberger Handelsherrn, in dem Jutta alsbald ihren Nachbar vom Pfingstbankett zu Erfurt erkannte. Auch er begrüßte das schöne Edelfräulein mit offenbarer Freude, und

da er einige Wochen zu verweilen gedachte, ehe er nach Erfurt zurückkehrte, so fehlte es ihr nie an einem Gefährten, der sie mit den ritterlichsten Aufmerksamkeiten umgab und jeden ihrer Wünsche zu erraten suchte. —

Gerda fühlte sich in den städtischen Verhältnissen wie in einer völlig fremden Welt; sie hatte noch nie zuvor die Straßen einer Stadt betreten, und alles, was sie sah und hörte, erschien ihr neu und überwältigend. Es war ein Glück für sie, daß eine treue Dienerin des Hauses, die alte Gertraud, die einst ihre Herrin auf ihren Armen gewiegt und später dasselbe an deren Kindern getan hatte, sie in ihre mütterliche Obhut nahm. Zuweilen ging sie in der Abenddämmerung mit ihr hinaus, zeigte ihr die Straßen und Plätze, Kirchen, Klöster und das stattliche Rathaus und machte sie auf vieles aufmerksam, worüber des Mädchens ungeübtes Auge sonst achtlos hingeglitten wäre. Als Gertraud einmal ihre Blicke hoch erhoben hatte und ihrer Begleiterin in wortreicher Rede den schlanken Glockenturm pries, hörte sie plötzlich einen Ruf neben sich: „Heiligste Jungfrau, er ist es!" und niederschauend wurde sie gewahr, daß Gerda von ihrer Seite verschwunden war. Schnell eilte sie ihr nach und fand sie hilflos und verstört an einer Ecke stehen. „Was soll das bedeuten, Kind?" fragte die Alte im unzufriedensten Ton, „warum läufst du plötzlich davon, als hätte dich die Tarantel gestochen?"

„O Jungfer Gertraud," sagte Gerda atemlos, „ich sah den Friedel gehen und wollte ihm nach, aber er ist mir plötzlich im Gewühl verschwunden!"

„Wer ist der Friedel?"

„Mein Bruder — das heißt, ich habe ihn immer als solchen angesehen, und er ist mir so lieb, wie einem nur ein leiblicher Bruder sein kann — er zog im letzten Frühling in die Welt hinaus, und ich habe seitdem nichts von ihm gehört. Zu denken, daß er hier in Nürnberg ist, und daß wir uns nicht finden könnten — das bricht mir das Herz!"

„Herzen brechen nicht so schnell," brummte die Alte, „wer weiß auch, wen du gesehen hast! Fremden Buben auf offener Straße nachlaufen, das ziemt sich schlecht für ein säuberliches Mädchen!" Sie faßte sie fest bei der Hand und zog sie nach Hause.

Aber Gerdas liebevolle Augen hatten sie nicht getäuscht, und wenige Tage später stand sie plötzlich einem hochaufgeschossenen Jüngling gegenüber, dem sie nur bis an die Schulter reichte: „Friedel!" rief sie ent-

zückt, „bist du es wirklich?“ Er sah sie einen Augenblick zweifelnd an, dann jauchzte er laut: „Gerda, Gerda!“ schlang die Arme um sie und preßte sie so fest an sich, daß ihr fast der Atem verging. Gertrauds Scheltworte brachten sie wieder zur Besinnung. „Laß mich, Friedel,“ bat sie errötend, „wir sind keine Kinder mehr, und in der Stadt darf man nicht so ungestüm sein wie im Walde.“

Er betrachtete sie ganz erstaunt: „Bist du denn nicht mehr die alte, kleine Gerda? Nein, wahrhaftig, du bist so gewachsen, daß ich dich kaum wieder erkannte, und in deinem lieben Gesicht steht etwas geschrieben, was früher nicht darin war, etwas Ernstes, Hohes — ich muß erst eine Weile studieren, ehe ich es völlig verstehen kann.“

„Komm nach Hause, Gerda,“ sagte Gertraud rauh, „es ist nicht mehr Zeit, mit jungen Burschen umherzuspazieren.“

„Darf ich mit Euch kommen?“ fragte Friedel.

„Gott behüte!“ rief die Alte, „was denkt Ihr von einem ehrbaren Hause, junger Fant? Das nimmt so spät keinen fremden Gesellen auf.“

„So treffe ich dich morgen um dieselbe Zeit wieder hier auf der Straße, Gerda? Bei Tage habe ich keine Muße, aber abends bist du doch wieder da?“

Gerda sah flehend auf Gertraud, die unwillig den Kopf schüttelte. „O werte Frau Gertraud,“ bat Friedel mit höflicher Verbeugung, „laßt doch die Sonne Eurer Huld über zwei arme Menschenkinder erscheinen, die als Geschwister aufgewachsen sind und keinen anderen Verwandten in der weiten Welt haben als sich allein. Seid uns hold und freundlich gesinnt, und wir wollen Eure Güte dankbar preisen unser Leben lang.“

Der feingesetzten Rede des schmucken Burschen konnte Gertraud nicht widerstehen, und sie versprach, das Mädchen am nächsten Abend wieder hierher zu führen; dann aber bestand sie auf einem schleunigen Abschied: das Küssen und Umarmen sei überhaupt ganz verwerflich und zieme sich weder auf der Straße noch sonstwo.

Als Gerda zu Nacht der Herrin beim Auskleiden behilflich war, berichtete sie hocherfreut von ihrem Wiedersehen mit Friedel; aber Frau Hildgunde hieß sie in strengem Tone schweigen: Friedel habe sich durch seine Flucht aus dem Kloster als undankbar und treulos bewiesen, und sie wolle nichts mehr von ihm hören. Bekümmert und gekränkt schwieg das Mädchen, aber bald gewann der innere Jubel die Oberhand; mit

einem heißen Dankgebet gegen die gütige Mutter Gottes, die ihren Gespielen so treulich behütet hatte, schlief sie glückselig ein. Der nächste Tag schien ihr unendlich lang; auch als der Abend endlich hereingebrochen war, zauderte Gertraud noch und hatte heute so viel zu schaffen, daß sie kein Ende finden konnte. Zuletzt kamen sie doch auf die Straße hinaus, wo Friedel sie schon erwartete. Hand in Hand, wie in alter Zeit, wanderten die beiden Gefährten vor der Alten her, die ihre Blicke nicht von ihnen ließ. „Sing mir ganz leise das Liedchen, an dem ich dich wiedererkennen sollte", bat Gerda.

„Ich kann nicht mehr singen", erwiderte er traurig.

„Du kannst nicht — wie soll ich das verstehen?"

„Hörst du nicht, daß ich krächze wie ein heiserer Rabe? Sogar beim Sprechen klingt die Stimme rauh, und mit dem Singen ist es vorbei."

„O Friedel, wie ist das zugegangen?"

„Meister Rudibert sagte, es ginge jedem in meinem Alter so. Anfangs wollte ich es nicht wahr haben, aber als mich die Bauern ein paarmal ausgelacht hatten, weil mir mitten im Liede die Stimme umschlug — da mußte ich's wohl glauben. Nun war es vorbei mit dem Wandern, denn wovon sollte ich leben? Das Geld aus dem Beutelchen der Großmutter war längst dahin, und für bloßes Fiedelspiel gibt's höchstens einen Schluck Bier. So bin ich hier bei einem Bildschnitzer in Arbeit getreten, da erhalte ich wenigstens Nahrung und Obdach."

„Und willst du nie, nie wieder singen?"

„Rudibert sagt, wenn ich ein Jahr Geduld hätte, würde die Stimme wiederkommen, aber tiefer und dunkler als früher. Inzwischen aber bin ich völlig stumm, und es will mir oft das Herz abdrücken, daß ich nicht einstimmen kann, wenn die andern Gesellen zu singen anheben."

„Armer Friedel!" sagte Gerda voll tiefster Teilnahme und zerdrückte eine heimliche Träne, „aber sei guten Muts, es wird vorübergehen, und dann wirst du schöner singen als zuvor. Aber nun berichte mir genau, wie es dir ergangen ist, seit wir uns in jener Nacht an der Burgmauer trennten." —

Der März war herangekommen, und in der Stadt trafen mehrere Herren aus der Umgebung des jungen Königs ein, um alles für seine Anwesenheit in Nürnberg vorzubereiten. Unter ihnen befand sich auch der Graf von Erbach, welcher in der schnell wechselnden Gunst des hohen Jünglings gerade eine hervorragende Stellung einnahm; Frau

Hildgunde kannte ihn von früher; sie suchte ihn auf und trug ihm ihre Sache vor, mit der Bitte, ihr bald Zutritt zum Könige zu verschaffen. Er hörte ihr aufmerksam zu: „Die Gerechtigkeit Eurer Klage liegt auf der Hand, edle Frau,“ sagte er; „dennoch ist es nicht immer leicht, ihr Geltung zu erwirken. Habt Ihr nicht eine anmutige Tochter, die dem Könige Eure Bitte aussprechen könnte? Heinrich ist ein leidenschaftlicher Freund junger und schöner Frauen, und rosige Lippen, hold errötende Wangen machen oft mehr Eindruck auf ihn als die Gerechtigkeit einer Sache.“

„Und ich soll mein gutes, unbestreitbares Recht durch die Anwendung solcher Künste erniedrigen?“ fragte Frau Hildgunde entrüstet. „Ein König soll die Person nicht ansehen, sondern parteilos prüfen, wo Recht und Unrecht liegt, und nur danach weise entscheiden.“

„Wer mit Königen umgehen will,“ entgegnete der Graf lächelnd, „tut wohl, sie zu nehmen, wie sie sind, nicht, wie sie sein sollten. Überlegt meinen Rat wohl, edle Frau! Inzwischen will ich mein Bestes tun, um unsern gnädigsten Herrn Eurer Angelegenheit günstig zu stimmen.“ —

Die Anwesenheit des Königs, der in der Woche vor dem Osterfest mit glänzendem Gefolge einzog, setzte die ganze Stadt in eine unruhvolle Bewegung. Nach Beendigung der kirchlichen Feierlichkeiten folgte ein rauschendes Fest dem andern, und täglich gab es Aufzüge und allerlei schöne Schauspiele zu sehen. Auch Jutta hatte nach einigem Zögern an einem dieser Feste teilgenommen: ihre große Schönheit hatte nicht verfehlt, die Aufmerksamkeit des jungen Fürsten zu erregen. Ehe sie den Saal verließ, raunte ihr Graf Erbach zu: „Seid getrost, holdes Fräulein, in wenig Tagen werdet Ihr vor das Antlitz des Königs berufen werden. Wendet Euch ganz an seine Huld und Güte, er ist Euch überaus freundlich gesinnt.“ Frau Hildgunde war von dieser Rede, die Jutta ihr berichtete, wenig erbaut; es verlangte sie vielmehr, den Herrscher von der Gerechtigkeit ihrer Ansprüche zu überzeugen, als seiner Großmut oder gar seiner Bewunderung für ihre Tochter eine Gnade zu verdanken.

Endlich kam der Graf von Erbach, um die beiden Frauen abzuholen und zur Audienz auf die Burg zu führen. Frau Hildgunde hatte zu ihrer Kleidung lauter ernste Farben gewählt; ein langer, grauer Mantel, mit Pelzwerk verbrämt, umwallte ihre stolze Gestalt in weiten Falten; von ihrem Haupt fiel ein dunkler Schleier bis über die Schul-

tern herab: sie machte den Eindruck hoheitsvoller Würde. Jutta hatte sich auf den dringenden Wunsch des Grafen in lebhafte Farben gekleidet; ein hellrotes Gewand, das reich mit Goldstickerei verziert war, hüllte ihre feine Figur ein; ein breiter, kostbarer Gürtel schmiegte sich leicht um die Hüften und fiel mit seinen Enden bis auf die Füße hinab. Die üppigen schwarzen Locken umschloß ein goldener Reif, der mit edeln Steinen verziert war; der unerläßliche Mantel, der keiner vornehmen Frau bei feierlichen Anlässen fehlte, hing nur lose um die Schultern und verhüllte wenig von dem prächtigen Anzuge, der die blendende Zartheit des Gesichts und der halbverdeckten Arme vorteilhaft hervorhob.

„Vortrefflich!“ flüsterte der Graf in Juttas Ohr, „wenn Ihr, schönstes Fräulein, mit Eurer Frau Mutter eintretet, so ist's, als bräche die Sonne durch eine dunkle Wolke. Es müßte seltsam zugehen, wenn Ihr nicht den Sieg erlangtet, soviel Mühe sich auch Ritter Lothar von Kalmburg gibt, den König für sich zu gewinnen.“

„So ist der Ritter von Kalmburg hier?“ fragte Jutta betroffen.

„Schon seit einer Reihe von Tagen; auch ist er bei dem Fürsten wohl angeschrieben, denn er versteht es, ihn zu erheitern, indem er ihm Schnurren erzählt und lustige Lieder vorsingt. Aber nur Mut, holde Jutta, wir schlagen ihn durch die Macht Eurer Schönheit dennoch aus dem Felde!“ —

Die Frauen wurden in einen Saal geführt und mußten eine lange Weile warten; endlich hörte man das Geräusch vieler Tritte von außen her; der schwere Vorhang am Eingang wurde zurückgeschlagen, mehrere Pagen stellten sich zu beiden Seiten auf, und hinter dem Kämmerer, begleitet von einer glänzenden Schar von Rittern und Edeln, trat König Heinrich ein, ein schlanker Jüngling in prächtiger Kleidung, das bleiche Antlitz von rötlichen Locken umwallt. Obgleich er kaum dem Knabenalter entwachsen war — er zählte etwa sechzehn Jahre —, so sah man ihm doch an, daß er alle Freuden des Lebens gekostet hatte und der meisten schon müde geworden war. Er nahm auf einem vergoldeten Thronsessel Platz und winkte dem Grafen von Erbach, der Frau Hildgunde vor ihn führte. Sie verneigte sich ehrerbietig und begann in wohlüberlegter Rede ihre Darlegung, einfach und voll Würde; doch mußte sie bald bemerken, daß der König ihr nur ein geteiltes Ohr lieh; er sah fortwährend nach der Stelle hin, wo Jutta, halb hinter dem Fenstervorhang verborgen, stand, und zischelte seinen Begleitern

Bemerkungen zu, die diese mit willfährigem Lachen beantworteten. Als die Mutter geendet hatte, holte der Graf die Tochter; sie ließ sich, wie jener sie geheißen, vor dem Thron auf die Knie nieder und rief in flehendem Ton: „Seid uns gnädig, erhabener Herr, und gewährt uns unser Recht! O laßt uns nicht vergeblich Eure königliche Huld anrufen; beweist, daß Ihr die Sonne der Gerechtigkeit seid, und daß niemand ungestraft ihrer spotten darf.“

Einige Augenblicke schwieg Heinrich, wie versunken in den Anblick der reizenden Gestalt; dann erhob er sich und zog die Kniende empor. „Steht auf, edles Fräulein,“ sagte er huldreich, „Ihr dürft nicht am Boden knien, denn Eure stolze Schönheit erhebt Euch überall zum Range einer Königin. Gern träte ich Euch diesen Sitz ab, der Euch mit demselben Recht gebührt wie mir, doch weiß ich noch einen besseren Platz für Euch. Ihr klagt wider Lothar von Kalmburg — auch er glaubt sich in seinem Rechte, da er das Lehn aus den Händen seines Landesherrn empfangen hat. Aber es gibt ein Mittel, um alle diese Ansprüche zu versöhnen: Lothar von Kalmberg, empfangt aus meinen Händen diese holde Jungfrau; mit Euch vereint soll sie in Scharfeneck herrschen als — Euer Ehegemahl!“

Ein junger Ritter trat aus dem Kreise, der den Fürsten umgab, hervor und kniete vor Jutta nieder. „Wollt Ihr den salomonischen Urteilsspruch unseres erhabenen Herrschers bestätigen, edelstes Fräulein?“ fragte er mit unsicherer Stimme, „wollt Ihr mir Eure Hand reichen und mich zu dem Glücklichsten unter den Sterblichen machen?“

Jutta hatte einen Augenblick dagestanden wie erstarrt; langsam fand sie die Sprache wieder. „Ich sollte an meines Bruders Stelle treten? Sollte dem meine Hand reichen, der sein Recht mit Füßen tritt und uns alle beraubt? Nimmer, nimmermehr!“ Sie warf sich an die Brust der Mutter, die schützend ihre Arme um sie breitete. „Komm, meine Tochter,“ sagte sie mit ernster Trauer, „hier hoffen wir vergebens auf Gehör und gerechte Entscheidung; wir müssen unsere Sache einem Größeren als diesem anvertrauen. Laß uns gehen!“ Sie verneigte sich und schritt würdevoll hinaus; niemand hielt die beiden auf. Tags darauf verließ der König die Stadt.

Achtzehntes Kapitel.

Vater und Sohn.

Was nun beginnen? Die halbe Nacht hindurch ging Frau Hildgunde in ihrem Schlafgemach ruhelos auf und nieder und zermarterte ihr Gehirn, um einen Ausweg zu ersinnen, aber es wollte sich keiner zeigen. Sie konnte sich nicht an den Kaiser wenden, denn dieser hatte trotz des päpstlichen Bannfluches eine neue Kreuzfahrt gerüstet und schwamm zu dieser Zeit wohl schon auf dem Meere, und so fest sie sich auch an den Gedanken zu klammern suchte, daß ihr Gatte noch heimkehren werde, so schwand die Hoffnung doch von Tag zu Tage, und in mancher trüben Stunde beweinte sie ihn als einen Toten. Das bare Geld, das sie mitgenommen hatte, war schon sehr zusammengeschmolzen, sie konnte auch die Gastfreundschaft des Tucherschen Hauses nicht mehr lange in Anspruch nehmen; dennoch stand es unerschütterlich fest bei ihr, in keine Lösung zu willigen, welche die Rechte ihres Sohnes gefährden könne. Als letzter Rettungsanker fiel ihr der Ritter Kunz von Buchenbühl ein; der alte Freund würde sie und ihre Tochter gewiß freundlich empfangen und den verlassenen Frauen gern eine Zuflucht auf seiner Burg gewähren. Deshalb beschloß sie, ihm sogleich eine Botschaft zu senden, und fand in diesem Plane endlich ihre Fassung wieder.

Am nächsten Morgen teilte sie den Gastfreunden das Ergebnis der Audienz mit und bat sie, nur noch kurze Zeit unter ihrem Dache verweilen zu dürfen, was beide ihr mit warmen Worten zusagten. Bald danach zog Frau Hermentrud die Freundin in eine stille Ecke und sagte ihr, daß Gotthold eine herzliche Zuneigung für Jutta gefaßt

habe und ihre Hand begehre, falls die Mutter nichts gegen die Ehe mit einem Städter einzuwenden habe. Frau Hildgunde erschrak; dies wäre allerdings ein ehrenvoller Ausweg gewesen, der manche Verlegenheit gehoben hätte; doch fürchtete sie, Jutta würde ihm abgeneigt sein, und sie wollte dem Herzen des Mädchens keinen Zwang antun. Daher suchte sie die Hausfrau zu vertrösten: sie wolle die Tochter vorsichtig erforschen, Gotthold möge nichts übereilen, das Mädchen sei noch zu sehr erschüttert durch den unzarten Vorschlag des Königs. Aber der junge Kaufmann verschmähte alles geduldige Abwarten und nahm die erste Gelegenheit wahr, seine Wünsche gegen Jutta selbst auszusprechen.

„Ich habe Euch immer als meinen Freund betrachtet,“ erwiderte sie, „darum will ich Euch offen sagen, daß ich einem andern mein Wort gegeben und ihm Treue gelobt habe.“

„Und wo weilt dieser andere? Warum steht er Euch jetzt nicht zur Seite, wo Ihr schutzlos und verlassen seid?“

„Er ist ausgezogen, die Ungläubigen zu bekämpfen; seit vielen Monden ist er fern im Heiligen Lande.“

„Vielleicht ist er längst tot und kann nie wieder heimkehren, und Ihr vertrauert Eure Jugend in nutzlosem Harren.“

„Die Kirche verhieß jedem, der das Kreuz nahm, sein Gut und Eigen zwei Jahre lang zu schützen. Uns hat sie den Schwur freilich schlecht gehalten, doch will ich tun, was sie unterlassen hat, und die Frist getreulich einhalten.“

„Ich ehre Eure Offenheit und Eure Treue, Fräulein Jutta, und auch ich will geduldig warten, bis die zwei Jahre verflossen sind. Aber sprecht, wollt Ihr dann, wenn jener nicht heimkehrt oder sein Wort nicht einlöst, mein liebes Weib werden?“

„Gönnt mir noch etwas länger Frist,“ bat sie ängstlich; „im Herbst geht die Zeit zu Ende: sehe ich dann den Ritter nicht wieder, so muß ich ihn als verloren betrachten; dann laßt mir noch den Winter, um mit meinem Leide fertig zu werden, und dann — im nächsten Frühling — will ich Euch folgen.“

„Ich bin's zufrieden,“ sagte Gotthold nach kurzem Besinnen, „mir soll die Zeit nicht zu lang werden, wenn ich dann nur Euer Herz und Eure Hand gewinne. Schlagt ein, Fräulein! Ich vertraue Euch, und Ihr könnt allezeit auf mich zählen.“

In dieser Nacht kam die Reihe an Jutta, schlaflos auf ihrem Lager zu liegen und vor den stürmenden Gedanken keine Ruhe zu finden. Eine unendliche Angst überfiel sie, daß sie Gotthold zu viel versprochen habe, eine heiße Sehnsucht, Herrn Diether eine Botschaft zu senden und seine Rückkehr zu beschleunigen. Er konnte ja nicht tot sein! O, wenn er nur ahnte, wie schmerzlich sie seiner wartete, so mußte er ja wiederkehren. Sie sann und sann, wen sie zu ihm senden könne, und plötzlich fiel ihr Friedel ein; sie wußte, daß er in der Stadt war, daß er mit Liebe an Herrn Diether hing; vielleicht konnte sie ihn für die Reise gewinnen.

„Hast du Friedel zuweilen gesehen?“ fragte sie am nächsten Morgen Gerda, die ihr beim Ankleiden behilflich war.

„Ja, Fräulein,“ erwiderte diese stockend, „aber ich bitte Euch, verratet es nicht der gestrengen Herrin; sie könnte mir's wehren wollen, und gegen mich hat er doch kein Unrecht begangen.“

„Sei ohne Sorge, ich selbst möchte ihn sprechen, aber ungesehen; kannst du mir dazu verhelfen?“

„Gar leicht, Fräulein; unser Hinterhaus stößt fast an das Dach seines Meisters; da kann man trefflich miteinander reden.“

„So führe mich hinauf, sobald es möglich ist.“

Es war ein luftiger Sitz dort oben auf dem kleinen Söller, der die meisten Nachbardächer überragte und mit allerlei Blumenstöcken und grünen Schlingpflanzen anmutig berankt war. Er wurde von der Familie des Hausherrn fast nie betreten; nur Gertraud schaltete dort, und Gerda hatte ihn sich bald zum Lieblingsplätzchen erkoren. Hatte sie hier doch abends den blauen Himmel mit seinen funkelnden Sternen über sich, und das Gewirr von Mauern, Schornsteinen und Dächern, das in den unteren Stockwerken Licht und Luft beengte, lag unter ihr. Ganz glücklich aber war sie gewesen, als sie herausgefunden hatte, daß das Hinterhaus des Bildschnitzers, bei dem Friedel arbeitete, ihr ganz nahe sei. Er hatte es freilich nicht so bequem wie sie, denn er mußte durch die Luke kriechen und auf der Dachfirst reiten; auch konnte man sich kaum die Hand reichen, aber für ein ungestörtes Geplauder war die Lage gerade geeignet, und sie konnte hier mit dem Freunde verkehren, ohne Gertrauds Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Friedel war höchst erstaunt, als er den Kopf aus der Luke steckte und das Edelfräulein neben Gerda stehen sah; doch begrüßte er das Fräulein so ehrerbietig, wie es sein schwindelnder Sitz erlaubte. Jutta hieß Gerda hinabgehen, sie wolle allein mit dem jungen Gesellen reden. „Ich muß es kurz machen," sagte sie, „antworte mir ohne Umschweife auf meine Frage: Wärest du geneigt, mir einen großen Dienst zu leisten?"

„Ja, Fräulein, wenn ich es vermag."

„Du erinnerst dich noch an Herrn Diether von Buchenbühl und bewahrst ihm Liebe und Treue?"

„Von ganzem Herzen."

„Möchtest du ausziehen, um ihn zu suchen und ihm eine wichtige Botschaft zu bringen?"

„Nichts lieber als das, aber — ich habe kein Geld, und ich kann nicht mehr singen; wovon soll ich unterwegs leben?"

„Ich will dir das Geld geben; wann kannst du wandern?"

„Erst muß ich mich von meinem Meister frei machen; sobald ich mit ihm gesprochen habe, will ich Euch Botschaft senden."

„Gut, aber eile dich, ich habe keine Zeit zu verlieren." Sie nickte ihm zu und verließ den Söller.

Mit Gottholds Hilfe gelang es ihr, einige ihrer Schmuckstücke zu verkaufen, und ungeduldig wartete sie nun auf Friedels Bereitschaft. Aber sie mußte länger harren, als sie gedacht hatte, denn der Bildschnitzer war keineswegs geneigt, den geschickten Gesellen so leichten Kaufs loszulassen; erst müsse er die angefangene Arbeit vollenden. Endlich meldete Gerda, daß Friedel zur Wanderung fertig sei, und Jutta beschied ihn zu einer abendlichen Zusammenkunft auf die Straße, denn sie mochte zu niemand von ihrem Plane sprechen, auch zu ihrer Mutter nicht, aus Furcht, dieser zu ihren ohnehin schon drückenden Sorgen etwa noch eine neue aufzulegen.

In ihren langen, dunkeln Reisemantel gehüllt, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen, schlüpfte Jutta abends in Gerdas Begleitung aus dem Hause und winkte dem harrenden Friedel, ihr zu folgen. Sie durcheilte die lebhafteren Straßen, ohne sich umzusehen; erst in einem menschenleeren Gäßchen hielt sie still und sagte, hoch aufatmend: „Nun merke wohl auf meinen Auftrag, denn er ist überaus wichtig, und du

mußt jedes Wort wohl bewahren. Richte deine Schritte zunächst nach Welschland und wandre bis nach Rom, doch sollst du in jedem Kloster, das du auf deinem Wege antriffst, einkehren und nach dem Hochmeister des Deutschen Ordens fragen. Gelingt es dir, ihn zu sprechen, so wird er dir am besten über den Ritter von Buchenbühl Auskunft geben können; aber erkundige dich auch überall nach Herrn Diether selbst; vielleicht ist er durchgezogen, oder es hat jemand von ihm und seinen Taten gehört. Und wenn du tausendmal umsonst fragst, so darfst du doch nicht müde werden; halte nur treulich aus, so wirst du ihn sicher finden, denn ich fühle es deutlich in meinem Herzen, daß er noch lebt. Bist du endlich zu ihm gedrungen, so sollst du zunächst nicht verraten, wer dich sendet, nur diese Worte sollst du ihm sagen."

Sie sprach ihm langsam einige Verse vor, die er wiederholen mußte, bis er sie vollständig innehatte. „Wird er daran erkennen," fuhr sie fort, „von wem du kommst, so sage ihm, daß ich in großer Not und Bedrängnis sei und meinem Wort nur noch eine kleine Weile treu bleiben könne; kehre er nicht bis zum Winter zurück, so seien wir getrennt für immerdar. Und nun zieh mit Gott hinaus, Friedel; hier ist das Geld. Meine Gebete folgen dir; mögen die Heiligen dich führen und euch beide sicher heimgeleiten. Hier in Nürnberg erfahrt ihr am besten, was aus uns geworden ist. Fahre wohl!"

Und ohne auf die weinende Gerda zu achten, die kaum Zeit hatte, von Friedel Abschied zu nehmen, eilte sie flüchtigen Fußes durch die dunkeln Straßen und hielt nicht eher an, als bis sie wieder im Schutze des Hauses war. —

Der Frühling war nun mit aller seiner Pracht eingezogen; oft wanderte die Familie des Kaufherrn hinaus in das Sommerhaus, das im Weichbilde der Stadt in einem wohlgepflegten Garten lag und einen anmutigen Aufenthalt gewährte. Auch Gerda wurde häufig mitgenommen, denn auch hier hatten sich die Kinder eng an sie angeschlossen und betrachteten sie als ihre liebste Gespielin. Eines Tages ward sie mit einer Bestellung dorthin geschickt; während sie die Mauer entlang ging, die den Garten am Hospital der Deutschen Brüder einschloß, eilten ihre Gedanken Friedel nach, und leise summte sie sein Abschiedsliedchen vor sich hin. Plötzlich blieb sie horchend stehen, denn ihr entgegen klang eine männliche Stimme, die dasselbe Lied sang; deutlich vernahm sie die Worte:

„Was blickst du so trübe, was grämst du dich so,
Sieh, Frühling und Liebe macht alle Welt froh!“

Überraſcht eilte sie vorwärts und bog um die Ecke — dort saß auf einer steinernen Bank nahe am Pförtchen ein bleicher Mann. Noch ein Blick — dann flog sie auf ihn zu, denn sie hatte den rätselhaften Fremdling wiedererkannt, den sie einst im Dorfe Scharfeneck getroffen und so schnell wieder aus den Augen verloren hatte.

„Grüß Gott, Meister Renatus!“ rief sie freudig, „seh' ich Euch wirklich noch einmal wieder? Ich habe so oft an Euch gedacht. Habt Ihr die Eurigen gefunden, die Ihr so schmerzlich gesucht habt?“

Er sah sie lange prüfend an; dann sagte er langsam: „Die Kleine mit den blauen Augen, die mich so wunderbar an meine Gunda mahnten! Aber es war nicht hier, wo ich dich zum ersten Male sah.“

„Nein, es war daheim in Scharfeneck; warum kamt Ihr nicht auf die Burg? Fräulein Mechthild hatte Euch doch so herzlich eingeladen.“

„Ich weiß nicht — es trieb mich fort — ich wollte keine Zeit verlieren. Nun ist's vorbei mit dem Wandern; den ganzen Winter habe ich hier bei den Brüdern krank gelegen; noch jetzt wollen die zitternden Füße mich kaum tragen. Und wie mag unterdessen mein Friedel seines Vaters warten!“

„Habt Ihr auch einen Friedel in der weiten Welt? Seht, da passen wir gut zusammen, denn meiner ist auch hinausgezogen, und ach! wann werde ich ihn wiedersehn?“

„Armes Kind! Hat ihn dir auch eine Mutter Gundula entführt? Dann wehe dir! Sie weiß sich gut zu verbergen.“

„Gundula? Wie seltsam! Friedels Großmutter hieß Gundula, und sie war auch die meine.“

„Was sagst du?“ rief der kranke Mann mit plötzlicher Lebhaftigkeit. „Kind, von wem sprichst du? Mache meinen armen Kopf nicht irre, die alte Wunde fängt sonst aufs neue an zu brennen.“

„Seid ruhig, lieber Meister; ich spreche von meinem Friedel, nicht von dem Eurigen, den ich gar nicht kenne. Der meine hatte einst ein liebes Mütterchen und einen Vater mit Namen Guntram, aber beide sind lange tot.“

„Mit Namen Guntram!“ wiederholte der andere, und die erloschenen Augen leuchteten auf; „so hieß ich einst, ehe die Wolke über mich fiel — aber ich lebe noch, ich bin nicht tot, wenn auch die meisten mich dafür hielten. Gott, wäre es möglich, daß ich jetzt noch die langgesuchte Spur fände? Rede, Mädchen, erzähle mir alles von deinem Friedel!“

Was konnte Gerda Lieberes tun? Von dem Freunde zu sprechen war jetzt ihr höchstes Glück. So erzählte sie denn von ihrem Waldleben, von Gundula und Eckbert, von Friedels Flucht und Wanderung, wie er Rudibert getroffen, der ihm noch viel von seinem Vater erzählt habe, und wie er nun ausgezogen sei, um den Ritter zu suchen!

Der Mann auf der Bank hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, ohne sie zu unterbrechen; zuweilen legte er die Hand über die Augen, aus denen helle Tränen herabtropften. „Er ist's!“ sagte er endlich, „es ist kein Zweifel mehr, es ist mein eigner, schmerzlich gesuchter Sohn! Und du sagst, er sei monatelang hier in Nürnberg gewesen? So nahe war er mir, und ich ahnte nichts davon! Und nun ist er fort, in unerreichbarer Ferne? O ihr Heiligen, gebt ihr nur dazu mit der einen Hand, um mit der andern zu nehmen?“

Gerda hatte ihn erstaunt und zweifelnd betrachtet. „Aber es ist doch unmöglich, Ihr täuscht Euch wohl, Meister. Seht, Rudibert hat es selbst mit angesehen, wie das Schwert des Junkers auf Guntrams Haupt niederfiel und ihn zu Boden streckte, daß er tot liegen blieb. Dann erst hat er ihm die Geige genommen, die er den Seinen daheim überbrachte, und die mein Friedel jetzt als seinen höchsten Schatz bewahrt.“

„Meine Geige? Ja die war fort, und ich habe sie nie wiedergesehen! Und du sagst, mein Friedel spiele darauf — wunderbar! Warum durfte ich es ihn nicht lehren? Und er singt auch?“

„Wunderlieblich! Ich wollte, Ihr hättet ihn hören können. Viele seiner Weisen singe ich ihm nach, doch klingen sie in meinem Munde nicht halb so schön. Aber wie kamt Ihr zu dem Liede, das Ihr vorhin sanget?“

„Das ist ein altes Lied, das ich einst erdacht habe, als ich noch jung und glücklich war. Wohl hundertmal hab' ich's meinem kleinen

Friedel vorgesungen, bis er es mit seinem feinen Kinderstimmchen nachzwitschern lernte — o mein herziger Bube, o schöne, verklungene Zeit!“

„Seltsam!“ sagte Gerda in hohem Staunen, „dasselbe Lied hat mir mein Friedel vorgesungen und gesagt, es stamme von seinem Vater . . .“

„Hat er das gesagt? Hat er sich meiner erinnert? Mein süßer Friedel, mein herzlieber Sohn — wie soll ich die lange Trennung von dir ertragen?“

„Und so seid Ihr wirklich sein Vater?“ sagte Gerda mit gefalteten Händen. „Aber dann seid Ihr auch mein Ohm — o heilige Jungfrau, habe ich wirklich noch einen Menschen in dieser weiten, fremden Welt, der mir nahe verwandt ist?“

„Du mußt die Tochter Helmbrechts sein, des Bruders meiner Gunda! Also deshalb sahen deine Augen mich so vertraut an, deshalb berührte deine Stimme mein Ohr heimatlich! Komm an mein Herz, du Bruderkind meines seligen Weibes, du treue Schwester meines Sohnes, komm und bleibe bei mir, wir gehören zusammen!“

Er küßte sie mit väterlicher Liebe, und sie lag vor Freude weinend in seinen Armen. Wie einsam und verlassen hatte sie sich gefühlt, seit Friedel fort war! Nun war es ihr, als hätte sie wieder eine Heimat gefunden.

So oft sie konnte, schlug sie den Weg ein, der am Hospital vorbeiführte; immer fand sie Guntram dort sitzen und ihrer warten, und nie wurden die beiden müde, von dem Abwesenden zu sprechen. Er erzählte ihr auch von seinen eigenen Erlebnissen: wie er nach jenem Unfall, über dessen Natur er nie recht ins klare gekommen war, als tot zu den Deutschen Brüdern gebracht worden sei, gebrochen an Leib und Seele; wie er lange, lange krank gelegen habe und ihm erst nach Monden, vielleicht nach Jahren, die Erinnerung wiedergekehrt sei; wie er sich dann aufgemacht habe, um seine Lieben zu suchen, und das heimische Häuschen von Fremden bewohnt gefunden, die ihm sagten, daß sein Weib längst gestorben und Gundula mit dem Knaben fortgezogen sei, niemand wisse, wohin. Da habe er angefangen, im ganzen deutschen Lande umherzuwandern, ohne Ruh' und Rast; dazwischen sei er dann hier bei den Brüdern eingekehrt, müde und elend, krank und hoffnungslos, und habe immer wieder freundliche Aufnahme und liebevolle Pflege gefunden.

„Wie oft habe ich mit dem Himmel gehadert,“ sagte er nachdenklich, „wenn er taub schien für all mein heißes Flehen, und doch war es meine Schuld, daß ich seinen Winken nicht gehorchte. Wäre ich damals der Einladung auf die Burg gefolgt, so hätte ich längst meinen Friedel gefunden und säße nicht hier allein in Trauer und Sehnen! Doch ich will dem Herrn danken, der mir dich gegeben hat, und will ihm vertrauen, daß er mir auch noch ein Wiedersehen mit meinem Sohne schenken werde!“



Neunzehntes Kapitel.

Heimkehr.

Der Knappe Ludolf, der Nürnberg im Februar verlassen, hatte seine Aufträge beim Grafen von Henneberg ausgerichtet und war dann gen Scharfeneck geritten, um dort Erkundigung über den Stand der Dinge einzuziehen. Es lag viel Schnee in den Wäldern, deshalb kam er nur langsam vorwärts, und während Frau Hildgunde sehnsüchtig nach seiner Rückkehr ausschaute, näherte er sich erst in kleinen Tagereisen der heimischen Burg. Unten im Dorfe kehrte er bei einem Bekannten ein und hörte von ihm, daß Klaus bei der Ankunft des Ritters von Kalmburg zuerst Widerstand zu leisten versucht habe, aber bald erkannt hätte, daß es unmöglich sei, der Übermacht zu widerstehen; Vater Eckbert habe daher einen Vertrag vermittelt, wonach der Ritter die Burg in Besitz nahm, den Bergfried aber dem alten Burgwart und den Seinen überließ, doch unter der Bedingung, daß keiner von diesen je die Schwelle des Turmes überschritte. Ohne Zweifel widerstrebte es dem Ritter, das widerrechtlich erworbene Lehn mit Blut zu beflecken, und er hoffte wohl, die eingeschlossene Besatzung durch Hunger und Durst zu baldiger Übergabe zu zwingen.

Ludolf blieb bis zum Abend im Dorf und stieg dann auf heimlichen, ihm wohlbekannten Waldpfaden zur Burg hinauf. Er guckte über die Mauer, an derselben Stelle, an der einst Friedel mit Gerda gesprochen hatte; der weite Burghof lag still und schweigend da, nur im Turm am Tor und auf dem hohen Bergfried schimmerten ein paar schwache Lichtchen durch die Dunkelheit. Er schwang sich über den

Wall, raffte eine Handvoll Kieselsteine vom Boden auf und warf sie mit kräftigem Schwunge bis an die Maueröffnung des alten Turmes, so daß sie zum Teil hineindrangen, zum Teil klirrend herabfielen. Zuerst rührte sich nichts; als er aber das Zeichen wiederholte, hörte er deutlich das Öffnen einer Tür, und ganz oben auf dem kleinen Altan erkannte er eine dunkle Gestalt, die aufmerksam nach allen Seiten herabspähte.

„Heda, Martin!" rief Ludolf mit gedämpfter Stimme hinauf, „hörst du mich?"

„Wer da?" klang es ebenso leise herab.

„Gut Freund! Ich bin's, Ludolf; ich komme von der Herrin, kannst du mich einlassen?"

„Ich will Klaus fragen; warte hier im Schatten des Turmes."

Nach einer Weile tat sich die kleine Pforte auf, die, wohl zwei Manneslängen über dem Boden, den einzigen Eingang in den Bergfried bildete. Eine Leiter wurde herabgelassen, die Ludolf flink und gelenkig erstieg; man zog sie sofort wieder herauf, verschloß und verriegelte das Pförtchen sorgfältig. Der Knappe sah um sich, und als sich seine Augen an die dämmrige Beleuchtung gewöhnt hatten, begrüßte er mit Wärme die alten Gefährten, die nach vielwöchiger Einschließung nicht gerade blühend und wohlgenährt aussahen. In Frau Wendelmuths Antlitz hatten sich noch einige weitere Falten eingefunden, die Nase war noch länger und spitzer, der Hals noch dünner und knochiger geworden; sogar die stämmige Magd hatte einiges von ihrer strotzenden Fülle verloren. Dennoch waren alle von ungebeugtem Mut und sprachen mit grenzenloser Geringschätzung von den Eindringlingen, die sich da unten breit machten und von gestohlenem Gute praßten. „Sie denken uns durch Hunger kirre zu machen," sagte die Beschließerin, und ihre kleinen Augen funkelten vor Zorn und Verachtung, „aber sie sollen sich täuschen! Die alte Wendelmuth wird die Vorräte schon einzuteilen wissen, so daß sie noch eine gute Weile vorhalten, und eher soll der Bergfried in Trümmer fallen, ehe sie uns zur Übergabe zwingen."

„Aber womit löscht Ihr Euern Durst, und womit kocht Ihr in dieser langen Zeit? Unmöglich könnt Ihr Wasser und Brennholz für Monate eingesorgt haben."

Sie lächelte geheimnisvoll. „Wir haben übergenug, der Vorrat geht nie zu Ende. Wir haben unsere geheimen Helfer, die werden uns sicher nicht darben lassen.“

Mehrere Stunden blieb Ludolf bei den Getreuen, und ernstlich besprachen sie miteinander, was weiter geschehen solle. „Noch gebe ich die Hoffnung auf die Rückkehr unsers teuern Herrn nicht auf,“ sagte Klaus; „es ist schon mancher Kreuzfahrer nach zwei Jahren erst heimgekehrt, und so lange denke ich mit Sankt Georgs Hilfe hier auszuhalten. Sagt das der Herrin, Ludolf, meldet ihr, daß Ihr uns unerschütterlich treu gefunden habt.“

Noch in der Nacht mußte der Knappe den Turm verlassen und sich heimlich davonstehlen, doch konnte er der Lust nicht widerstehen, den Burgbewohnern wenigstens einen Schabernack zu spielen. Als sie morgens an den Ziehbrunnen kamen, war der schwere Stein, der dem Eimer das Gegengewicht hielt, abgenommen; das eine Ende des langen Balkens starrte hoch in die Luft hinaus, das andere war tief unter das Wasser gesunken, und es kostete Mühe und Arbeit, alles wieder in die rechte Ordnung zu bringen. Die Knechte ballten die Fäuste gegen den Bergfried: „Sicher sind die dort am Brunnen gewesen; sie sind mit dem Bösen im Bunde, sonst wären sie längst verhungert und verschmachtet. Warum läßt unser Ritter sie auch unangefochten dort hausen, statt sie aus dem alten Nest auszuräuchern? Es ist eine Schande für uns!“

Ludolf mußte einige Tage rasten, um seinem ermüdeten Gaul die nötige Ruhe zu gewähren; dann machte er sich auf den Weg nach Eisenach, um sich im Kloster nach dem Ergehen der beiden Edelfräulein zu erkundigen. Er war noch nicht weit gekommen, als er im Walde einem Ritter begegnete, der, nur von einem einzigen Knappen begleitet, mit geschlossenem Visier dahinritt. Er wollte eben mit flüchtigem Gruß vorübereilen, als er plötzlich sein Pferd anhielt und im Tone höchster Überraschung ausrief: „Alle Heiligen stehen mir bei! Ich will nicht selig werden, wenn das nicht der Jürge ist, obwohl er wahrhaftig mehr einem Mohren und Heiden als einem ehrlichen Christenmenschen ähnlich sieht.“

„Alle Wetter!“ schrie der andere, „es ist Ludolf! Wackrer alter Knabe, bist du auch noch auf der Welt?“ Die beiden Knappen bogen sich zueinander hinüber und schüttelten sich so derb und kräftig die

Hände, daß die Arme in ihren Gelenken knackten. Jetzt warf auch der Ritter sein Roß herum, schlug das Visier auf und sprengte auf die beiden zu. „Herr Wolfram selber!“ rief Ludolf, sprang im Nu vom Pferde, beugte das Knie und bedeckte die Hände des Ritter mit heißen Küssen. „O mein teurer Herr, wie freue ich mich dieser gesegneten Stunde! Sankt Georg und alle Heiligen seien gelobt, die Euch endlich heimgeführt haben! Es ist hohe Zeit, daß Ihr kommt, edler Herr, denn Übles ist bereits geschehen, und Ihr findet einen fremden Vogel im heimischen Nest.“

„Ich hörte unterwegs schon davon reden,“ erwiderte Herr Wolfram, „sage mir alles, was du davon weißt.“ Ludolf berichtete, was er im Winter erlebt und jetzt in Scharfeneck erfahren hatte; mit gerunzelter Stirn hörte der Ritter ihm zu und versank dann in tiefes Nachdenken. „Begleite mich nach der Burg,“ sagte er endlich, „es wird am besten sein, daß ich mich dort zuerst zeige.“

In einer Herberge nahe der Heimat kehrten die drei Reiter ein, und in der Nacht stieg Ludolf abermals zur Burg hinauf. Am Himmel stand das letzte Mondviertel, und durch die kahlen Baumwipfel, die der Nachtwind hin und her wehte, huschten seltsame Lichter über den schweigenden Waldpfad. Dem Knappen, der sich bei Tage vor keinem Feinde fürchtete, wurde es unheimlich zumute, und er schlug mehrmals ein Kreuz, um den unbehaglichen Schauer los zu werden, der ihn überrieselte. „Alle guten Geister!“ murmelte er plötzlich und blieb wie versteinert stehen, denn was er vor sich sah, konnte doch nur Spuk und Hexenwerk sein. Nicht weit von ihm öffnete sich eine Höhlung, die in den dunkeln Schlund der Erde zu führen schien; ein flackerndes Irrlicht beleuchtete mit mattem Schein den Eingang. Zwei dunkle Gestalten schwebten dort auf und nieder: die eine trug einen gewaltigen Krug, den sie an der leise rauschenden Quelle füllte; die andre schien etwas zu suchen, denn sie bückte sich unablässig und legte das Gefundene auf einen Haufen, der riesengroß anschwoll. Jetzt hob sie das Bündel auf den Rücken und ging tief gebeugt dem Pförtchen zu, wandte sich aber noch einmal zurück: „Noch nicht fertig, Wendelmuth?“ klang es deutlich an Ludolfs Ohr.

Der Zauber war gebrochen; Ludolf sprang vorwärts und fragte mit halber Stimme: „Klaus, seid Ihr's?“

Ein Schreckensruf erscholl, die weibliche Gestalt mit dem Kruge

lief auf die andre zu und riß die kleine Laterne vom Boden empor. „Verrat!“ rief sie, „eilt, ich schließe die Tür.“ Doch mit zwei Schritten war der Knappe an ihrer Seite: „Fürchtet euch nicht vor mir, ich bringe frohe Kunde — Herr Wolfram ist heimgekehrt!“

„Unser Herr!“ riefen die beiden wie aus einem Munde; „ist es Wahrheit, was Ihr sprecht, und seid Ihr es selber, Ludolf?“

„Ja ja, ich bin's, und er ist ganz nahe; laßt mich nur ein, damit ich euch seine Botschaft verkünde. Seht, so kommt man hinter eure Schliche — das ist also der Weg, auf dem ihr Wasser und Holz erhieltet! Habe ich doch nie etwas von einem geheimen Gange ins Freie gewußt.“

„Und solltest auch nichts davon wissen“, erwiderte Klaus. „Ich allein empfing das Geheimnis von meinem seligen Gebieter und teilte es erst nach seinem Tode Herrn Wolfram mit. Jetzt mußte ich auch Wendelmuth ins Vertrauen ziehen, denn allein konnte ich die nötigen Vorräte nicht herbeischaffen; sonst ahnt niemand etwas davon, und auch du mußt schweigen wie das Grab.“ —

Am nächsten Abend, als die Dunkelheit völlig eingebrochen war, erschien Ritter Wolfram mit den beiden Knappen am geheimen Pförtchen im Walde, wo ihn Klaus und Wendelmuth mit Tränen der Freude und allen Zeichen höchster Ehrerbietung empfingen. Was kümmerte es diese Getreuen, daß er verstohlen und allein, ohne Macht und Gefolge wiederkehrte? In ihren Augen stand er dennoch höher als Landgraf, König und Kaiser, war er doch ihr Herr, dem ihr ganzes Leben in unbegrenzter Hingebung gehörte. Den übrigen Bewohnern des Bergfrieds mußte es als ein Wunder erscheinen, als ihr Gebieter plötzlich aus Klaus' kleiner Zelle hervortrat, doch begrüßte ihn jeder so freudig, als ob nun alle Not ein Ende hätte.

Der Ritter musterte das Häuflein seiner Anhänger: er konnte über sechs kräftige Männer gebieten — in der Burg aber lagen ihrer mindestens ein Dutzend, die übrigen waren im Gefolge des Ritters von Kalmburg nach Nürnberg gezogen. Nun wurde ein Kriegsrat gehalten; es waren zwei Wege möglich: entweder konnte man gütliche Überredung oder eine plötzliche Überrumpelung versuchen. Diese war bei weitem gefährlicher, verhieß aber im günstigen Falle den besten Erfolg; im ungünstigen konnte man durch den geheimen Gang immer noch das Weite suchen. So entschied man sich für den Überfall und bereitete

alles für diesen vor; dann legten sich die Streiter zur kurzen Ruhe nieder, um sich zum entscheidenden Kampfe zu stärken.

Kaum dämmerte das erste Morgenrot im Osten empor, als es im Bergfried lebendig wurde; die Leiter wurde herabgelassen, und so lautlos wie möglich stiegen die geharnischten Männer hernieder, schwer bewaffnet mit Keulen und Schwertern, dazu den langen Dolch und einen starken Strick im Gürtel. Nur Klaus und die Frauen blieben zurück, mit angstvollen Blicken und heißer Fürbitte die Streiter verfolgend. Bald hallte der Schloßhof von Geschrei und Geklirr der Waffen wider: die Scharfenecker stritten heldenhaft mit dem Mute der Verzweiflung und dem Bewußtsein ihres guten Rechtes, während den überraschten Kalmburgern die Abwesenheit ihres Herrn und das Gefühl, Eindringlinge auf fremdem Boden zu sein, die besten Kräfte lähmte. Einige wurden überrumpelt und gebunden; andere ergaben sich freiwillig; nur der Rest kämpfte mannhaft, mußte aber endlich sein Heil in wilder Flucht suchen. Als die Morgensonne über den Bergen aufstieg, war Herr Wolfram wieder Herr in der Burg seiner Väter, und seit langer Zeit hatte Vater Eckbert nicht so frohen und freien Herzens die Frühmette gehalten als heute, da seine Gebete endlich Erhörung gefunden hatten.

Nun wurde Klaus zum Landgrafen entsandt, um ihm die Rückkehr des Ritters zu melden. Der Fürst war in den letzten Monaten ganz anderen Sinnes geworden; er hatte erkannt, daß sein feindseliges Vorgehen gegen die Witwe seines Bruders wie gegen manchen von dessen getreuen Anhängern ihm gefährliche Widersacher, besonders unter der zahlreichen und mächtigen Geistlichkeit, erweckt hatte, und war deshalb nicht abgeneigt, einzulenken und ein milderes Verfahren einzuschlagen. Er zeigte sich bereit, Herrn Wolframs Rechte auf Scharfeneck anzuerkennen und den Ritter von Kalmburg für seinen Verzicht zu entschädigen. So wurde diese Schwierigkeit schneller gelöst, als man erwarten durfte, und der Ritter konnte alsbald aufbrechen, um sein Weib und seine Lieblingstochter heimzuholen. —

In dem kleinen Gemach, das man den Gästen des Tucherschen Hauses eingeräumt hatte, saßen Frau Hildgunde und Jutta in trüben Gedanken. Der Boden brannte ihnen unter den Füßen, denn Frau Hermentrud erschien seit der Unterredung des Fräuleins mit Gotthold sehr verändert; ihre vorige Freundlichkeit hatte bedeutend nachgelassen, und sie konnte mitunter recht herbe Mienen aufsetzen. Ungeduldig er=

warteten deshalb die Frauen die Ankunft des Ritters Kunz von Buchenbühl, der ihnen schon vor mehreren Wochen Botschaft gesandt hatte, daß er sie mit Freuden bei sich aufnehmen und selbst kommen würde, sie auf seine Burg zu begleiten, daß er sie aber bäte, einstweilen noch ein wenig zu verziehen, da er vom Zipperlein arg geplagt wäre und den weiten Ritt noch nicht unternehmen könne.

Ein Getrappel von Rosseshufen weckte Jutta aus ihrer Träumerei, sie fuhr empor: konnte es Herr Diether sein? Bald danach trat Frau Hermentrud ein: „Es ist ein Ritter mit Gefolge angekommen," sagte sie, „der dich und deine Tochter zu sprechen wünscht, doch verweigert er, seinen Namen zu nennen. Ich ließ ihn in das Staatszimmer führen, dort erwartet er euch!"

„Gewiß ist es der Ritter von Buchenbühl," entgegnete Frau Hildgunde, indem sie sich mit Lebhaftigkeit erhob, „er ist ein alter, bewährter Freund meines Gatten und hat uns eine Zuflucht in seiner Burg angeboten."

Als sie den schweren Vorhang des Wohngemaches zurückschlug, kehrte der Gast ihr gerade den Rücken zu. Sie blieb einen Augenblick stehen und preßte die Hand aufs Herz — täuschte ihr Auge sie? War es Wirklichkeit? Jetzt wandte sich der Ritter um, und überströmend von namenloser Wonne und Seligkeit lag Frau Hildgunde in den Armen des lang entbehrten, totgeglaubten Gatten!

Einige Tage vergingen in ungetrübtem Genuß; der Hausherr nahm mit allen den Seinen den herzlichsten Anteil an dem Glück seiner Gäste, und alle lauschten gern, wenn Herr Wolfram von seinen Erlebnissen erzählte. Er berichtete, wie das Fieber ihn immer wieder und wieder ergriffen und niedergeworfen hätte, bis er endlich erkannt habe, daß er auf welschem Boden nie genesen könne. Da habe er sich mühsam aufgerafft, in Begleitung des treuen Jürge, des einzigen, der allen Strapazen und Scharmützeln widerstanden habe, sich über die Alpen geschleppt und in der Luft des Vaterlandes allmählich seine Gesundheit wiedergefunden; sobald er sich gekräftigt gefühlt habe, sei er der Heimat zugeeilt, die er sich erst mit gewaffneter Hand erobern mußte. „Kampfesmüde bin ich heimgekehrt," so schloß er, „und mich verlangt sehnlich nach Ruhe und Frieden im Schoße meiner Familie, denn man zieht nicht ungestraft nach Welschland, wo schon Tausende deutscher Nation ihre beste Kraft eingebüßt haben."

Mitten in der allgemeinen Freude blieb nur Juttas Herz traurig und schwer; so sehr sie sich deshalb schalt, so konnte sie doch ein Gefühl tiefer Enttäuschung nicht bezwingen, als ihr Vater allein heimkehrte und nichts von Herrn Diether wußte, den er schon seit Jahresfrist aus den Augen verloren hatte. Ihr war es ein Trost, als Ritter Kunz eintraf, der sich bei dem völligen Umschwung der Dinge entschloß, die Freunde nach ihrer Heimat zu begleiten; mit ihm konnte sie ohne Scheu von dem abwesenden Neffen sprechen; ihm allein vertraute sie, daß sie Friedel mit Botschaft an jenen gesandt habe, und vereint malten sich beide alle Möglichkeiten aus, die diese Sendung herbeiführen konnte.

So herzlichen Anteil Gerda auch an dem Glück ihrer Herrin nahm, so schrak sie doch vor dem Gedanken zurück, Nürnberg und Guntram zu verlassen. Dieser war seit dem Tage, an dem er sie gefunden hatte, wie neu belebt; das erloschene Auge glänzte wieder von Mut und Zuversicht, der gebrochene Körper gewann einen Teil der Kraft zurück, die seinen Jahren gebührte, und die lange Krankheit und geistige Verzagtheit ihm vor der Zeit geraubt hatten. Es regte sich in ihm wieder die Lust zur Tätigkeit, und er suchte Beschäftigung bei demselben Bildschnitzer, bei dem Friedel gearbeitet hatte. Dieser erkannte bald, welche geschickte Hand und welches künstlerische Auge der Mann besaß, der ihm zuerst alt und müde erschienen war, und bald erwarb Guntram mehr, als er für seine bescheidenen Bedürfnisse brauchte. Es bat deshalb Frau Hildgunde, ihm Gerda zu überlassen, er wolle sie halten wie sein eigenes Kind und väterlich für sie sorgen. Die Dame wollte zuerst nichts davon hören, endlich aber gab sie den heißen Bitten des Mädchens und den bescheidenen aber dringenden Vorstellungen des Oheims nach, und mit unendlicher Freude und Dankbarkeit zog Gerda in das kleine Häuschen ein, worin sie fortan mit Guntram wohnen und mit ihm zusammen auf Friedel warten sollte. Seit sie die Waldhütte verlassen, hatte sie sich nicht so heimisch gefühlt wie jetzt; treulich erinnerte sie sich alles dessen, was sie von der Großmutter und Frau Wendelmuth gelernt hatte, und die alte Gertraud, die zuweilen kam, um nach dem Rechten zu sehen, konnte immer ihre Freude an dem kleinen, schmucken Haushalt haben.

Die Scharfenecker aber zogen heim ins Thüringer Land und wurden von ihren Getreuen mit jubelnder Freude empfangen; die Töchter kehrten

aus ihrem Asyl zu Eisenach ins Elternhaus zurück, und äußerlich bewegte sich das Leben auf der Burg bald wieder in den gewohnten Gleisen. Nur Mechthild konnte sich in die früheren Verhältnisse nicht wieder hineinfinden; mit wie innigem Dank sie auch die Rückkehr des Vaters begrüßte — ihr Herz war im Kloster geblieben, und die alte Heimat erschien ihr wie eine fremde Welt, die ihr keine rechte Stätte mehr bot. Stundenlang lag sie in der Kapelle auf den Knien in heißem Gebet; und auch wenn sie im Kreise der Ihrigen erschien, blieb ihr Auge gesenkt, ihr Mund stumm, und ihre Finger spielten fortwährend mit den Perlen ihres Rosenkranzes. Frau Hildgunde versuchte es mit Milde, den allzu eifrigen Übungen der Frömmigkeit eine Schranke zu setzen; sie sah es mit Bekümmernis, wie ihres Kindes Wangen immer bleicher, der zarte Körper immer durchsichtiger wurde, wie sich ihr Sinn den Anforderungen des täglichen Lebens immer mehr verschloß. Mit rührendem Gehorsam unterwarf sich Mechthild ihren Befehlen, kein Wort des Widerstandes kam über ihre Lippen, aber ihr holdes Antlitz wurde immer trauriger, und oft, wenn sich die Mutter nachts über das Lager der Tochter beugte, fand sie ihre Augen offen und ihr Kissen naß von heimlichen Tränen.

„Laß uns dem heißen Wunsch des Kindes nicht länger widerstehen, mein teurer Herr," sagte Frau Hildgunde endlich zu ihrem Gatten; „ihr Herz hat sich schon völlig von der Welt gelöst und gehört dem Himmel allein an. Wir würden eine Sünde begehen, wollten wir sie mit Gewalt bei uns zurückhalten."

Herr Wolfram wollte zuerst nichts davon hören. „Es sind manche Frauen meines Geschlechts ins Kloster gegangen," erwiderte er in unzufriedenem Ton, „aber sie haben alle erst zugesehen, ob ihnen die Welt nichts zu bieten hätte. Mechthild ist noch zu jung zu solchem Entschlusse, vielleicht findet sich später ein Freier für sie, der ihr eine ansehnliche Stellung bereiten und die Ehre unseres Hauses vermehren kann. Laß uns deshalb noch ein paar Jahre mit der Entscheidung warten." Aber es gelang Frau Hildgunden, durch kluge Überredung den Gemahl zu überzeugen und allmählich seinen Widerstand zu brechen, und mit Entzücken vernahm Mechthild, daß sie in die geliebten Klostermauern zurückkehren dürfe. Nie hatte ihr Blick so hell aufgeleuchtet, nie zuvor war ihr Mund so von Dank und Freude übergeflossen wie bei dieser Kunde.

Die Nonnen in Eisenach empfingen die junge Novize mit zärtlicher Liebe: aus besonderer Rücksicht auf ihren himmlischen Sinn wurde ihre Probezeit bedeutend abgekürzt, und schon im Herbst wurde der feierliche Tag festgesetzt, der sie zur Himmelsbraut machen sollte. Noch einmal kehrte sie auf kurze Zeit ins Elternhaus zurück; so wollte es die kirchliche Sitte, damit der Eintritt ins Kloster den vollen Ausdruck des ungezwungenen, freien Entschlusses an sich trage.

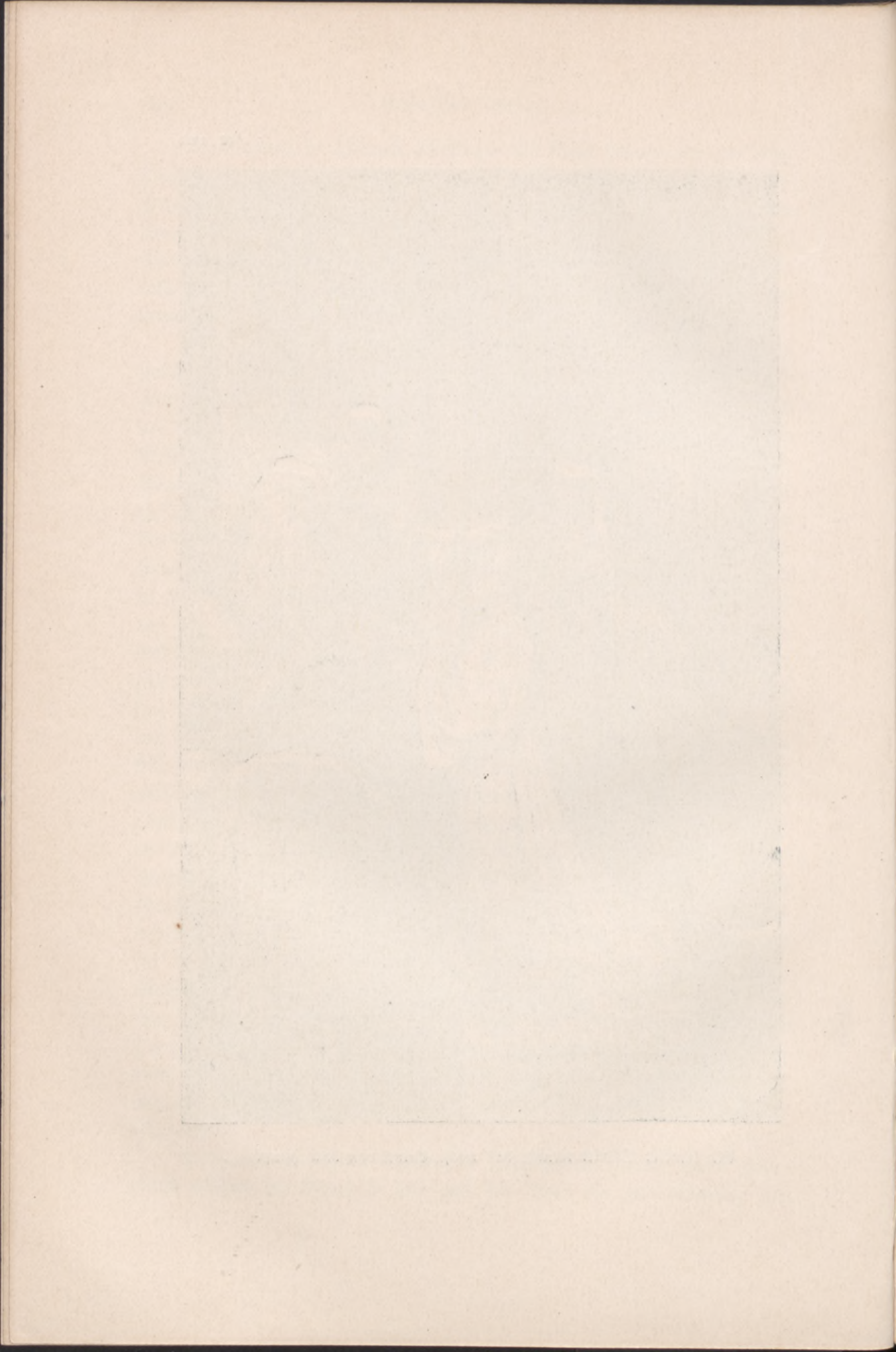
Es war ein köstlich klarer, sonniger Herbstmorgen, an dem ein stattlicher Zug von Scharfeneck gen Eisenach aufbrach; eine Schar von Rittern und Knappen in festlichen Gewändern umgab die Sänfte, in der neben Frau Hildgunde die bräutlich geschmückte Jungfrau saß. Die Klosterkirche prangte im reichsten Schmuck; Weihrauchdüfte erfüllten alle Räume, vollstimmige Chöre erklangen zum Preise Gottes und seiner Heiligen. Von ihren Eltern geführt, trat Mechthild vor den Altar; ihr Antlitz strahlte wie das eines Engels, als sie auf den Stufen niederkniete. Eindringlich ermahnte der Priester die Novize, sich zu prüfen, ob sie bereit sei, der Welt gänzlich und für immer zu entsagen und fortan nur dem Himmel zu gehören; mit beredten Worten schilderte er das Glück einer Seele, die sich schon hier dem Heiland vermählt hätte. Mit zitternder Inbrunst sprach Mechthild das bindende Gelübde nach, dann trat neben den Priester die Äbtissin, nahm ihr den kostbaren Schleier ab und löste das Haar, das in goldenen Wellen über ihre Schultern hinabfiel; darauf ergriff sie eine Schere und trennte mit scharfem Schnitt das reiche Gelock vom Haupt, daß es zitternd, wie die Blätter im Herbstwinde, zu Boden fiel. Auch das strahlende Gewand wurde abgelegt; im weißen Sterbekleide streckte sich die Jungfran auf der bereitstehenden Bahre aus, ein schwarzes Leichentuch wurde über sie ausgebreitet. Alle Glocken läuteten wie zu einem Begräbnis, der Chor stimmte einen dumpfen Totengesang an, denn tot und begraben sollte die junge Nonne für diese Welt sein. Dann erhob sich das schwarze Gitter, das die Kirche von dem Innern des Klosters trennte; die Nonnen standen bereit, die neue Schwester zu empfangen; der Priester reichte ihr die Hand, und die Tote stand als Himmelsbraut wieder auf. Noch einen Blick warf sie auf Eltern und Geschwister, einen letzten Blick der Liebe und des Abschieds — dann fiel das Gitter herab, Mechthild war verschwunden.

Ernst und schweigend kehrten die Scharfenecker heim; Frau Hildgunde erschien die Kemenate leer und öde ohne die zarte Gestalt, die

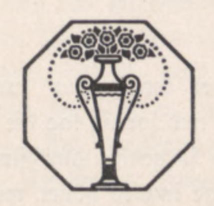
(S. 180.)



Ein scharfer Schnitt trennte das reiche Gelock von dem Haupte . .



nie wieder darin erscheinen sollte. Auch Jutta weinte um die verlorene Schwester, deren sanfte Güte so oft die Stürme in ihrer eignen Seele beschwichtigt hatte. In der letzten Zeit hatten sie einander freilich nicht mehr verstanden, denn Mechthilds Wünsche und Gedanken waren ganz dem Himmel, die Juttas aber ganz der Erde und dem Leben zugekehrt gewesen.



Zwanzigstes Kapitel.

Auf römischem Boden.

Unterdessen war Friedel wohlgemut durch das deutsche Land gewandert. Wie schön und sonnig lag die Welt vor ihm, und wie glücklich war er, sie wieder so sorgenfrei durchstreifen zu dürfen! Mit hellem Entzücken sah er die Berge immer höher und gewaltiger vor sich aufsteigen; die erhabene Schönheit drang mächtig in seine junge Seele ein, und die Begeisterung, die ihn oft ergriff, und die nicht den gewohnten Ausdruck im Gesange finden konnte, wollte ihm manchmal fast die Brust zersprengen. Jubelnd stieg er von der Höhe der Alpen nieder ins gesegnete welsche Land, aber jetzt traten ihm auch mancherlei Schwierigkeiten entgegen. Immer sengender wurden die Gluten des italienischen Sommers, nur in den Morgen- und Abendstunden konnte er den Wanderstab weitersetzen; zugleich aber begann das Geld im Beutel zu versiegen, und er sah ein, daß er sorgfältig haushalten müsse, wenn er für den Notfall einen Sparpfennig aufheben wolle. Die Fiedel allein genügte nicht, ihm seinen Unterhalt zu verschaffen; er mußte zum Schnitzmesser greifen, um sich sein Brot zu verdienen. An Aufträgen fehlte es ihm nicht; doch mußte er oft tage-, ja wochenlang an einem Orte bleiben, um die bestellte Arbeit zu vollenden, und so kam er nur langsam vorwärts. Hunderte von Malen schon hatte er nach dem Hochmeister und nach Herrn Diether gefragt, ohne je eine befriedigende Antwort zu erhalten; endlich aber — es waren Monate verflossen und der Spätherbst angebrochen — sagte man ihm in einem Kloster nicht weit von Siena, daß der Meister in Kürze dort erwartet werde.

Während er hocherfreut der Ankunft wartete, hörte er manches über Hermann von Salza, der ein ebenso gewaltiger Krieger wie seiner

Diplomat war. Sagte man doch, daß er es gewesen sei, der den harten Widerstreit zwischen Papst und Kaiser beigelegt und die beiden Häupter der Christenheit miteinander versöhnt habe. Freilich hatte Kaiser Friedrich Großes getan: er hatte Jerusalem und Bethlehem gewonnen und das Los der Christen im Heiligen Lande sichergestellt vor jeder Verfolgung der Ungläubigen, alles nur durch die Macht seiner Persönlichkeit und kluge Unterhandlung, ohne einen Schwertstreich. Manche zwar zürnten ihm, daß er sich freundschaftlich zu dem Sultan der Moslemin stellte und mit ihm wie mit seinesgleichen verhandelte; aber dennoch hatte er durch diesen friedlichen Kreuzzug mehr erreicht als mancher Herrscher vor ihm durch Ströme von Blut. Den Hochmeister der Deutschen Brüder, der trotz des päpstlichen Bannfluches treu zu ihm gestanden hatte und an seiner Seite in Jerusalem eingezogen war, hatte der Kaiser mit Ehren überhäuft, und da jener als geistlicher Ritter nichts für sich selbst annehmen durfte, so hatte er seinem Orden die Wacht am Heiligen Grabe anvertraut — eine Auszeichnung, welche die bescheidene Bruderschaft mit einemmal ebenbürtig neben die stolzen Templer und Johanniter stellte.

Friedel hatte sich an der Straße aufgestellt, auf welcher der Meister kommen mußte; mit Staunen sah er den schmucklosen Zug heranreiten. Die Ordensbrüder trugen eiserne Kettenhemden, einen Überwurf von braunem Wollenstoff darüber, auf der Brust ein großes schwarzes Kreuz, um die Schultern einen weißen Mantel, aber keinen glänzenden Schmuck und Helmzier, worein sonst die Ritter ihren Stolz setzten. Wenig unterschied sich der Meister von den Brüdern; auch sah er lange nicht so reckenhaft aus, wie ihn Friedel sich geträumt hatte, denn er war nur von mittlerer Größe, und sein Auge glänzte mild und wohlwollend. Geschickt wußte sich der Knabe an sein Pferd zu drängen und es zu halten, während Hermann abstieg.

„Gott willkommen, edler Herr und Meister!“ sagte er ehrerbietig, „ich wollte, ich dürfte ein Wörtlein mit Euch reden.“

„Tu es, Knabe,“ erwiderte der andere freundlich, „ich will dich hören.“

„Ich bin von einer edeln Dame ausgesandt, um einem Ritter wichtige Botschaft zu bringen; sie sagte mir, Ihr würdet am besten wissen, wo ich ihn finden könne.“

„Wie heißen Ritter und Dame?“

„Die Herrin darf ich nicht nennen, der Ritter ist Herr Diether von Buchenbühl, der vor zwei Jahren die Heimat verließ, um gegen die Ungläubigen zu kämpfen.“

„Ein wackerer Mann und tapferer Held! Er hat im Gefolge des Kaisers die Heilige Stadt verlassen und sich nach Welschland eingeschifft; der Kaiser wollte ihn gern an seine Fahnen binden, aber er schien ein Heimweh zu fühlen, das ihn forttrieb. Vermutlich wirst du ihn in Rom treffen; frage nur dort im Marienhospital der Deutschen Brüder an; ohne Zweifel wird er daselbst Herberge nehmen, denn er hat treu zu uns gehalten. Gehab dich wohl, Knabe! Mich rufen andere Pflichten.“

Er klopfte ihm leutselig auf die Wangen und trat ins Kloster ein; beglückt sah der Jüngling ihm nach, hatte er doch endlich eine sichere Spur des Gesuchten gefunden. —

An der Seite eines alten deutschen Pilgers, den er unterwegs getroffen hatte, durchwanderte Friedel die römische Campagna. Der Alte war schon wiederholt in Rom gewesen; er kannte Weg und Steg genau und war dem unerfahrenen Reisenden ein trefflicher Führer. Ungeduldig strebte dieser dem Ziele zu; er konnte die Zeit nicht erwarten, wo er die Ewige Stadt erblicken würde; aber der andere hemmte seinen allzu schnellen Schritt. „Wir können sie heute doch nicht mehr erreichen und wären übel dran, wenn wir bei nächtlicher Weile dort einzögen. Sieh, die Sonne sinkt herab, laß uns jenen Hügel dort ersteigen — den Monte malo nennen ihn die Leute —, von dort will ich dir die Stadt zeigen, aber betreten können wir sie erst morgen.“

Sie stiegen hügelan; hohe Pinien und schwärzliche Zypressen krönten die Höhe, auf der ein Hirt seine Ziegen weidete. — Wie geblendet stand Friedel vor dem Bilde, das sich zu seinen Füßen entrollte: die untergehende Sonne warf einen leuchtend roten Glanz über Stadt und Land, das der Tiber in großem Bogen durchströmte, um sich dann zwischen zahllosen Häusern dem Blick zu entziehen. Die Türme schienen zu glühen, die Mauern zu brennen; es war, als erhielten die grauen Steine ein warmes Leben durch das feurige Abendgold, das auf ihnen ruhte. Durchsichtig und klar war die Luft; rötlich und violett angehaucht zeichneten sich die schön geschwungenen Linien der Albaner- und Sabinerberge scharf vom rosigen Himmel ab. Es war ein farbenprächtiges Bild, wie es Friedels Auge in der nördlichen Heimat nie geschaut hatte, und

trunken verloren sich seine Blicke bald in die Ferne, bald kehrten sie wieder zu dem Häusermeer zurück.

„Was sind das für gewaltige doppelzinnige Türme,“ fragte er seinen Begleiter, „die sich so stolz und riesenhaft über ihre Umgebung erheben?“

„Das sind die Zwingburgen der großen Barone, der Frangipani, Savelli, Conti, Colonna, und wie sie alle heißen mögen, die vornehmen Geschlechter, die das Volk knechten und miteinander in steter Fehde liegen.“

„In Fehde? Hier, unter den Augen des Heiligen Vaters? Ist denn da Streit und Zwietracht möglich?“

Der Alte lächelte wehmütig: „So denkt wohl jeder, der zuerst nach Rom kommt, und jeder sieht sich bitter enttäuscht. Nein, die Menschen sind hier nicht besser als anderswo, und die großen Herren sind noch viel wilder und trotziger als bei uns zulande, aber dennoch ist es eine heilige Stadt. Sieh nur erst ihre Kirchen, ihre Gottesdienste und Prozessionen, dann wirst du erkennen, daß man hier dem Himmel näher ist als bei uns, daß man nirgends die Macht und Herrlichkeit des Himmelsherrn und seiner Heiligen so deutlich fühlt wie hier. Und wenn es dir gar gelingt, den Heiligen Vater selber zu sehen, wie er in überirdischer Pracht erscheint und den Segen austeilt, dann wirst du meinen, du habest einen Blick in das leuchtende Paradies getan, und wirst es nie wieder vergessen.“

Begeistert lauschte Friedel dieser Schilderung; hätte er nur erst mit eigenen Augen alle diese Wunder schauen dürfen! „Und was sind das für Bauten?“ fragte er, mit dem Finger auf die Stadt deutend.

„Das sind die Überreste aus alter, längst vergangener Zeit, als die stolze Roma die Beherrscherin des Weltkreises war, vor deren Legionen die fernsten Völker zitterten. Sie sind meist in Schutt und Trümmer versunken, denn es kamen andre Zeiten, und Rom mußte in schweren Kämpfen fremde Herren über sich erkennen, die nicht immer glimpflich mit ihm verfuhren. Und doch hat es die Herrschaft immer wieder an sich gebracht — siehst du dort zur Linken den Koloß? Das ist der Lateran, der Palast des Papstes, wo er in einsamer Hoheit thront und Königen und Völkern Gesetze vorschreibt, denen sogar die Mächtigsten gehorchen müssen.“

Während Friedel aufmerksam hinblickte, versank die Sonne:

im Augenblick erlosch die warme Glut, ein bleiernes Grau bedeckte Berge und Ebene, und in farbloser Dämmerung lag die Siebenhügelstadt da.

Die beiden Wanderer blieben zu Nacht in der Hütte des Ziegenhirten am Fuße des Monte malo, und gastfrei teilte dieser mit ihnen sein frugales Mahl aus grobem Brot, Zwiebeln und Ziegenkäse, dazu einen Schluck Wein aus der Kürbisflasche, die er sorglich in einem Erdloch verwahrte, um sie kühl und frisch zu erhalten. Dann wies er ihnen in einer Ecke des niedrigen Raumes ein Lager an, das aus Moos und grobem Heu aufgeschichtet war. Aber der Schlaf floh Friedels Augen, allzu lebhaft drängten sich Bilder und Gestalten vor seine Seele und ergossen sich ungesucht in Worte und Reime. Es kam ihm schwül und bedrückt in der Hütte vor; wie gern wäre er aufgestanden, hätte draußen den kühlen Nachtwind um seine glühende Stirn wehen lassen und auf seiner Fiedel die Melodien zu den Liedern gesucht, die sein Inneres durchströmten. Aber er fürchtete den Zorn des großen Wolfshundes, der vor der Tür lag und dem sicher kein Geräusch von innen und außen entging. So schlief er endlich ein, und ein freundlicher Traum führte ihn in die Ewige Stadt und gerade Herrn Diether entgegen.

Als er die Augen wieder aufschlug, schien durch die vielfachen Ritzen und Spalten schon die Morgendämmerung herein; leise sprang er auf und schlich unangefochten hinaus. Noch lag ein dichter Morgennebel über der Stadt und hüllte ihre Türme und Mauern in graue Schleier ein; aber schon färbte sich der Osten rosig, und als die Sonne triumphierend über dem Horizont auftauchte, da schienen auch drüben die steinernen Bauten zu erwachen und sich stolzer dem Himmel entgegenzustrecken. In tiefster Seele ergriffen von Staunen und Bewunderung, ließ Friedel den Bogen sachte über die Saiten gleiten und spielte eine feierliche Melodie; leise, fast ohne zu wissen, was er tat, fing er an, die Worte dazu zu summen; aber je weiter er kam, um so mehr schwoll seine Stimme an, bis sie endlich in vollem, reinem Jubellaut durch den schweigenden Morgen schallte. Einen Augenblick stand er wie lauschend still, dann fiel er auf die Knie nieder, drückte die Geige an seine Brust und hob die Hände zu den leuchtenden Wolken empor. „O süße Mutter Gottes!“ rief er unter Tränen, „ich kann wieder singen! Habe Dank, o habe Dank für solche Gnadengabe!“ Und aus tiefstem Herzen stimmte er an:

„Heilige Jungfrau, Mutter der Gnaden!
Nimm meines Herzens brünstigen Dank!
O wie hast du auf freundlichen Pfaden
Mich geleitet mein lebelang!

Hast mir geleuchtet lieblich und helle
Bis zu den Toren der Ewigen Stadt,
Hast mir erschlossen der Töne Quelle,
Die so lange geschlummert hat.

Heilige Jungfrau, Mutter der Gnaden,
Neige gütig zu mir dein Ohr!
Führe mich fürder auf richtigen Pfaden
Bis zu der Engel lobpreisendem Chor!“

Endlich durchschritt Friedel mit dem alten Pilger das Tor der Stadt und betrat ihre Straßen; ihm war's, als träte er auf heiligen Boden, als müßte er vor ehrfurchtsvoller Scheu den Atem anhalten. Reichte doch die Welt der Toten überall hinein in das lebendige Treiben der Gegenwart! Da türmten sich in mächtigen Geschossen die Überreste der Paläste aus der Kaiserzeit auf, einer den anderen überragend; da stand noch der Tempel des alten Heidengottes Jupiter und, verschont von der alles zerstörenden Zeit, das uralte Heiligtum des Romulus, des Gründers der Stadt. In seiner Höhe einem Berge vergleichbar, stand der riesige Rundbau des Kolosseums einsam und öde da; hier ragten stolze Säulen über Schutt und Trümmer empor; dort lagen gestürzte Marmorbogen, von Unkraut überwuchert, von Efeu umrankt, im Staube. Mit Befremden sah der Jüngling, wie wenig das lebende Geschlecht die Denkmäler der Vorzeit achtete und schonte; trauernd sah er viele Hände beschäftigt, die noch erhaltenen Bauwerke zu zerstören, die festen Quadern aus ihren Fugen zu brechen, die Marmorbekleidung der Wände abzureißen, um sie zur Errichtung von Türmen und Kastellen zu verwenden. Manche schlanke Säule, manches unversehrte Götterbild wurde vom Postament herabgestürzt, zerschlagen und in Gruben gestampft, um Kalk für Neubauten daraus zu gewinnen. Je weiter sie kamen, desto mehr erstaunte Friedel über die wunderbare Mannigfaltigkeit der Stadt: neben stolzen Prachtbauten dehnten sich innerhalb ihrer Mauern versumpfte Flächen, Weingärten und Gemüsefelder aus; große Haufen von Schutt und Scherben sperrten zuweilen den Weg, und armselige Hüttchen standen neben hochragenden Kirchen.

Ein andächtiger Schauer ergriff ihn, als sein Begleiter ihn in eine derselben führte, die erst kürzlich vollendet worden war; durch die kunstreichen Glasgemälde der Fenster warf die Sonne gedämpfte, zauberische Lichter in das weihrauchdurchduftete Schiff der Kirche und über den Fußboden von buntschimmernder Mosaik; ringsum standen die schneeweißen Marmorbilder der Mutter Gottes und der heiligen Apostel; um Bogen und Säulen schlang sich ein vielgestaltiges, steinernes Laubwerk; oben vom Gewölbe aber strahlte ein goldener Himmel mit köstlich eingelegten Figuren hernieder. Wie Engelchöre klang der Lobgesang der zahlreichen Knabenstimmen, und der Priester, der die Messe zelebrierte, erschien ihm in seinen prachtvollen Gewändern wie ein höheres Wesen. Ungern riß er sich los, aber der Gedanke, daß er keine Zeit versäumen dürfe, um Herrn Diether aufzusuchen, war doch stärker als jedes andere Gefühl. Der Alte brachte ihn bis an die Pforte des Marienhospitals und versprach ihm, er wolle ihn an derselben Stelle erwarten.

Es war eine bittere Enttäuschung, als Friedel vernahm, daß man hier nichts vom Ritter von Buchenbühl wisse; einige der Brüder kannten ihn zwar und sprachen mit Achtung von ihm, aber keiner hatte ihn kürzlich gesehen oder von seinem Aufenthalt gehört. Was sollte er nun anfangen? Keck und jugendfrisch, wie der Knabe war, schrak er doch vor dem Gedanken zurück, plan- und ziellos noch weiter in die Welt zu wandern; über Rom hinaus hatte er nie gedacht. Als er niedergeschlagen vor dem Tore stand, sah er sich vergebens nach dem Pilger um; er wartete lange, aber jener ließ sich nicht erblicken; so ging er denn aufs Geratewohl weiter, in der Hoffnung, den alten Freund zufällig wiederzufinden. Über Hügel und Täler irrte Friedel hin, bald die gewaltigen Festen, die stolzen Paläste anstaunend, welche die Gegenwart geschaffen hatte, bald die zerbröckelnden Bäder und Tempel bewundernd, die aus grauer Vergangenheit stammten, und die auch in ihrem Verfall noch so ergreifend schön waren. Plötzlich schlugen deutsche Laute an sein Ohr; sie kamen von einem Häuflein von Kriegsknechten, das zechend, singend und würfelnd um einen niedrigen Tisch lag, dessen Marmorplatte auf herrlich gearbeiteten, geflügelten Greifen ruhte.

„Grüß Gott, liebe Landsleute!“ rief Friedel ihnen fröhlich zu, „auch ich bin aus Deutschland hergewandert und freue mich, gute Gesellen im fremden Lande zu finden, welche die Sprache der Heimat reden.“

„Willkommen, Kamerad!“ schallte es zurück, „setz dich zu uns und

sage, woher du kommst, und was dich nach Rom geführt hat. Willst du hier Dienste suchen, so findest du bei unserm Grafen noch einen Platz frei; er ist ein freigebiger Herr — sowohl mit Silber und Gold als mit Flüchen und Streichen —, an Gelegenheit zum Fechten und Raufen soll dir's nicht fehlen, die Klingen unserer Schwerter haben selten Zeit zum Rosten."

„Nein, ich bin in friedlicher Absicht hergekommen," erklärte Friedel, dem diese Rede wenig behagte; „ich suche den Ritter von Buchenbühl, könnt ihr mir etwas von ihm sagen?"

„Buchenbühl?" erwiderte einer der Knechte, „ich sah einen dieses Namens drüben im Heiligen Lande — sie nennen es noch immer so," fügte er lachend hinzu, „obgleich es dort sehr unheilig zugeht —, und einige machten großes Wesen von seinem Mut und seiner Ritterlichkeit, doch weiß ich wenig von ihm. Er hielt sich immer zu den armseligen Deutschherren und jenem Friedrich, der, mit dem Fluch des Papstes beladen, dort umher wandelte, und den jeder gute Christ verächtlich über die Achsel ansah."

„Meint ihr den Kaiser?" fragte Friedel erregt, „wie könnt ihr euch erlauben, so geringschätzig von ihm zu reden? Mag er sich auch gegen den Heiligen Vater vergangen haben, so bleibt er darum doch unser gnädigster Herr, dem wir die höchste Ehrfurcht schulden."

„Kaiser hin, Kaiser her!" rief der Söldner, „wir Römer brauchen keinen; wir haben unsere eignen Herren und den Heiligen Vater noch obendrein. Jener mag in Sizilien bleiben, das ihm gehört, und wenn mein Herr Graf und der Papst befehlen, so ziehen wir unser Schwert ebenso gern gegen ihn wie gegen einen andern Feind, und die Beute, die wir ihm entreißen, ist uns gerade so lieb wie jede andere."

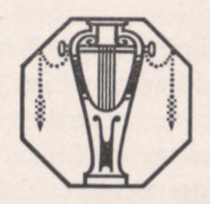
„Pfui über euch!" rief Friedel entrüstet, „könnt ihr so völlig vergessen, daß ihr Deutsche seid? Habt ihr gar kein Gedächtnis für alle die Großtaten, womit die Hohenstaufenkaiser unserm Vaterland Macht und Ansehen unter allen Völkern erworben haben?"

„Schlagt ihn aufs Maul!" schrien ein paar rauhe Stimmen, „er ist ein Ghibelline, nieder mit ihm!" Sie drangen mit zornigen Gebärden auf ihn ein, und Friedel erkannte mit Schrecken, daß er gegen die Übermacht verloren sei. Er dachte zuerst daran, seine Fiedel zu schützen, zog sich gegen einen Pfeiler zurück, der ihm den Rücken deckte, und wirbelte seinen wuchtigen Knotenstock vor sich in der Luft herum. „Schande über euch!" rief er laut, „ich habe nur mit Worten gefochten,

tut ihr desgleichen! Ziemt sich das für ehrliche Kriegsleute, in solcher Überzahl über einen Wehrlosen herzufallen?"

„Platz da!" tönte plötzlich eine gebietende Stimme in das Getümmel hinein; ein glänzender Reiterzug war, ohne daß es die Streitenden merkten, herangesprengt. „Gebt Raum, ihr elenden Knechte, oder unsre Hellebarden sollen euch den Respekt lehren, den ihr dem Grafen von Colonna schuldig seid!"

Die Kriegsknechte stoben vor den aufbäumenden Rossen auseinander; Friedel aber, der unter der ritterlichen Schar ein wohlbekanntes Gesicht zu sehen glaubte, sprang mit einem freudigen Ausruf vorwärts. Doch im nächsten Augenblicke traf ihn der Schlag einer Hellebarde gegen die Stirn, und besinnungslos stürzte er zu Boden.



Einundzwanzigstes Kapitel.

Wiederfinden.

In einer Zelle des Marienhospitals lag auf einem niedrigen Bett ein bleicher Jüngling mit verbundenem Kopf und geschlossenen Augen. Neben ihm saß ein alter Laienbruder, der von Zeit zu Zeit den feuchten Umschlag auf der Stirn des Kranken erneuerte und die Fliegen abwehrte, die ihn umsummten. Jetzt wurde die Tür sanft geöffnet, ein Ritter trat ein und näherte sich vorsichtig dem Lager. „Wie geht es ihm, Bruder Arnfried?" fragte er leise, „wird er leben?"

Der Gefragte nickte mit halbem Lächeln. „Seid ohne Sorge, Herr, so ein junger deutscher Schädel kann einen guten Puff vertragen, ohne daß er bricht; Euer junger Freund schläft nun schon seit vierundzwanzig Stunden sein Betäubung aus; wenn er erwacht, wird er das Schlimmste überstanden haben."

„Wollt Ihr mir ein Weilchen Euern Platz einräumen, guter Bruder? Ich will Euch in der Pflege ablösen." Der Alte zog sich in die andere Ecke zurück; der Ritter setzte sich nieder und betrachtete aufmerksam die Züge des Kranken. „Wie ähnlich er seinem Vater sieht!" murmelte er. „Gütiger Gott, schenke mir sein Leben, und ich will besser, treuer für ihn sorgen als bisher. Habe ich nicht die heiligste Pflicht meines Lebens schon versäumt, als ich hinauszog und ihn für Jahre sich selbst überließ?"

Der Jüngling fing an, sich zu regen; er warf sich hin und her und flüsterte unverständliche Worte; dann schlug er die Augen auf und blickte verwirrt um sich. „Friedel," sagte der Ritter halblaut, „kennst du mich?"

„Herr Diether — es ist Herr Diether — o heilige Jungfrau, ist es möglich?" stammelte der Kranke, „hab' ich Euch endlich gefunden?

Ich habe Euch so lange gesucht! Kommt zur Heimat zurück, lieber Herr — aber zuvor laßt mich Euch meine Botschaft sagen — wie lautete sie doch?" Er fuhr mit der Hand nach der Stirn, ein Ausdruck von Angst und Erschöpfung breitete sich über sein Antlitz aus. Der Laienbruder trat dazwischen. „Für heute ist's genug," sagte er freundlich, „morgen kannst du weiter mit dem Ritter sprechen."

„Ja, morgen werde ich es besser wissen", bestätigte der Kranke in müdem Tone, und aufs neue sank er in kräftigenden Schlaf.

Als Herr Diether am nächsten Tage in die Zelle eintrat, saß Friedel aufrecht im Bett und spielte auf seiner Geige. Er begrüßte ihn mit lebhafter Freude: „Nun weiß ich alles, Herr, was mir aufgetragen ist, wollt Ihr mich anhören?"

Der Ritter bejahte, und Friedel begann in gedämpftem Tone zu singen:

„Winter kam mit Trotz und Siegerschalle,
Durch die leeren Bäume fährt der Wind,
Ach, und meine stillen Freuden alle
Mit den Blumen eingeschlafen sind.
Fortgeweht aus diesen düstern Mauern
Des Frohsinns Spur,
Und öde die Flur.
Allüberall nur Schweigen und Trauern.

Doch in Winterschnee und Angst und Sorgen
Weiß ein Blümchen ich, das nie verdorrt.
An dem Herzen trag' ich's still verborgen,
Und im Herzen blüht es fort und fort.
Tief, tief innen ohn' Ermüden,
Da fleht es und spricht:
Vergißmeinnicht.
Du Traute, von der ich leidvoll geschieden!

Und in mancher stillen Abendstunde
Küsse ich das blaue Blümchen mein,
Und ich flüstre wohl mit scheuem Munde:
Nie, du Teurer, nie vergess' ich dein.
Wenn am Weg zum Bach hernieder
Unter wogendem Ried
Vergißmeinnicht blüht —
Nicht wahr, du Trauter, dann kehrest du wieder?"

(E. Plehn.)

„Du kommst von Fräulein Jutta von Scharfeneck?" fragte der Ritter hastig.

„Ja, lieber Herr, sie ist's, die mich zu Euch sendet." Er berichtete, was ihm das Fräulein aufgetragen hatte, und erzählte auf Befragen alles, was er durch Gerda von den Ereignissen in Scharfeneck und Nürnberg erfahren hatte. „Arme Jutta!" sagte Herr Diether vor sich hin, „wieviel mag sie gelitten haben — und keiner war da, um ihr beizustehen! Warum kehrte ich nicht früher zurück, warum fragte ich nach Ruhm und Kaisergunst? Auf, Friedel!" fuhr er lauter fort, „schüttle alle Krankheit ab und laß uns nach der Heimat eilen, wohin uns beide das Herz zieht!"

Aber es ging damit nicht so schnell, wie sie es hofften und wünschten. Solange der Kranke zu Bette lag, erschien er ganz kräftig; aber sobald er aufstand, überfiel ihn eine lähmende Schwäche. Vollends als man ihn in den Garten hinaustrug, fühlte er sich durch Licht, Luft und Sonne so übermannt, daß er sehnlich nach der sanften Dämmerung seiner Krankenzelle zurückverlangte. Der Ritter bezwang die brennende Ungeduld, die ihn von hinnen trieb; er war entschlossen, nicht ohne Friedel aufzubrechen. Täglich besuchte er ihn, bemühte sich, ihn durch Erzählungen seiner Erlebnisse zu zerstreuen, sprach ihm Mut und Hoffnung ein, wenn er den Knaben verzagt und trübe fand, und führte ihn endlich mit liebender Hand hinaus, wenn die Abendsonne schon längere Schatten warf und der blendende Tagesschimmer gedämpft war.

So vergingen Wochen. Einst überraschte sie der Sonnenuntergang, als sie noch weit vom Hospital entfernt waren; die kurze Dämmerung, die im Süden nur wenige Minuten dauert, erlosch schnell, und es wurde öde und finster in den Straßen. Nur unter den Heiligenbildern, die an den Ecken der Häuser befestigt waren, glomm hier und da ein qualmendes Lämpchen und warf einen matten Schein auf die nächste Umgebung. Plötzlich erklangen eigentümliche Töne in ihrer Nähe: sie kamen von einer einfachen Hirtenflöte; dazwischen sang eine helle Knabenstimme einen kurzen Vers. Näher kommend sahen sie vor dem Muttergottesbilde einen alten Mann in Hirtentracht stehen, in zottigem Schafpelz und kurzem, zerlumptem Mantel, mit dem Spitzhut auf dem Kopf und Sandalen an den Füßen, der auf der Zamboja, der italienischen Sackpfeife, spielte; neben ihm ein schöner, kraushaariger Knabe, der abwechselnd auf der Schalmei blies oder sang. Es klang unendlich rührend und kindlich fromm, und Friedel bedauerte, die fremden Worte nicht zu verstehen.

„Es ist ein Pifferari aus den Volskerbergen,“ sagte Herr Diether auf seine Frage mit einem leisen Seufzer, „sie verkünden die heilige Adventsbotschaft. Ihre Lieder sollen sich vom Großvater auf Sohn und Enkel vererben, und schon seit Hunderten von Jahren ziehen sie um diese Zeit in der Stadt umher und sagen den Menschen, daß das liebe Weihnachtsfest wieder einmal nahe sei.“

„Ist es denn schon Winter?“ fragte Friedel erstaunt, „ich meinte, es könne gar nicht so spät sein, denn noch rauschen die Bäume, noch grünt und blüht es in allen Gärten, und Lorbeer und Zypressen tragen ihr grünes Laubgewand wie im Sommer. Fällt denn hier niemals Schnee, und kennt man hier kein Eis und keine Kälte wie bei uns daheim?“

„Wer Eis und Schnee sehen will, muß auf die Berge steigen; hier in der Ebene sieht man das selten, und die Rosen duften hier jahraus, jahrein. Es ist ein gelobtes Land — — und doch verlangt mich's sehnlich nach einem echten deutschen Wintertag mit klingendem Frost und pfeifendem Nordwind, nach einem Ritt in den beschneiten Wald —!“

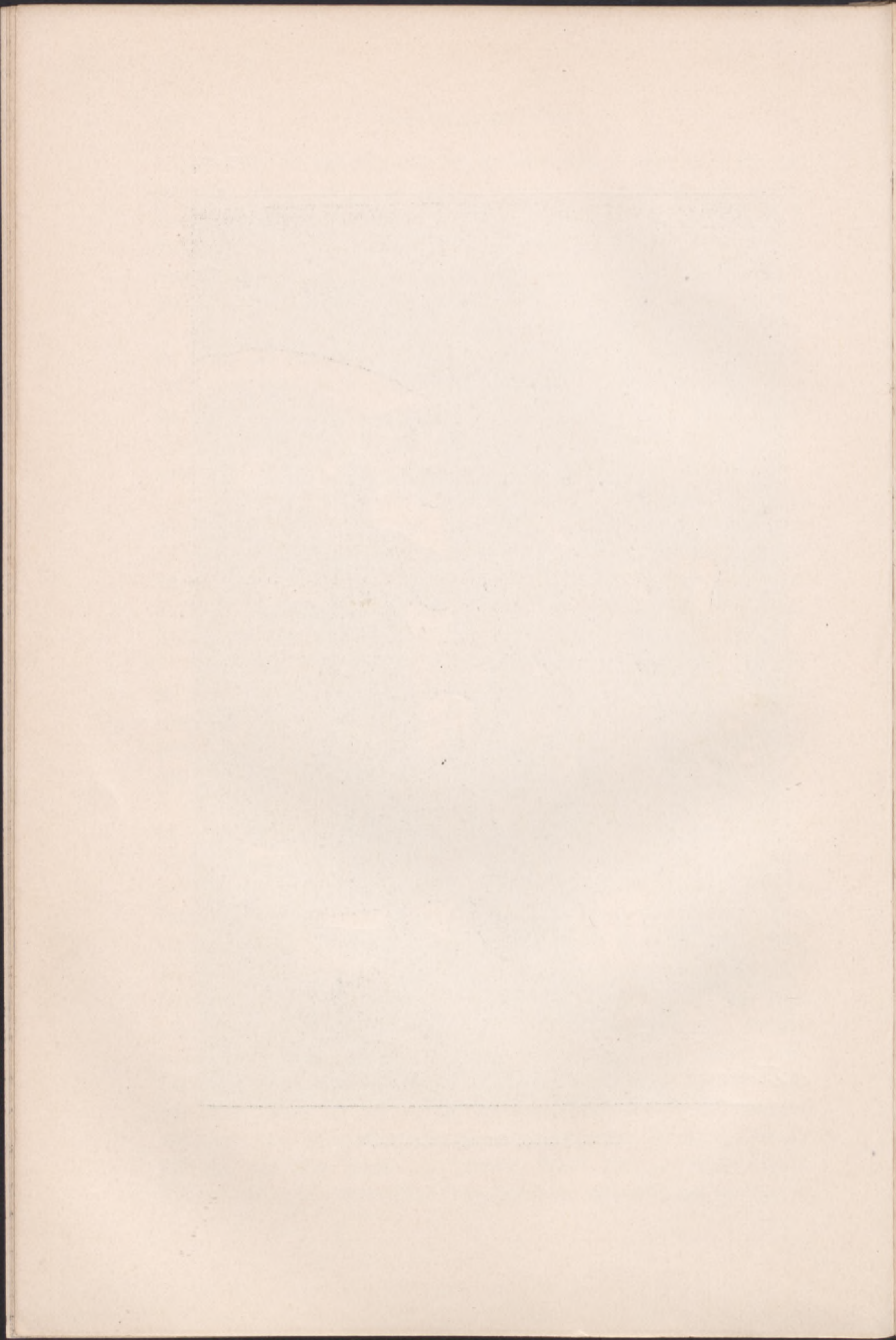
„Und Ihr seid so lange hier geblieben um meinetwillen? Was ist es nur, lieber, teurer Herr, das Euer Herz so mild und gütig zu mir armem Knaben hinzieht? Aber ich will und darf Euch nicht länger zurückhalten — wie sehnlich wird Fräulein Jutta nach Euch ausschauen! Ich fühle mich stark genug; laßt uns heimkehren!“

So brachen sie denn mit Beginn des neuen Jahres auf, nachdem sie Weihnachten noch in Rom gefeiert und das Wunder der Menschwerdung des Gottessohnes an dessen eigner Krippe, die man dort als heilige Reliquie bewahrte, angebetet hatten. Friedel war wie ein Knappe eingekleidet worden; die geliebte Fiedel hing am Sattelknopf. Aber Herrn Diethers Geduld wurde immer wieder auf harte Proben gestellt, denn die Gesundheit des Jünglings vertrug keine Strapaze, und nach jedem scharfen Ritt lag er tagelang elend und hilflos danieder. Er flehte seinen Gönner unter Tränen an, ihn zurückzulassen, er wollte langsam nachkommen; aber davon wollte der andere nichts hören; immer, wenn die Ungeduld ihn übermannen wollte, tauchte das Bild der alten Gundula vor seinen Augen auf, wie sie ihn mit durchdringenden Blicken betrachtet und ihm das Versprechen abgenommen hatte, für Friedel zu sorgen und ihn vor aller Gefahr zu schützen. Dann hörte er seinen eignen Schwur, den er vor Vater Eckbert abgelegt hatte, und mannhaft bezwang er

(S. 195.)



Mein Friedel, kommst du endlich?



alle Sehnsucht seines Herzens, pflegte den Kranken wie ein teurer Bruder und wich bei Tag und Nacht nicht von seiner Seite.

So ging der März zu Ende, als endlich die Türme von Nürnberg vor ihnen sichtbar wurden. Sie stiegen in einer Herberge ab, und Friedel, der heute von keiner Müdigkeit wußte, eilte sofort zum Tucherschen Hause hin, um sich bei Gertraud nach Gerda und den Scharfenecker Damen zu erkundigen. „Die sind längst mit ihrem Herrn daheim,“ war die Antwort, „aber Gerda ist hier in Nürnberg beim Ohm geblieben.“

„Beim Ohm? Sie hat ja gar keine Verwandten.“

„O, wißt Ihr noch nichts davon? Nun, ich will auch nichts weiter sagen, geht nur selber hin; Ihr könnt das kleine weiße Häuschen neben dem Hospital der Deutschen Brüder gar nicht verfehlen.“ Beflügelten Schrittes eilte er der bezeichneten Stelle zu.

Es war ein sonniger Nachmittag, die Luft weich und milde; die Fenster des Häuschens standen weit offen, und liebliche Töne klangen daraus hervor. Eine männliche und eine weibliche Stimme waren im Zwiegesang zu hören; deutlich vernahm Friedel die Worte:

„Auf, trockne die Tränen, dein Klagen vergiß!
Es stillt all dein Sehnen der Lenz dir gewiß.“

Da erhob auch er seine Stimme und fiel jubelnd ein in die Schlußverse:

„Hell lacht uns die Sonne vom blauen Gezelt,
Bald tauchet in Wonne auch dir sie die Welt!“

Die Tür ging auf; ein junges Mädchen in der holden Blüte der ersten Jungfräulichkeit stand auf der Schwelle; einen Augenblick sah sie verwirrt auf die fremdartige Kleidung, dann jauchzte sie: „Friedel!“ und flog ihm an den Hals, und beide hielten sich umschlungen, als wollten sie nie wieder voneinander lassen. Gerda faßte sich zuerst. „Komm zum Vater!“ sagte sie und zog ihn ins Gemach. Da stand ein hoher Mann mit schneeweißem Haupthaar und leuchtenden Augen; er zitterte an allen Gliedern vor übermächtiger Bewegung, streckte dem Jüngling die Arme entgegen und sagte mit bebender Stimme: „Mein Friedel, kommst du endlich, endlich zu deinem Vater?“ Der starrte ihn an wie traumverloren; aber stärker als Staunen und Zweifel war die Stimme des Herzens, und mit einem Aufschrei stürzte er an Guntrams Brust. „Vater! Vater! Ihr lebt!“ Mehr konnte er nicht hervorbringen.

Es dauerte lange, bis sich der Sturm der ersten Bewegung so weit gelegt hatte, daß er einem ruhigen Erzählen und Erklären Raum ließ. Wie in seliger Betäubung saß Friedel zwischen den beiden geliebten Menschen, deren Hände er fest in den seinen hielt, und immer wieder brach sein tiefes Entzücken in den Worten hervor: „O Maria, du gnadenreiche Mutter Gottes, wie reich, wie überreich hast du mich gemacht!“ Plötzlich sprang er auf: „Ich sah Herrn Diether von Buchenbühl vorübergehen und will ihn hereinholen; Ihr müßt den herrlichen Mann kennen lernen, Vater, der so unsäglich viel Gutes an mir getan hat.“

Guntram erhob sich, um dem Ritter entgegenzugehen; aber als dieser auf der Schwelle erschien, blieb er wie gebannt stehen und legte die Hand an die Stirn, wo die alte Narbe feuerrot zu glühen begann. „Wer seid Ihr, Herr?“ fragte er mit dumpfer Stimme. „Ha, ich erkenne Euch, Ihr seid der Junker von Maltheim!“

„Ihr Heiligen des Himmels!“ rief Diether in einem Ton, in dem sich Schrecken und Freude einten, „seid Ihr es, Meister Guntram? Ihr lebt? Ich habe Euch nicht getötet? O, warum zeigtet Ihr Euch nicht wieder? Warum ließt Ihr mich unschuldigerweise mein halbes Leben vertrauern unter dem Druck einer Missetat, die ich gar nicht begangen? Doch fort mit aller Klage; ich will nur danken und jubeln, daß ich endlich entsühnt bin! Gebt mir die Hand, Meister, und laßt die alte Zeit vergessen sein!“

„Vergessen?“ rief der andere mit rauhem Lachen, „fürwahr, Ihr großen Herren macht Euch die Sache leicht! Soll ich vergessen, daß Ihr mir die besten Jahre meines Lebens geraubt habt, die ich als ein elender Krüppel an Leib und Seele dahinschleppte? Vergessen, daß ich durch Euch Weib und Kind verlor und als ein heimatloser Bettler das Land durchstreifen mußte — und das alles nur, weil es Euch gefällt, mir großmütig die Hand hinzustrecken und zu sagen, daß Ihr mir vergeben wollt? Bei Gott, das wäre eine verkehrte Welt, und ich bin nicht gesonnen, sie gutzuheißen!“

Wie versteinert hatte Herr Diether der bitteren Rede zugehört; er wollte etwas erwidern, aber das Wort erstarb ihm auf den Lippen. Lautlos wandte er sich und schritt nach der Tür; aber Friedel sprang auf ihn zu und ergriff seine beiden Hände. „Geht nicht so von uns, teurer, geliebter Herr!“ rief er unter Tränen; „o Vater, laß ihn nicht im Zorne scheiden! Ihr wißt nicht, was er an mir

getan, wie er für mich gesorgt und mich gepflegt hat, wie eine zärtliche Mutter ihr liebstes Kind. Ohne ihn wäre ich elend an der Landstraße liegen geblieben, ihm allein verdanke ich Leben und Gesundheit. Vergebt ihm, Vater! O Gerda, hilf mir, hilf mir den Vater erweichen — weiß ich doch kaum, wem von beiden ich heißere Liebe schulde!"

Er schaute flehend auf die beiden Männer, die unbewegt sich gegenüberstanden; in den Zügen des einen flammten Haß und Rache hoch auf, in denen des andern lag stumme, fast demütige Bitte. „Laß es gut sein, Friedel," sagte endlich Herr Diether bekümmert, „es ist vergebens. Vielleicht ist Gott barmherziger als die Menschen und sieht die jahrelange Reue, die der unbeabsichtigten Tat eines Knaben folgte, gnädig an. Bleibe bei deinem Vater und laß mich ziehen!"

„Nein, Herr, ich gehe mit Euch", erwiderte der Jüngling traurig, aber im Tone fester Entschlossenheit. „Lebt wohl, Vater! Ade, Gerda! Ich gehöre zu ihm."

Sie hatten die Tür schon erreicht; ratlos, mit gerungenen Händen sah Gerda ihnen nach — da schmolz des Vaters Herz. „Bleib, Friedel!" rief er weich, „ich kann dich nicht verlieren; zu heiß und sehnsüchtig habe ich nach dir verlangt alle die jammervollen Jahre hindurch. Und bleibt auch Ihr, Herr Diether! Was Ihr an mir gesündigt, das habt Ihr an meinem Sohne gut gemacht, um seinetwillen will ich Euch vergeben. Gott hat alles wohl gemacht, wir wollen seine Gnadenwege nicht durch Haß und Herzenshärtigkeit kreuzen. Hier meine Hand, laßt das Vergangene begraben und vergessen sein!" —

Da wandte sich der Ritter tränenden Auges um und schloß Guntram in seine Arme, und in dem Kuß, den die beiden Männer wechselten, lag rückhaltloses Vergeben und Vergessen.

Diether ging bald darauf fort, um seine Aufträge bei den Deutschen Ordensbrüdern auszurichten; als er nicht wiederkehrte, suchte ihn Friedel in der Herberge auf. Der Ritter saß bewegungslos in seiner Kammer am Tisch und hatte das Gesicht in den Händen verborgen; als er es erhob, erschrak der Knabe über den Ausdruck von steinernem, hoffnungslosem Weh, der darin lag. „Um Gott, teurer Herr, was ist Euch geschehen?" fragte er angstvoll.

„Es ist alles vorbei," war die tonlose Antwort, „ich bin zu spät gekommen: in wenigen Tagen feiern sie Juttas Verlobung mit einem

reichen Kaufherrn aus Erfurt. Die Verwandten sind schon ausgezogen, um das Fest zu begehen."

„Und daran bin ich allein schuld!" rief Friedel in bitterm Schmerz. „Um meinetwillen habt Ihr Euch so lange versäumt, sonst wäret Ihr seit Monden schon in der Heimat gewesen. Und ich habe kaum daran gedacht und Euch so endlos lange zurückgehalten — o Herr, wie soll ich das ertragen?"

„Gräme dich nicht, mein Friedel," erwiderte der Ritter tröstend, „ich habe nur meine Pflicht an dir getan und reichen Lohn dafür empfangen, denn ich fand deinen Vater und wurde dadurch von der Bergeslast von Schuld und Reue erlöst, die mich so schwer gedrückt hatte. Aber Jutta ist für mich verloren, sie muß mich für treulos halten — das schmerzt mich tief!"

„Aber, mein teurer Herr, ist es nicht zu früh, schon alle Hoffnung aufzugeben? Ihr sagt, es seien noch mehrere Tage bis zur Verlobung, warum eilt Ihr nicht hin und tretet zwischen sie und den erwählten Bräutigam? Sicher hat sie Euer nicht vergessen, denkt nur an ihre Botschaft! Vielleicht folgt das Fräulein nur ungern und aus Verzweiflung dem neuen Bewerber."

Herr Diether sprang lebhaft von seinem Sitz empor. „Du hast recht, mein treuer Kamerad, es ist noch nicht zu spät! Noch ist das bindende Wort nicht gesprochen, noch kann ich ältere Rechte geltend machen. Auf, Markus, Henner, Lutz, rüstet die Pferde und haltet alles bereit; morgen mit dem frühesten reiten wir gen Erfurt!"



Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Treue Lohn.

Jutta von Scharfeneck hatte einen traurigen Winter verlebt. Monatelang hatte sie täglich mit sehnsüchtigem Verlangen nach dem entfernten Freunde ausgeschaut; als sich aber keine Spur von ihm zeigte, kein Lebenszeichen zu ihr drang, da überkam sie endlich eine tiefe Verzagtheit, und sie sagte sich, daß er tot sein oder nicht mehr an sie denken müsse. Sie hoffte nichts mehr von der Botschaft, die sie Friedel aufgetragen; es kam ihr sogar töricht und kindisch vor, daß sie ihn ausgesandt habe; führten doch so viele Wege nach Rom, daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn sich zwei Menschen dort getroffen hätten! Aber je klarer sie es sich machte, daß Herr Diether für sie verloren sei, um so drohender trat das Versprechen, das sie dem jungen Kaufmanne gegeben hatte, vor ihre Seele. Ritter Wolfram hatte es zwar höchst übereilt genannt und Frau und Tochter deshalb heftig gescholten, aber es fiel ihm nicht ein, daran zu rütteln: ein gegebenes Wort war ein heiliges Pfand, und es mußte eingelöst werden, gleichviel ob mit Freuden oder mit Seufzen.

Der Frühling kam in diesem Jahre früher ins Land als gewöhnlich; schon der März brachte warme, sonnige Tage voll Veilchenduft und Vogelgesang. Jutta sah es mit Betrübnis; sie hätte die weiße Schneedecke festhalten mögen, die ihr wie eine Schutzmauer gegen eine verhaßte Zukunft erschien. Einst, als sie auf dem Söller stand und schwermütig in die Weite schaute, kündete der Türmer nahende Gäste an, und bald darauf lenkte ein ansehnlicher Reiterzug in den Schloßhof ein. Die Herren trugen zwar nicht den eigentlichen Ritterschild, aber die Abzeichen alter, städtischer Geschlechter, die auf ihre Würde mit ebensoviel

Stolz und Eifersucht schauten wie die Edelleute, die auf ihren Burgen saßen. Allen voran ritt ein junger Mann, bei dessen Anblick Jutta erschrocken zurückfuhr: es war Herr Gotthold Tucher. Als sie ihm später in der Halle entgegentrat, mußte sie sich's bekennen, daß er schön sei und an höfischem Ansehen keinem Ritter nachstehe; erst als sie im Geiste Herrn Diethers hohe, tannenschlanke Gestalt mit den ernsten Zügen daneben stellte, schien der Städter zusammenzuschrumpfen, und sein heiterer Blick und Ton beleidigte sie fast. Er begrüßte sie höflich und freundschaftlich, vermied aber jede Hindeutung auf ihr Versprechen, vielmehr schien er nur gekommen zu sein, um den Ritter nebst Gattin und Tochter zu einem Waffenspiel einzuladen, das die Söhne der Erfurter Kaufmannsgilde in der ersten Woche des April veranstalten wollten. Herr Wolfram nahm die Einladung für sich und die Seinen bereitwillig an; er fand großes Wohlgefallen an Herrn Gotthold und seinen adligen Sitten, behielt ihn mehrere Tage auf der Burg und erklärte Frau Hildgunden, daß er sich mehr und mehr mit dem Gedanken aussöhne, seine Tochter dem Kaufherrn zur Ehe zu geben.

Wieder rüsteten sich die Scharfenecker, um zum Turnier nach Erfurt zu ziehen, aber wie anders war es Jutta heute zumute als vor drei Jahren! Das Herz tat ihr weh, wenn sie sich mit dem fröhlichen Kinde von damals verglich, und sie beneidete fast ihre Schwester Mechthild, die in den Klostermauern von allen irdischen Sorgen befreit war und vollkommenen Frieden genoß. Herr Gotthold kam mit einigen Freunden den edlen Gästen entgegengeritten und holte sie mit allen Ehren ein; er erschien so ritterlich und gewandt, so artig in Sprache und Benehmen, daß Herr Wolfram wiederholt erklärte, er verdiene ein Ritter zu sein. Er führte die Gäste in sein eigenes Haus, das mit ungewöhnlicher Behaglichkeit und sichtbarem Reichtum eingerichtet war; dort empfing sie Frau Hermentrud mit größter Freundlichkeit und bat sie, es sich darin wohl sein zu lassen. Mit hausmütterlichem Blick prüfte Frau Hildgunde jedes Stück der Einrichtung und fand alles gediegen und gut; die beiden Frauen hatten die kurze Entfremdung des vorigen Jahres völlig überwunden und sprachen ohne Rückhalt über die Verbindung zwischen Jutta und Gotthold, die beide billigten und wünschten. Auch Jutta mußte eingestehen, daß dieses Haus prächtiger und bequemer sei als manche Burg — und doch blieb ihr Herz kalt und ihre Stirn umwölkt; sie wünschte nichts sehnlicher, als das goldene Netz, das sie umgab, zu zerreißen und frei zu sein!

Abends ertönte Harfenklang unter ihrem Fenster, und eine angenehme männliche Stimme sang das folgende Lied:

„Der Frühling kommt, der Frühling kommt!
Hört ihr ihn brausend nahn?
Der Winter ist zerronnen,
Der Frühling hat's gewonnen,
Laßt uns ihn froh empfahn!

Der Winter hat uns schwer geplagt
Mit Frost und Eis und Schnee:
Er hielt in Haft die Quellen,
Die Bronnen und die Wellen,
Tat allen Blümlein weh.

Da kam der König Lenz ins Land,
Der starke Siegesheld —
Er riß entzwei die Ketten,
Tät alle Blümlein retten,
Steht sieghaft frei im Feld.

Heimflog mit ihm der Vöglein Hauf',
Der lang verbannet was.
Es singen allenthalben
Die Lerchen und die Schwalben —
Sein' Feldmusik ist das!"

(Felix Dahn.)

Tränen stürzten aus Juttas Augen: wo war der König Lenz, den sie einst hier gekrönt hatte? —

Das Turnier nahm einen glänzenden Verlauf, und die jungen Kaufleute bewiesen, daß sie wohl gelernt hatten, ihr Roß zu tummeln und Speere und stumpfe Schwerter zu handhaben. Mehr als andre aber tat sich Herr Gotthold in allen ritterlichen Künsten hervor, und ihm zumeist galten die stürmischen Beifallsrufe der Volksmenge. Jutta wurde es immer schwerer ums Herz dabei, denn sie fühlte wohl, daß er sich nicht mit dem Kranze aus ihrer Hand begnügen, sondern einen andern Siegespreis fordern würde, den sie ihm nicht versagen durfte.

Die Waffen ruhten, die jungen Männer rüsteten sich zum letzten Rennen; da ertönte Hörnerklang, und von der Stadt her kam ein kleiner Reitertrupp, der vor den Schranken hielt. Der Herold verkündete, daß sein Herr, ein fahrender Ritter, der aus fernen Landen heimkehre, um die Erlaubnis bäte, zur Ehre einer schönen Dame, der er diene, eine

Lanze zu brechen. Mit artigen Worten wurde der Ritter eingeladen, sich an dem Kampfspiel zu beteiligen; mit geschlossenem Visier ritt er ein, sprengte vor die Tribüne und senkte seinen Speer tief vor den anwesenden Frauen. Nur mit Mühe unterdrückte Jutta einen Schrei: höchste Überraschung, jubelnde Freude und seine tödliche Angst drohten sie zu ersticken — sah sie doch auf dem Helm des Ritters ein wohlbekanntes, wenn auch arg verschossenes blaues Band flattern! Sie preßte die Hand auf den klopfenden Busen; dort hing noch immer, tief verborgen, das goldene Kleinod mit dem Vergißmeinnicht — wie treu hatte sie seine Mahnung befolgt! Jetzt stand er endlich vor ihr, an den sie so oft gedacht hatte, aber die letzte Frist war abgelaufen — es war zu spät!

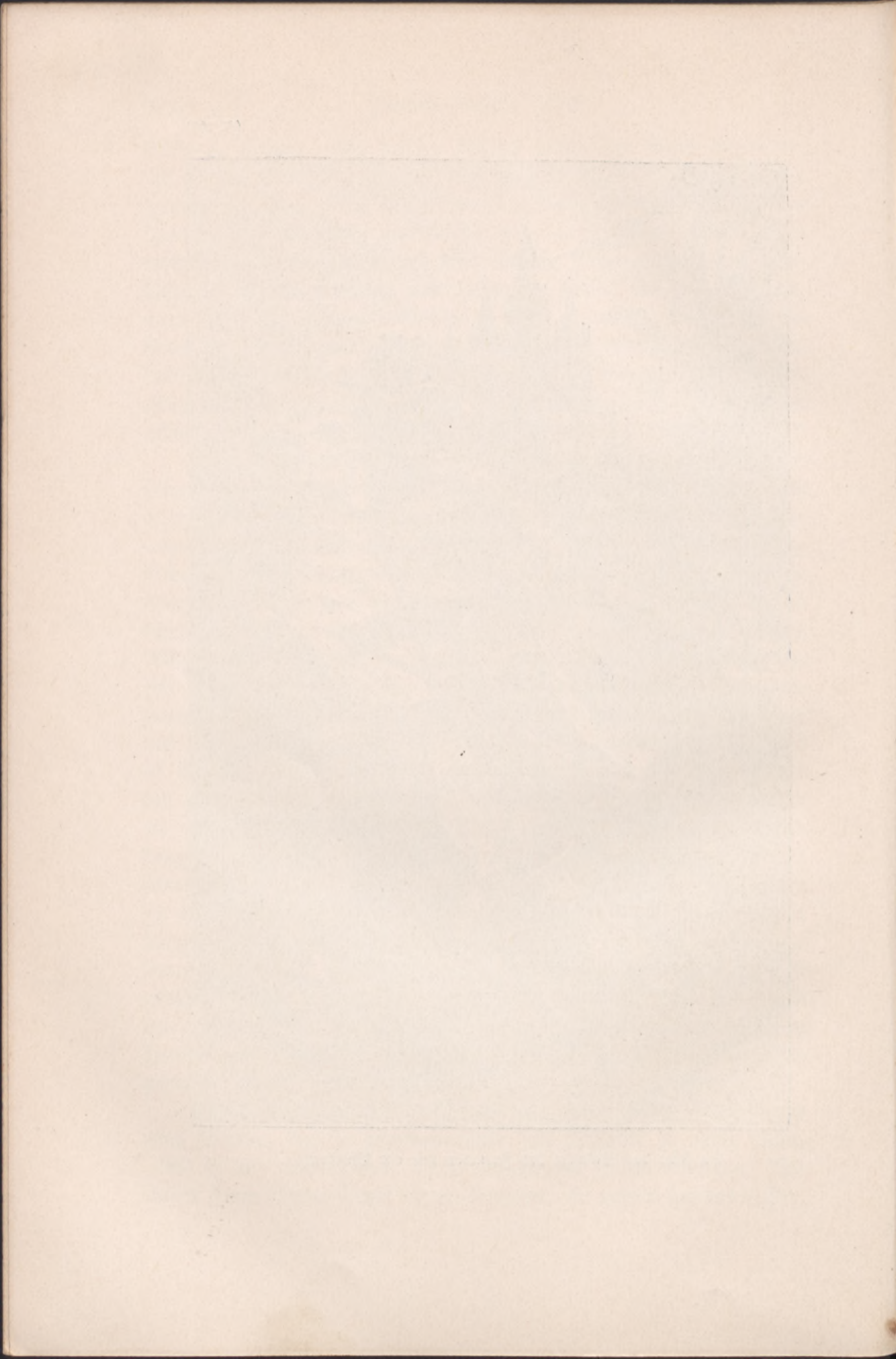
Das Rennen begann: mit starker Hand warf der Fremde einen Gegner nach dem andern aus dem Sattel; zuletzt stand ihm nur noch Herr Gotthold gegenüber. Dem Kaufmann war Juttas stürmische Bewegung nicht entgangen, und mit scharfem Blick hatte er das ganze Geheimnis durchschaut. Das gab ihm Riesenkräfte, und es begann ein heißes Ringen, bei dem der Erfolg lange zweifelhaft blieb. Der Ritter schien seinen Widersacher zuerst schonen zu wollen, das machte den andern sicher; immer tollkühner drang er auf den Feind ein, bis er sich plötzlich eine Blöße gab. Da fuhr das Schwert des Fremden wie ein Blitzstrahl auf den Gegner los, riß ihm den Helm vom Haupte, die Waffe aus der Hand und zerspaltete seinen Holzschild in Stücke. Das Pferd sank in die Knie, und der Städter mußte sich für besiegt erklären. Ohne sich weiter um ihn zu kümmern, sprang der Sieger vom Roß und eilte mit schnellem Schritt auf die Tribüne zu, nahm den Helm ab und beugte das Knie, vor Jutta, die zitternd vor Erregung den Kranz auf seine braunen Locken drückte. In diesem Augenblick vergaß sie alles, was sie von Herrn Diether von Buchenbühl trennte; sie sah nur in seine Augen und las darin, daß er ihr treu geblieben sei. Und wieder, wie damals, ging sie im Siegeszug mit ihm um die Schranken, und er geleitete sie bis zum Hause ihres Gastfreundes; dort aber floh sie in ihre Kammer und verbarg ihr Angesicht; sie konnte jetzt nicht Frau Hermentruds prüfendem Blicke begegnen, und sie wußte nicht, was weiter geschehen sollte.

Bald danach trat Frau Hildgunde ein. „Mein Kind,“ sagte sie mit einer Stimme, der sie vergebens Ruhe und Festigkeit zu geben suchte, „dies ist ein unerwartetes, wenig beglückendes Zusammentreffen. Wir haben Herrn Diether längst als tot betrauert; ein anderer hat das bessere,

(S. 202.)



Da fuhr das Schwert des Fremden wie ein Blitzstrahl . . .



ja das alleinige Recht an dich; du darfst es nicht vergessen, daß du jenem kein wirkliches Versprechen gabst, und daß Gotthold dein Wort hat."

Jutta warf sich in ihre Arme. „Mutter, Mutter," schluchzte sie, „wie kann ich ihm Liebe und Treue geloben, während der andere noch lebt und mein begehrt? Es kann nicht sein, und Gotthold wird es nicht wollen."

„Das weiß ich nicht," erwiderte Frau Hildgunde vorsichtig, „Männer sind selten geneigt, von ihren Rechten abzustehen und einem andern den Vorrang zu lassen — und dein Vater würde es nie gutheißen, ein gegebenes Wort zu brechen."

Während sie noch sprachen, trat ein Diener ein und bat die Damen, in das Wohnzimmer zu kommen, wo man ihrer warte. Mit klopfendem Herzen folgte Jutta ihrer Mutter in das Gemach, wo ihr Vater, Christian Tucher mit seiner Gattin, Diether und Gotthold mit ernsten Gesichtern standen. Dieser trat auf sie zu und sprach: „Edles Fräulein, Ihr erinnert Euch unseres Gesprächs im vorigen Frühjahr zu Nürnberg, als Ihr mir verhießet, die Meine zu werden, falls der, dem Ihr Treue gelobt hattet, nicht bis zum Winter zu Euch zurückkehre. Geduldig habe ich gewartet und Euch durch kein Wort und kein Zeichen an Euer Wort gemahnt; doch ließ ich von Monat zu Monat durch meine Boten erforschen, ob Euer Ritter heimgekehrt sei. Erst als das Jahr abgelaufen war, stellte ich mich bei Euern Eltern ein und sah und hörte selbst, daß Ihr frei wäret. Da habe ich Euch hierher geladen, um Euch zu zeigen, daß auch wir Städter keine Memmen sind und etwas von den Künsten verstehen, nach denen Ihr allein den Wert eines Mannes beurteilt. Freilich bin ich zuletzt besiegt worden, aber der überlegenen Stärke muß man sich beugen, und keiner wird mir nachsagen, daß ich aus Feigheit oder Schwäche unterlegen bin. So frage ich Euch denn vor diesen Zeugen, Fräulein Jutta von Scharfeneck, wollt Ihr die Hand annehmen, die ich Euch in herzlicher Liebe und Treue biete — wollt Ihr mein Weib werden?"

Ein Zittern überlief die schlanke Gestalt des Mädchens, doch hob sie entschlossen das gesenkte Haupt empor, und während eine hohe Glut das schöne, bleiche Antlitz überflutete, sprach sie also: „Ihr habt mein Wort und könnt auf seiner Erfüllung bestehen. Ich schätze Euch hoch, Herr Gotthold Tucher, und ich bin Euch von Herzen dankbar für das Zartgefühl, womit Ihr in diesem Jahre meiner geschont habt; doch ge-

stehe ich Euch offen, daß ich Euch wohl Treue und Gehorsam, aber keine Liebe geloben kann."

Gotthold zuckte zusammen, als habe er einen Stich erhalten; er trat einen Schritt zurück. „Sprecht Ihr, Herr Ritter von Buchenbühl!" sagte er, und dieser begann: „Als ich dem Ruf des Heiligen Vaters folgte und das Kreuz nahm, gab ich Euch zu verstehen, Fräulein Jutta, daß Ihr mir teuer geworden, und Ihr ließet mich ahnen, daß Ihr mir hold gesinnt wäret. Ich zog hinaus, und durch alle Mühen und Kämpfe begleitete mich der Gedanke an Euch und die Hoffnung eines glücklichen Wiederfindens. Ich kann Euch jetzt nicht berichten, warum ich so lange fortblieb — ich glaubte dem Gebote meines Kaisers unbedingten Gehorsam schuldig zu sein. — Vor vier Monaten traf mich Eure Botschaft in Rom, und gern wäre ich auf Flügeln des Windes zu Euch geeilt; aber Euer Bote erkrankte, und da ich durch mächtige Bande und ein heiliges Gelübde an ihn gefesselt war, so hielt ich es für unabweisbare Pflicht, ihn nicht zu verlassen. Tag für Tag und Woche auf Woche bezwang ich mühsam die verzehrende Ungeduld, die mich nach Scharfeneck trieb; erst vor wenig Tagen erreichten wir Nürnberg, und wie ein Donnerschlag traf mich die Kunde, daß heute Eure Verlobung gefeiert werden sollte. Ich wollte zuerst umkehren, um Euer Glück nicht zu stören; aber allzu gewaltig war die Stimme in meiner Brust, die mir zurief, es könnte nicht sein, daß Ihr meiner völlig vergessen hättet. So stehe ich vor Euch, ohne verbrieftes Recht, ohne festen Anspruch, und frage Euch: Jutta, wollt Ihr mich von Euch stoßen und einem anderen folgen?"

Wenig fehlte, so wäre sie an seine Brust geflogen wie die Taube, die sich vor dem Verfolger rettet; aber sie bezwang sich und preßte die Hände fest aufs Herz. Flehenden Blickes schaute sie auf Gotthold, der mit finster gerunzelter Stirn, halb abgewandt, dastand. Sie trat an ihn heran: „Herr," sagte sie sanft mit tränenden Augen, „Ihr habt das Geschick meines Lebens in Euern Händen; entscheidet Ihr, ob es hell und sonnig oder dunkel und trüb sein soll." Da faßte er ihre Hand, führte sie selbst zu Herrn Diether und sagte mit halberstickter Stimme: „Nehmt sie hin, Ihr sollt beide glücklich sein!"

Wenige Monate später wurde auf Scharfeneck ein fröhliches Hochzeitsfest gefeiert, das Diether und Jutta für immer vereinte. Es war ein schönes, stolzes Paar, und Frau Hildgundens mütterlicher Blick ruhte mit zuversichtlicher Freude auf den beiden, deren Liebe und Beständigkeit in schweren Kämpfen erprobt und bewährt erfunden war. Auch Herr Wolfram hatte seine Lust daran, denn im Grunde sah er seine Tochter doch lieber an der Seite eines Ritters als eines Städters. In der Burgkapelle segnete Vater Eckbert sie mit warmen Worten ein; vor dem Altare lag ein prächtiger orientalischer Teppich, ein Hochzeitsgeschenk von Herrn Gotthold Tucher, der dazu ein Brieflein geschrieben hatte, des Inhalts, daß er dem jungen Paare des Himmels reichen Segen wünsche und beide bäte, die Gabe als ein Zeichen seiner Freundschaft und Verehrung anzunehmen, auch seiner freundlich zu gedenken, denn er wäre im Begriff, eine weite Reise anzutreten, und wisse nicht, ob es ihm beschieden sei, in die Heimat zurückzukehren.

Unter den Gästen befanden sich auch Guntram, Friedel und Gerda; diese hatte den Ehrendienst bei der Braut; die ersten sangen um die Wette beim Hochzeitsmahl, und mit Befriedigung erkannte der Sohn, daß er noch manches von seinem Vater lernen könnte. Am Morgen nach der Hochzeit stieg er in die Kapelle hinab, um Vater Eckbert beim Singen der Hora zu unterstützen. Er fand ihn nicht am Altar und drang in seine Zelle ein, wo er den Alten totenbleich auf seinem Lager fand.

„Seid Ihr krank, Vater?“ fragte Friedel bestürzt, „kann ich etwas für Euch tun?“

„Die Sanduhr ist abgelaufen,“ erwiderte der Greis mit sanftem Lächeln, „ich gehe nach Hause. Die Arbeit meines Lebens ist vollbracht: in der letzten Nacht habe ich die Geschichte meines großen Kaisers vollendet. Dort liegt die Pergamentrolle, bringe sie dem Abt von Tannenrode mit meinem Gruß, er solle sie zu den übrigen legen und die Brüder fleißig darin lesen lassen. Ich habe dich wiedersehen dürfen, mein Sohn; ich weiß dich und Gerda wohl versorgt — nun habe ich keinen irdischen Wunsch mehr. Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren! Nimm meine arme Seele gnädig an!“

Und während Friedel betend an seinem Lager kniete, schloß der Greis die müden Augen in sanftem Schlummer, aus dem er nicht wieder erwachte. —

Die Neuvermählten zogen alsbald von dannen und ließen sich auf Diethers Stammburg Maltheim, die nicht weit von Nürnberg lag, nieder; doch brachten sie einen Teil jedes Jahres auf Buchenbühl zu, wo der alte Ritter Kunz sie stets mit höchster Freude willkommen hieß. Einige Jahre später siedelte Herr Gotthold Tucher nach Nürnberg über, denn Christian hatte das Zeitliche gesegnet, und der jüngere Bruder mußte das alte Kaufhaus an Ort und Stelle vertreten. Er brachte eine liebliche, junge Gattin mit, die er in Welschland kennen gelernt hatte; bald verband eine herzliche Freundschaft die beiden Paare, und Frau Jutta ließ es sich gern gefallen, als Gotthold ihr sagte, seine Teresa habe ihm zuerst um deswillen so wohlgefallen, weil sie ihn mit ihren schwarzen Augen und dunkeln Locken so sehr an das schöne Edelfräulein erinnert hätte, neben dem er einst zu Erfurt beim Bankett gesessen habe.

Auch Guntram und Gerda zogen wieder nach Nürnberg in ihr Häuschen, wo sie in stillem Frieden wohnten. Friedel brachte einen großen Teil seiner Zeit bei ihnen zu; doch zuweilen trieb es ihn mächtig hinaus, und sein Vater suchte ihn nicht zu halten. Nicht nur in Maltheim und Buchenbühl war er immer ein gern gesehener Gast, auch auf andern Ritterburgen und an Fürstenhöfen fand er freundliche Aufnahme; seine Lieder vom Kaiser Rotbart erklangen im ganzen Lande und schufen dem Sänger einen berühmten Namen. Als Friedrich der Zweite nach mehreren Jahren zu Mainz seine Vermählung mit der englischen Königstochter feierte, da sang auch Friedel beim Hochzeitsmahl und gefiel dem Kaiser so wohl, daß er ihm anbot, an seinem Hofe zu bleiben. Aber er dankte für solche Ehre, er wollte frei bleiben, frei wie der Vogel, zu kommen und zu gehen, wie es ihm beliebte. Zog es ihn doch nach jeder Abwesenheit mächtig zurück in das weiße, rosenumrankte Häuschen, wo er stets mit Liebe und Entzücken empfangen wurde. Und einmal fragte er Gerda, ob sie sein Weib sein wolle, und sie nickte dazu mit glückseligem Lächeln; sie hatte ja nie an eine andere Möglichkeit gedacht und noch keinen gesehen, der an ihren Friedel heranreichte.

Nun klang das Haus wider von süßen Liedern und Wettgesängen, und wie die Stimmen fröhlich schallten, so schafften auch die Hände, und manches schöne Gebilde der Holzschneidekunst ging aus dem Hause neben dem Hospital der Deutschen Brüder hervor, bis es mit der Zeit zu klein und bescheiden wurde und die beiden Meister ein größeres be=

zogen, das ihrem wachsenden Ruhme angemessener war, auch für Friedels und Gerdas heranblühende Kinderschar mehr Raum gewährte. Unter den Kindern des Ritters Diether von Buchenbühl, des Ratsherrn Tucher und des Bildschnitzers Friedel herrschte große Freundschaft; bis in späte Zeiten blieben die Ereignisse, die einst die Eltern verbunden hatten, in der Erinnerung der Nachkommen wach und lebendig. Durch Generationen hin aber erklang in Friedels Hause sein Lied von Mund zu Munde:

„In stolzer Höhe die Burgen stehn
Der Ritter, mit leuchtenden Zinnen;
Da schmettert das Horn, und die Banner wehn,
Da blüht es von Freuden und Minnen.
Doch tiefer, das ebene Tal hinab,
Von Pracht und Kühnheit geschieden,
Da spinnt sich das Leben des Bürgers ab
In ruhigem, fleißigem Frieden.

Der Sänger aber verknüpft sie aufs neu
Mit Geigen und Spielen und Wandern.
Er singet des einen verborgene Treu,
Er singet die Großtat des andern.
Sie alle kennen den Fröhlichen schon
Und lauschen den wechselnden Weisen,
Und mutig darf er in hellem Ton,
Was edel und groß ist, preisen.

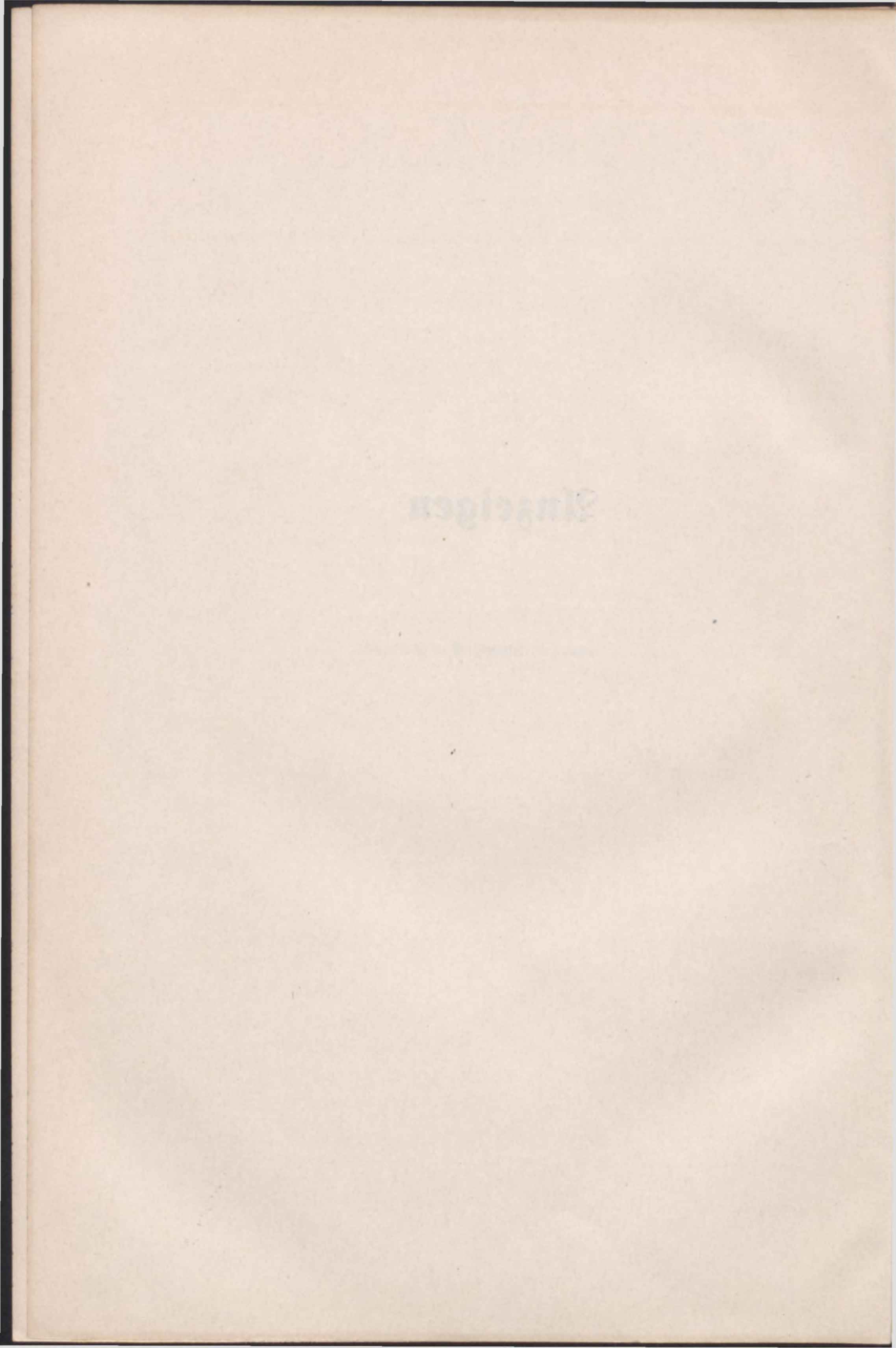
Und sank der Sänger auch längst in die Gruft,
So leben und weben die Lieder;
Sie dringen ins Herz, sie erfüllen die Luft
Und tönen im Walde wider;
Und dürfen auf flüchtigen Schwingen die Zeit,
Von der sie singen und sagen,
Mit all ihrem Streben, mit Glück und Leid
Hinaus zu den Enkeln tragen.“

(E. Plehn.)



Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Anzeigen



Jugendschriften und Geschenkwerke

aus dem Verlage von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig



Neuigkeit Weihnachten 1910

Arethusa

Die Sklavin von Byzanz

Von

Francis Marion Crawford

Aus dem Englischen übersetzt und für die weibliche Jugend bearbeitet von

A. Helms

Mit 16 Separatbildern. 3. Auflage.

Francis Marion Crawfords Romane werden auch in Deutschland hochgeschätzt. — Eine besondere Stellung unter den zahlreichen Schriften des beliebten Verfassers nimmt „Arethusa" ein. Interessant für die Erwachsenen, muß das Buch durch seinen hochdramatischen Aufbau, die niemals schleppende Handlung und das farbenreiche Milieu aus der Glanzzeit von Venedig und dem Niedergange des Byzantinischen Kaiserreichs die Jugend besonders fesseln. Das Originalwerk bietet aber manche Stoffe, die über die Fassungskraft der jungen Leserinnen hinausgehen, auch manches, das für dieselben noch nicht geeignet sein würde.

Deshalb hat es A. Helms übernommen, den Text den Anforderungen anzupassen, die an ein gutes Buch für heranwachsende deutsche Mädchen gestellt werden müssen. Die geschickte Feder und die taktvolle Art von A. Helms sind genügend bekannt durch manche von uns herausgegebene Werke, so insbesondere die Rittergeschichte „Heinz Treuaug" sowie die außerordentlich beifällig aufgenommene Serie von „Tanera, Durch ein Jahrhundert", an deren Bearbeitung für die Jugend A. Helms einen wesentlichen Anteil hat. Die Ausstattung des Buches dürfte dem Geschmack junger Mädchen entsprechen. Dasselbe ist mit 16 vorzüglich ausgeführten Einschaltbildern geschmückt.

In Prachtband 4,50 Mark, geheftet 3,50 Mark.



Probebild aus:

Crawford—Helms, Arethusa (s. S. 1)

Für das reifere Mädchenalter

Schriften von Brigitte Augusti

An deutschem Herd

Kulturgeschichtliche Erzählungen aus alter und neuer Zeit mit besonderer Berücksichtigung des Lebens der deutschen Frauen

I. Bd.: Edelfalk und Waldvöglein

Kulturgeschichtliche Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert. Mit 12 Bildern von Prof. W. Friedrich. **13. Auflage.**

Der erste Band schildert das Leben der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts: die gefahrvollen, mühseligen Reisen des Kaufmannes, das gesetzlose Treiben der Ritter vom Stegreif, die opferfreudige Hingebung des Kreuzfahrers, die sorgenschweren Tage der Burgfrau, die mit der Tochter in der Kemenate des Beschützers harrt, — all das zieht im Gewande der ungekünstelt aufgebauten, frischen Erzählung an uns vorüber.

II. Bd.: Im Banne der freien Reichsstadt

Kulturgeschichtliche Erzählung aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Mit 12 Bildern von Prof. Woldemar Friedrich. **8. Auflage.**

In den Tagen des scheidenden Mittelalters und der mächtig anklopfenden neueren Zeit spielt die Erzählung des zweiten Bandes. Den Schauplatz der Ereignisse bilden wesentlich Nürnberg und seine Umgebung, den geschichtlichen Hintergrund hauptsächlich die Kämpfe Karls des Kühnen, das kluge, zielsichere Walten Albrecht Achilles', der Bauernkrieg und das Auftreten Luthers.

III. Bd.: Das Pfarrhaus zu Tannenrode

Bilder aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Mit 12 Bildern von Wilhelm Räuber. **10. Auflage.**

Wilde, stürmische Zeiten, rauhe Sitten, blutige Schlachtfelder sind die Kennzeichen des Dreißigjährigen Krieges. Aber mit feinstem weiblichen Zartgefühl führt uns die Verfasserin auf wundersam verschlungenem Pfade an den Bildern des Schreckens und Entsetzens vorüber, und all die tobenden Leidenschaften gelangen zu versöhnendem Abschlusse und klingen aus in die Worte: „Laßt uns Frieden machen!“

IV. Bd.: Die letzten Maltheims

Erzählung aus der Zeit Friedrichs des Großen. Mit 12 Bildern von Hugo Engl. **7. Auflage.**

In buntem Wechsel lernen wir die Entfaltung fürstlicher Pracht und Verschwendung, die Beweise königlicher Huld und Fürsorge, die Frömmigkeit und Treue bürgerlicher Familien kennen und freuen uns des väterlichen Wohlwollens, mit dem der Sieger von Roßbach und Leuthen zwei liebliche Menschenkinder ihrem ersehnten Ziele zuführt.

V. Bd.: Die Erben von Scharfeneck

Bilder aus der Zeit der Königin Luise. Mit 12 Bildern von A. v. Roeßler. **8. Auflage.**

An die Geschicke der edlen Königin und an die einer vertrauten Freundin von ihr ist die Geschichte geknüpft. Ohne die großen Staatsbegebenheiten jener Zeit zu übergehen, erzählt uns die Verfasserin hauptsächlich von dem Glück und dem Glanz der fürstlichen Braut, von dem Leid und Weh der Königin, von ihrem Streben und Sterben. Aber leuchtend wie ein heller Stern schwebt über dem allen die unerschütterliche Freundschaft der Prinzessin und der adligen Dame — eine Freundschaft, getreu bis in den Tod.

In 5 selbständigen und einzeln käuflichen Bänden: Prachtband je 6 M., geh. je 4,50 M.

Schriften von Brigitte Augusti

An fremdem Herd

Bunte Bilder aus der Nähe und Ferne,
mit besonderer Berücksichtigung des häuslichen Lebens in verschiedenen Ländern

I. Bd.: **Gertruds Wanderjahre** Erlebnisse eines deutschen Mädchens im Elsaß, in Spanien, Italien und Frankreich. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von Otto Gerlach. **5. Auflage.**

Gertrud ist als Lehrerin in den verschiedenen Ländern tätig. Was sie da gesehen und erlebt, wird mit großer Frische und Anschaulichkeit geschildert, so daß die junge Leserin eine klare Vorstellung von den romanischen Ländern und ihren Sitten und Gebräuchen gewinnt.

II. Bd.: **Zwillings-Schwestern** Erlebnisse zweier deutschen Mädchen in Skandinavien und England. Mit 8 Bildern von Prof. Woldemar Friedrich. **4. Auflage.**

Beide Schwestern, Töchter eines norddeutschen Pfarrers, werden durch das Schicksal in die Fremde entführt, die eine nach England, wo sie als Erzieherin bei einer vornehmen Familie eintritt, die andere nach Norwegen, wo sich ihr das gastliche Haus von Freunden ihres Vaters öffnet. Die Verschiedenheit des gesellschaftlichen Lebens in beiden Ländern hebt die Verfasserin anschaulich hervor, und auch den landschaftlichen Reizen wird sie in fesselnder Schilderung gerecht. Zugleich schlingt sie um die handelnden Personen in den so weit voneinander getrennten Ländern verbindende Fäden und führt ein dunkles Familiengeheimnis zu erfreulicher Lösung.

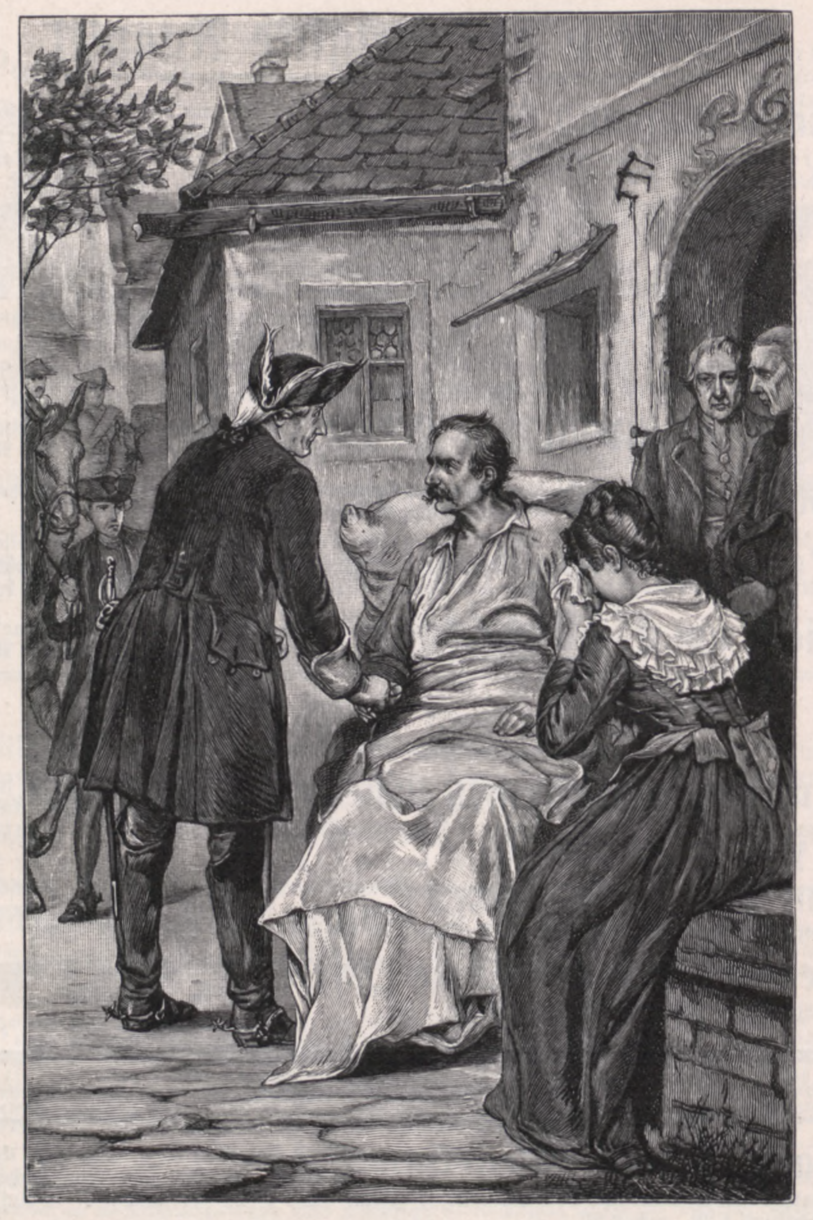
III. Bd.: **Unter Palmen** Schilderungen aus dem Leben und der Missionsarbeit der Europäer in Ostindien. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von Prof. Woldemar Friedrich und C. H. Küchler. **2. Auflage.**

In ferne Gegenden voll Sonnenglut und Tropenpracht, aber auch voll Tropengefahr und Menschenelend, wird der Leser des vorliegenden Buches geführt. Fesselnde Einblicke in das Leben und Wesen der zahllosen Bevölkerung Indiens tun sich ihm auf, und ebenso lernt er die Licht- und Schattenseiten der englischen Herrschaft über jene weiten Gebiete kennen. Als leitender Faden in dem Gewebe der Erzählung dient deutsche Treue und Barmherzigkeit, die vom schönsten Erfolge gekrönt wird.

IV. Bd.: **Jenseit des Weltmeers** Schilderungen aus dem nordamerikanischen Leben. Mit 6 Bildern nach Zeichnungen von C. H. Küchler. **2. Auflage.**

Dieses Buch erzählt von zwei nach Amerika wandernden Mädchen, die während der Seefahrt Freundschaft miteinander geschlossen haben. In Amerika treten sie in verschiedene Lebenskreise ein, treffen aber endlich doch, nachdem jede von ihnen reiche Erfahrungen gesammelt hat, wieder zusammen und finden in ernster Arbeit und treuer Liebe das Glück des Lebens in ihrer neuen Heimat.

In 4 selbständigen und einzeln käuflichen Bänden: Prachtband je 6 M., geh. je 4,50 M.



Wie geht es Ihm, mein braver Major Günther?

Probebild aus: **Augusti, Die letzten Maltheims** (s. S. 3)

Für das reifere Mädchenalter

Schriften von Brigitte Augusti

Kaiserreich und Gottesreich Erzählung aus den Tagen der ersten christlichen Märtyrer. Nach Henryk Sienkiewicz' „Quo vadis?" für die reifere deutsche Jugend frei bearbeitet. Mit 12 Tonbildern von Johs. Gehrts. 2. Auflage. In Prachtband 6 M., geheftet 4,50 M.

In dieser Bearbeitung des bekannten Originalwerkes ist alles schwer Verständliche vermieden und für die Jugend Ungeeignete entfernt worden.

Miriam **das Zigeunerkind.** Nach **J. Colombs** Werk: „La fille des Bohémiens". Mit 15 Vollbildern u. 91 Textabbildungen. 5. Aufl. Prachtb. 4 M., geh. 3 M.

Die Heldin dieses Buches ist ein armes Zigeunermädchen, das, von mildtätigen Leuten aufgenommen, allmählich an ein gesittetes Leben sich gewöhnt und später den Dank für die empfangenen Wohltaten edelherzig abstattet. Die mit pädagogischem Takt geschriebene Erzählung ist reich an erziehlichem und belehrendem Inhalt.

Knospen und Blüten **Eine Erzählung für junge Mädchen.** Mit Titelbild. 4. Auflage. Reich geb. 3,50 M., geh. 2,50 M.

Haus und Welt **Bilder aus des Lebens Mai.** Mit Bildern v. J. Kleinmichel. 3. Aufl. Reich geb. 3,50 M., geh. 2,50 M.

Diese Erzählung zeichnet sich durch psychologische Feinheit aus, fesselt durch liebevollen Ernst, welcher alles Süßliche, Träumerische und Tändelnde vermeidet, gewährt reiche Unterhaltung und trägt zur Herzens- und Charakterbildung im besten Sinne des Wortes bei.

Liebe um Liebe Nach **J. Colombs** Werk: „Les étapes de Madeleine". Mit vielen Bildern. 2. Aufl. Prachtband 4 M., geh. 3 M.

Schriften von Helene Stökl

Auf der Schwelle des Lebens Herzensworte als Mitgabe für deutsche Töchter bei ihrer Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen. 9. Auflage. Mit Titelbild von O. Wichtendahl. In Prachtband mit Goldschnitt 4 M.

Im Dienste des Herrn Lebensbilder christlicher Frauen für Deutschlands Töchter dargestellt. Mit drei Gruppenbildern, elf Porträts enthaltend. 2. Auflage. In Prachtband mit Goldschnitt 4 M.

Feierstunden der Seele Dichterklänge zur Erquickung und Erhebung von Herz und Geist. 3. Auflage. Mit Titelbild. In Prachtband mit Goldschnitt 4 M.

Für heranwachsende Mädchen

Vater Carlets Pflegekind Nach **J. Colombs** Werk: „La fille de Carilès", gekrönt mit dem großen Monthyonpreise, bearbeitet von **Clementine Helm.** Mit vielen Abbildungen. 9. Aufl. Prachtband 4 M., geh. 3 M.

Diese Bearbeitung der gediegenen Colombschen Schrift durch Frau **Clementine Helm** hat allenthalben Anerkennung gefunden: Inhalt und Ausstattung sichern dem Buche einen ersten Platz in unserer Jugendliteratur. Es ist eine wirkliche Perle unter den Mädchenbüchern.

Für den fremdsprachlichen Unterricht

Für das jüngere Kindesalter

Petit à Petit ou Premières Leçons de Français par **A. Herding.** Pour les enfants de cinq à dix ans. Ouvrage illustré de 206 gravures, dessinées par Fedor Flinzer et une planche en couleurs. Vingt-et-unième édition. Kart. 2,50 Mark.



Little by Little or First English Lesson-Book for Children from five to ten years of age. An Adaptation of A. Herding's „Petit à Petit" by **Hedwig Knittel.** With 206 Illustrations designed by Fedor Flinzer and a coloured frontispiece. Eighth edition. Kart. 2,50 Mark.

Schritt für Schritt Lehrbuch der deutschen Sprache für Anfänger, besonders im Alter von 6 bis 10 Jahren. Bearbeit. auf Grund von A. Herdings „Petit à Petit" von Oberlehrer **H. Herding.** Mit vielen Abbildgn. im Text von Prof. Fedor Flinzer, O. Kubel u. a. sowie mit einer Farbentafel. Kart. 2,50 Mark.



Die Bücher eignen sich besonders für die dem eigentlichen Schulunterricht vorangehende häusliche Unterweisung.

Für die Jugend, aber auch für Erwachsene interessant und lehrreich ist

Thora Goldschmidts

Sprachunterricht auf Grundlage der Anschauung

Bildertafeln für den Unterricht im Französischen. 7., erweiterte Auflage. 31 Anschauungsbilder mit erläuterndem Text, Übungsbeispielen und einem systematisch geordneten Wörterverzeichnis. Kart. 3 Mark, biegsam gebunden 3,50 Mark.

Bildertafeln für den Unterricht im Englischen. 4., verbesserte Auflage. 28 Anschauungsbilder mit erläuterndem Text, Textübungen und einem systematisch geordneten Wörterverzeichnis. Kart. 2,50 Mark, biegsam gebunden 3 Mark.

Bildertafeln für den Unterricht im Italienischen. 2., völlig neu bearbeitete Auflage. 35 Anschauungsbilder mit erläuterndem Text, Übungsbeispielen, einem Abriß der Grammatik und systematisch geordnetem Wörterverzeichnis. Kart. 3 Mark, biegsam gebunden 3,50 Mark.

Bei dem Goldschmidtschen Lernverfahren, das den ersten fremdsprachlichen Unterricht weiterführen und vertiefen soll, leisten **Auge** und **Bilder,** die als Gedankenvermittler in Anspruch genommen werden, wichtige Dienste. Konversations- und Sprechübungen befestigen das Gesehene und Gelernte und fördern schnell den praktischen Gebrauch der zu erlernenden Sprache. **Die zuletzt erschienenen Bildertafeln zur Erlernung des Italienischen sollen insbesondere den zahlreichen Reisenden, die alljährlich Italien aufsuchen, als wirklich praktisches Lehrbuch und zugleich als Sprachführer dienen.** Für diesen Zweck ist ein biegsamer Leinenband (Geschenk-Ausgabe) geschaffen worden, der auf der Reise leicht mitgeführt werden kann.

Vorschule für den Unterricht in der französischen Sprache

begründet auf die Anschauungsmethode unter gleichzeitiger Berücksichtigung der sich aus dem Stoff ergebenden Grammatik von **M. Weiß.** Mit 36 Bildern von Otto Kubel u. a. 5., neubearbeitete Auflage. Gebunden 2,50 M.

Livre de lecture par **M. Weiß.** Tome I: **Recueil d'historiettes et de poésies** pour l'enfance. 5. Auflage. Gebunden 1,90 Mark.
Tome II: **Recueil de morceaux choisis de prose et de vers** pour la jeunesse. 2. Auflage. Gebunden 1,90 Mark.

Für den fremdsprachlichen Unterricht

THE KITCHEN.

1. The kitchen-range, a cooking-stove.
2. The oven.
3. The kitchen-hatchet.
4. A pair of tongs.
5. The sauce-pan.
6. A kettle.
7. The flat iron.
8. The pot.
9. The lid, the lid of the pot.
10. A cook.
11. The sieve.
12. A frying-pan.
13. A tea-cloth; a duster.
14. The kitchen-knife, the meat-knife.
15. The dust-pan.
16. A broom.
17. The gas-burner, the gas-bracket.
18. A scoop.
19. A dish-cloth.
20. The water-pipe.
21. The tap.
22. The sink.
23. The dust-pail; an ash-bucket.
24. A tub, a washing-tub.
25. An egg-cup.
26. An egg.
27. A fish-slice; a skimmer.
28. A funnel.
29. The chopper.
30. The rolling-pin.
31. The paste-board; the chopping-board.
32. A mortar.
33. The pestle.
34. A basin, a bowl.
35. The plate-rack, the dresser.
36. A meat-plate.
37. A soup-plate.
38. A jar.
39. A market-basket.
40. The handle.
41. A grater, a nutmeg-grater.
42. A mould.
43. The kitchen-table, the dresser.
44. The chopping-block.
45. A clothes-basket.
46. The ironing-board.

Probeseite aus:

Thora Goldschmidts Bilbertafeln für den Unterricht im Englischen

Die den Bildern gegenüberstehenden Seiten enthalten bezügliche Textübungen

Um annähernd 1/3 verkleinert. Näheres auf der vorigen Seite.

Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig

